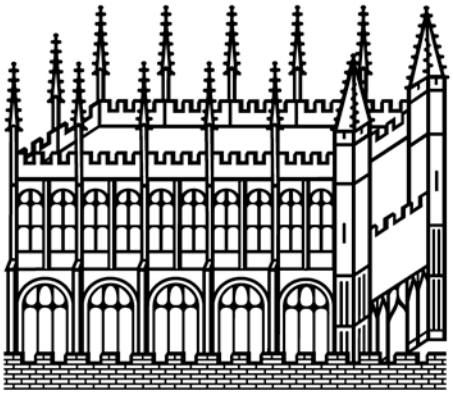


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

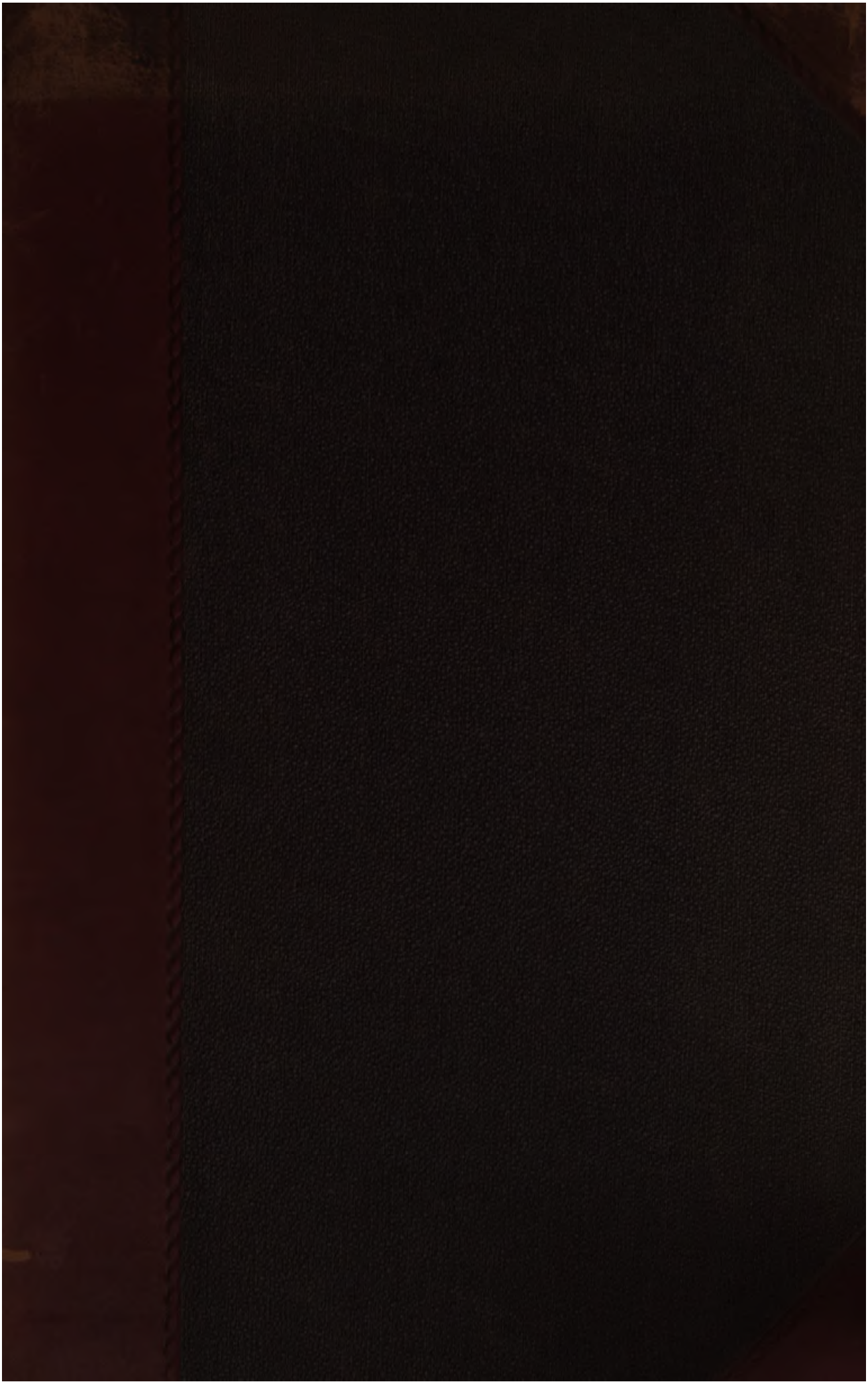
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.




600022054J



46.

Durch
Nord-Afrika
und
Spanien.

Reisestudien

von

Fritz Wernick.

(Verfasser der „Städtebilder“, Reisetagebücher beider Hemisphären.)

Leipzig,
Verlag von Gebrüder Senf.

Durch

Nord-Afrika

und

Spanien.

Reiſeſtudien

von

Fritz Werner

(Verfaſſer der „Städtebilder.“)



Leipzig,
Verlag von Gebrüder Senf.

203 j. 38
f



Einleitung.

Die Vorbereitung einer neuen Ausgabe der Reiseerinnerungen und Wanderstudien giebt dem Verfasser willkommene Veranlassung zu herzlichen Worten des Dankes für die allseitig freundliche Aufnahme, welche seine „Städtebilder" bei dem deutschen Leserpublikum und der Kritik gefunden haben. Wenn nun die letzten Aufzeichnungen aus Algier, Tunis, Spanien das Interesse im höheren Grade in Anspruch genommen zu haben scheinen, so daß sehr bald eine andere Ausgabe nothwendig geworden, so liegt dies natürlich nur in dem Umstande, daß die in jenen Küstenländern des Mittelmeeres sich vollziehenden Erreignisse und politischen Umwandlungen die Aufmerksamkeit mehr und mehr auf jene Gebiete hinlenken. Ob deshalb ein neuer Abdruck ohne alle Ergänzungen, wie sie erfordert zu werden scheinen durch die Kriegszüge, Aufstände, Bewegungen der dort handelnden Völker, genügt, das könnte fraglich scheinen. Wenn hierdurch auf solche Erweiterungen des Textes verzichtet werden mußte, so hat das darin seinen Grund, daß wir Land und Leute seit dem Beginn der kriegerischen Bewegungen nicht wiedergesehen und uns gescheut haben durch Verwerthung von Zeitungsberichten, Schilderungen, Aktenstücken die jedenfalls fühlbaren Lücken auszufüllen. Die Studien aus Tunis, Algier, der Sahara wie diejenigen aus den südfranzösischen Küstenländern und aus Südspanien wollen nur ein möglichst klares, charakteristisches Bild der Länder und ihrer Bewohner, der Landschaft, der Cultur, der Volksart, gelegentlich auch der politischen Zustände entwerfen. Ist ihnen dieses gelungen, so werden sie auch heute immer nach der Anschauung des Lesers

zu einer Grundlage dienen können, von der aus er die Ereigniſſe, die Motive, die ſie veranlaßt, die Stelle der einzelnen Völker und Stämme zu einander beſſer zu beurtheilen vermag. Mehr aber würde das Buch auch kaum durch eine Erweiterung haben bieten können, wenn es nicht eine Geſchichte des letzten Kampfjahres bringen wollte. Das aber mußte ganz außer aller Abſicht des Verfaſſers liegen. Deshalb mag es verſuchen in der veränderten Form zu den alten Freunden neue zu werben, einen größeren Leſerkreis in jene hochintereſſanten Gebiete einzuführen, in denen ſeit vielen Jahrhunderten bis auf die heutige Zeit orientaliſches Leben, muhamedaniſche Sitte, Cultur, Politik mit der abendländiſchen, chriſtlichen kämpft, in jenen Landſchaften, denen die Geſtade des Mittelmeeres, die Schneehäupter des Atlas, die palmengeſchmückten Oaſen der Wüſte, die Maurenſchöſſer der Khalifen unſagbaren Reiz verleihen.

Berlin, November 1881.

Fritz Wernick.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Avignon 1
Nimes 17
Algier.
Nach Afrika 31
Winter in Algier 40
Frühling in Algier 50
Blida 63
Constantine.
Durch Kabylien 77
Constantine 88
Biskra.
Fahrt in die Wüste 101
Auf der Oase 111
Tunis 125
Karthago 147
Malta 161
Syrakus 173
Catania.
Am Aetna 189
Girgenti 203
Palermo 221
Barcelona 235
Valencia 251
Elche 267
Murcia 279
Malaga.
Küstenfahrt 297
Malaga 309

Granada.

Granada 325
In der Alhambra 338
Ein Stierkampf 355
Sevilla 365
Cordoba 385
Madrid 397
Toledo 415
Escorial 431
Burgos 445

Avignon.

(1879.)

Avignon.

Dem Frühling entgegen zu reiſen, den Stürmen, Schneemaſſen, Unbilden des Winters zu entfliehen, das iſt für den Nordländer immer ſchon ein hoher Genuß. Jeder Weg nach Süden erſcheint da als ein ſchöner, denn ſchon das mehr und mehr erwachende Leben der Natur macht ihn dazu. So plötzlich freilich wie bei den Uebergängen über die Alpen wandelt ſich anderswo nicht das Angeſicht der Landſchaft von grämlichem Ernſte, eiſiger Erſtarrung zu lachender Freundlichkeit. Allmählich führt uns die Fahrt durch das ſüdliche Frankreich milderen Himmelsſtrichen zu, Ueberraſchungen, wie bei der Oeffnung der Veroneſer Klauſe der Blick in den Garten Lombardo-Venetiens, ſucht man hier vergebens. Schon im Rheinthal regt ſich das Pflanzenleben, der Gärtner hat bereits im Februar an ſeinen Beeten zu thun, der Winter iſt vorüber. Ganz ohne Schranken und Bergwälle geht es aber auch auf dieſer Südfahrt nicht ab. Die breiten Ketten des Jura legen ſich in den Weg, der von Straßburg über Belfort und Beſançon nach Lyon führt. Kalte Hochbreiten, waſſerreiche Wieſen, aus denen langgeſtreckte Höhenzüge hervorwachſen, bilden das Einerlei dieſer Gebirge. Der Jurakalk liebt nur die gerade Linie. Horizontal in den gleichförmigen Rücken und Zügen erſcheint ſie langweilig; reißt das gelbe, ſchichtige Geſtein aber einmal ſenkrecht durch, ſo geben die Klippen, Wände, Nadeln, Felsengen mitunter der einförmigen Landſchaft einen Zug von wilder Romantik. Unſere braven Landsleute haben dieſe Gegenden in der Winterkälte des Januar 1871 kennen gelernt. Der ſtarr

und ſenkrecht aufragende Felsklotz von Belfort mit den beiden iſolirten Nebenhöckern der Perches iſt ſolch eine bizarre Bildung des brüchigen Jurakalks, die Hochthäler der Liſaine und ihrer Nebenbäche bei Hericourt, in denen Werder dem Vordringen Bourbaki's zum Rheinthal einen Menſchenwall entgegenſtellte, wiederholen ſich immer wieder mit geringer Verſchiedenheit auf dem ganzen Wege, bis endlich das ſchöne breite Thal des hellgrünen Doubs der Landſchaft ausdrucksvollere Formen verleiht.

Bis Beſançon noch und darüber hinaus hört man überall viel deutſch ſprechen. Schweizer verkehren zahlreich im Lande, doch auch die Eingeborenen ſcheuen ſich nicht an der Gaſttafel, auf der Bahn, im Kleinverkehr des germaniſchen Idioms, deſſen Gebrauch im Elſaß noch immer verpönt iſt. Belfort bildet eine hohe Grenzwacht, die ſich bedenklich vor ein offenes, unbeſchütztes Ausfallthor zum Oberrhein hinab lagert, die einzige ſchwache Stelle für Deutſchland, die der Frankfurter Frieden unſeren Weſtgrenzen gelaſſen. Vorläufig erregt das wenig Bedenken; das Frankreich des Herrn Grevy dürfte nicht in der Lage ſein, ſich kriegeriſchen Wallungen hingeben zu können.

Ein hoher Alpenpaß, den man ſteil hinan klimmen muß, von dem die Maſchine dann wieder in jäher Haſt hinab brauſt, iſt doch angenehmer als dieſe einförmigen Hochebenen des Jura, kaum Gebirge zu nennen und doch rauh, unwirthlich, gebirgsöde. Man fühlt ſich faſt am Ziele, wenn der Zug bei Lyon ins breite Rhonethal gelangt. Die große Induſtrieſtadt bietet dem fremden Beſucher wenig mehr als den Reiz ihrer Lage auf der ſchmalen ſpitzen Zunge zwiſchen den beiden Strömen, überragt von dem hohen Felsufer im Weſten, ſie bietet reges Verkehrsleben und einen gewiſſen Glanz der äußeren Erſcheinung. Heiter, lebhaft, frohſinnig ſcheint die Lyonner Bevölkerung kaum zu ſein. Die Nähe der ſonnigen Provence, das Land des Weins und der Geſänge, übt keinen Einfluß auf die Phyſiognomie der zweitgrößten Stadt Frankreichs. Die enormen Seidenernten des breiten Rhonethales allein empfängt Lyon von der Provence, ohne dieſe Erträge würde es kaum das geworden ſein,

was heute alle Welt anerkennt, der Vorort der gesammten Seidenindustrie der Welt. Doch auch wie eine Fabrikstadt nimmt Lyon sich nicht aus. Keine hohen Dampfschornsteine, kein schwarzer Qualm, keine weiten Arbeiterviertel geben der Physiognomie der Rhonestadt einen bestimmenden Zug. Ringsum in die kleinen Städtchen und Flecken hat man die Großindustrie verbannt, die Stadt selbst erhält sich ziemlich frei von ihr.

Es ist Frühling geworden im Rhonethal schon um die Mitte des Februar. Aus den Spalten des rothgelben Kalksteins schießen Euphorbien saftgrün hervor, im Thale blühen Mandeln, Pfirsiche; junge Erbsen klettern lustig an dem stützenden Gesträuch empor, alles Leben erwacht in der heiteren Sonne. Nur der Maulbeerbaum zögert noch. Er aber bestimmt den Charakter der Pflanzencultur in diesen Landschaften. Maulbeerbäume bedecken alle Felder, umgeben jedes Dorf, werfen ihre Schatten auf die Straßen und Wege; in der nördlichen Provence kommt kaum eine andere Vegetation auf neben der Maulbeere. Es ist ein eigenthümliches Land, das sich in großen Zügen vor uns aufrollt bei der schnellen Durchfahrt und während der kurzen Rast in den einzelnen Städten. Die Natur hat ihm viel gegeben, aber die Menschen haben es nicht verstanden, diese Gaben zu höchsten Erträgen zu verwerthen. Das befremdet in Frankreich, wo die Cultur sonst von den kleinsten Bodenflecken den besten Nutzen zu ziehen versteht. Wenn der Deutsche das Rhonethal hinabfährt, so denkt er unwillkürlich an seinen Rhein. Dort der lebhafteste Schiffsverkehr, dort die Uferberge des mittleren Stromlaufes bepflanzt mit den köstlichsten Reben der Welt, die höher gelegenen des badischen Landes und der Vogesen mit Nußbäumen, Kastanien, feinem Obst und dunklem Tannenwald, dort zwei Bahnlinien an den Ufern und Alles voll Leben, voll Geschäftigkeit in der Woche, voll frohem Genusse an den Sonntagen. Unser Rhein trägt seit zwei Jahrtausenden schon den Charakter einer Weltstraße, sein Thal bildet eine der mächtigsten Schlagadern für den Blutumlauf des europäischen Verkehrs. Die Rhone durchströmt eine

ſtille Provinz, die nur an beiden Endpunkten in Lyon und Marſeille ſtolze, mächtige Gemeinweſen beſitzt. Stundenlang blicken wir auf die grünlichen Waſſer des Stroms hinaus, ohne ein Frachtſchiff, einen Dampfer, einen Nachen zu ſehen. Wild rollen die Fluten in dem felſigen Bette hinunter, öde und verlaſſen, überjocht nur, und zwar weit öfter als unſer Rhein bis vor wenigen Jahren, von Brücken aus alter und älteſter Zeit. Wohl wehren die Klippen und Riffe den Schiffsverkehr ab, das war aber bei dem deutſchen Strome auch der Fall, und die franzöſiſchen Ingenieure haben größere Schwierigkeiten überwunden.

Oede, ernſt und einförmig wie der mächtige Strom erſcheinen auch die Gebirgszüge an ſeinen Ufern. Einſt ſind ſie mit dunklen Wäldern, mit üppigen Pflanzungen und Gärten bedeckt geweſen. Den Wald hat man verwüſtet, die Schneeſchmelzen und Regenſtröme fanden keine Wehr mehr, keine Wurzeln, an denen das Erdreich ſich feſtklammern konnte, und nun iſt Alles hinabgewaſchen in das weite Thalgelände, die Gärten, die Plantagen, die Aecker ſind verſchwunden, der kahle Stein, an dem kein Gräschen, kein Kräutlein haftet, flimmert in der Sonne. Es wird furchtbare Anſtrengungen, wird ungezählte Millionen koſten, jenen kahlen Felſen wieder eine Cultur zu geben; daß dieſes Werk aber ausgeführt werden muß, iſt entſchiedene Sache. Alle die Fruchterde, der verwitterte Stein, der Segen des befruchtenden Waſſers ſind nun angehäuft in der Thalflur. Aus ihnen ſproßt das üppigſte Pflanzenleben. Und dort ſorgt die aufs Höchſte entwickelte Cultur für die vollkommenſte Ausbeute. Getreidefelder ſehen wir ſelten, Wieſen fehlen faſt gänzlich. Gemüſe und Wein, Maulbeeren, Obſtbäume, weiter ſüdwärts Oliven und Feigen ſchmücken die Thalbreite wie einen einzigen großen Garten. Lorbeer, Magnolien, Cypreſſen, Roſenhecken umgeben als Zierpflanzen die Anſiedelungen, in ernſtem Rahmen ein freundlich lachendes Gemälde. Die landſchaftlichen Reize der Provence ſind deshalb für denjenigen, der nichts weiter ſucht als ſie,

groß und mächtig, für den vielleicht noch mehr, der sie in schneller Folge auf sich wirken läßt, als bei längerem Aufenthalte, bei Betrachtung der Einzelheiten. Die Häupter der westlichen Alpen, aus denen die Isere, die Drome, die Durance der Rhone zuströmen, blicken mit ihren Schneescheiteln über das kahle Kalkgebirge des Vordergrundes ins Rhonethal, altes Gemäuer aus der Römerzeit und mächtige Bauten des Mittelalters treten aus der grünen Flur hervor; der Landschaft fehlt es nicht an großartigen Zügen, nur anmuthend, einladend ist sie nicht.

Dennoch nöthigt sie uns oft zu kurzem Aufenthalte. Mehr als auf irgend einem anderen Gebiete diesseits der Alpen hat die Römerherrschaft hier ihre Spuren zurückgelassen, Denkmale ihrer Macht, ihrer Größe, ihrer Ueppigkeit. Im deutschen Lande stoßen wir wohl einmal auf die geborstenen Bogen einer Wasserleitung, auf ein befestigtes Feldlager, auf ein Thor oder den Denkstein auf dem Grabe eines tapferen Kriegers. Das ist dort Alles. Hier aber bewundern wir Luxusanlagen, Tempel und Theater, Triumphbogen und Bäder, wie sie Italien kaum schöner besitzt. Die Römer müssen mit besonderer Vorliebe die Thalbreite des Rhodanus aufgesucht und besiedelt haben, nicht nur um zu erobern und zu besitzen, sondern um hier zu leben und zu genießen. Sie fanden ein ähnliches Klima ohne starken Winter, sahen die heimischen Pflanzen hier in gleicher Ueppigkeit gedeihen und mögen deshalb wohl keine Provinz so geliebt haben wie diese. Von solcher Liebe zeugen heute noch die Architekturen. Die Weltgeschichte hat mit ihren verheerenden Schritten diese entlegene Flur nur selten berührt, deshalb sehen wir die meisten der Denkmale aus der Römerzeit weit besser erhalten als in Italien, wenn nicht ein kleiner Territorialherr den Marmorbau geplündert hat, um seine eigenen Schlösser davon zu errichten. Nicht Denkmale aus Stein und Mörtel allein haben aber die Völker des klassischen Alterthums diesen Fluren hinterlassen. Ihr Blut strömt heute noch in den Adern der späten Nachkömmlinge. Wenigstens rühmt das Provençalenvolk sich dessen. Und man glaubt ihnen gern, wenn man die

edel und fein geſchnittenen Profile, das weiche Kinn, die hochgeſchwungenen Brauen, die mandelförmigen Augen ſieht, in deren bläulichem Perlmutter die braune Pupille ſanft hervorleuchtet. Die feinen, ſchlanken, tadellos modellirten Geſtalten erinnern mehr an griechiſche als an römiſche Abkunft, und griechiſche Seefahrer haben dieſe weite Thalbucht ja früher beſiedelt als die erobernden Römer. Vielleicht mag ſogar der lateiniſche Stamm angezogen worden ſein von den äußeren Reizen und der Begabung des Volkes, das er hier vorfand und das nichts gemein hatte mit den Barbarenvölkern, die er auf anderen Eroberungszügen angetroffen.

Auf dieſe reiche antike Cultur folgt das Mittelalter mit nicht minder werthvoller Hinterlaſſenſchaft. Neues Leben erblühte auf den Fluren der Provence. König René hielt in Tarascon Hof, kleine Grafen und Fürſten in anderen, von den Römern einſt gegründeten Anſiedelungen. Die Troubadours belebten mit ihren poetiſchen Kampfſpielen jene Höfe, ſie waren gern geſehene Gäſte in den Schlöſſern, von denen viele heute noch erhalten ſind. Neben dieſer weltlichen Pracht entfaltete die Geiſtlichkeit ihre Macht, ſchuf Kathedralen und Dome, beherrſchte am Schluſſe des erſten chriſtlichen Jahrtauſends faſt abſolut das Land, während die weltlichen Herren in ihrer Romantik ſchwelgten. Die Gegenſätze zwiſchen dieſer fröhlichen, vom Idealismus getragenen, in einer Welt der Phantaſie lebenden Romantik und der ſtarren, herrſchſüchtigen, in ſittliche Verderbniß verfallenen Geiſtlichkeit mußte bald zu einem Kampfe führen, zur Loslöſung der wahrhaft Religiöſen von der Herrſchaft des allmächtigen Prieſterſtandes. Dem Biſchof von Albi, der an der Spitze der Reformbewegung ſtand, entlehnten die Sectirer den Namen Albigenſer. Die Kreuzzüge, die Blutthaten, die Vernichtungskämpfe, mit denen Rom dieſe erſten Ketzer verfolgt hat, ſind bekannt. Mit dieſem furchtbaren Morden und Wüthen ſcheint die Blüthe provencaliſchen Lebens vernichtet worden zu ſein für immer. Die Kathedralen des Mittelalters, das Schloß des Königs René in Tarascon, die

Bauwerke und Denkmäler jener Zeit, die wir heute auf diesem Boden bewundern, sind die letzten Aeußerungen selbstständigen Kunstschaffens und höherer Cultur in diesem Lande. Seit dem Mittelalter, seit dem 12. Jahrhundert etwa, ist Alles erstorben, keine spätere Zeit hat hier Spuren zurückgelassen. Die Renaissance existirt nicht für die Provence, die große Periode von Franz I. bis Heinrich IV., ein Jahrhundert des Glanzes, der Pracht und des Geschmackes, das die meisten Gauen Frankreichs ausgestattet hat mit Schlössern, Stadthäusern und Herrensitzen des Feudaladels, die Zeit Rafael's und Michelangelo's, Albrecht Dürer's und der Meister von Nürnberg, Augsburg. Köln hat der Provence nichts hinterlassen. Das Land ist durchaus kunstarm und künstlerisch unproductiv geblieben, während des jüngsten halben Jahrtausends. Seine Städte finden wir zusammengeschrumpft zu kleinen stillen Provinzialörtchen, Fremde besuchen nur selten das Land und von diesen unterbrechen nur wenige die Fahrt zum Mittelmeere, um die Tempel, die Theater, die Triumphthore, die Viaducte zu besehen, sich das Schloß des Sängerkönigs René zeigen zu lassen, in dessen gothischen Hallen und Gemächern nun Gefangene untergebracht sind. Unser Interesse bleibt immer nur ein äußerliches, denn eigentlich ist die Provence auch keine historische Landschaft, kein Gebiet, das unsere Phantasie mit Erinnerungen an eine große Vergangenheit zu bevölkern vermag. Nur ein Punkt gewährt geschichtliches Interesse, das ist Avignon.

Avignon belohnt wohl einen längeren Aufenthalt. Die Stadt selbst verschwindet zwar auch in dem Gewande ihrer zinnengekrönten, thurmbewehrten Mauern, das viel zu weit um ihre abgemagerten Glieder schlottert. Die engen Straßen, die schmucklosen, sämmtlich aus neuerer Zeit stammenden Häuser kümmern uns wenig. Mitten aus der Ebene des Rhonethals, unmittelbar am Strome ragt einsam ein Felsklotz auf. Um diesen Felsen hat einer der frühesten Culturkämpfe getobt, ein heftiges Ringen des seiner Macht und seiner Unabhängigkeit sich bewußten Staates mit der nach Weltherrschaft strebenden

römiſchen Prieſtermacht. Die Bluttage von Benevent und Tagliacozzo ſind hier vergolten worden. Die deutſchen Hohenſtaufen ſchienen der Herrſchſucht des Papſtthums zu gefährliche Nebenbuhler, ſie mußten vernichtet, ihr Geſchlecht vom Erdboden vertilgt werden. Das gelang nur mit Hilfe der Franzoſen, jenes Carl von Anjou, den der Papſt nach Italien rief, den er mit dem Erbe der ſchwäbiſchen Kaiſer belohnte. Bald aber ſah die Kirche ein, daß ihr in dem Bundesgenoſſen nur ein neuer, bedenklicherer Gegner erwachſen war. Der franzöſiſche Einfluß ward übermächtig in der römiſchen Curie. Geſtützt auf ſeine Stände verweigerte König Philipp IV. Bonifacius dem Siebenten jeden Einfluß auf das Verhältniß zwiſchen Kirche und Staat in Frankreich, und als der Hoheprieſter ſtarr und unbeugſam auf ſeinem perſönlichen Rechte beharrte, das ihn mit geiſtlicher und weltlicher Macht ausgerüſtet, da verweigerte die franzöſiſche Partei dem Oberhaupte der Kirche die Anerkennung, es kam zu einem Schisma, man wählte den Franzoſen Bertrand d'Agouſt zum Papſte und dieſer verlegte als Clemens V. den Sitz der höchſten geiſtlichen Macht auf nationalfranzöſiſchen Boden, nach Avignon.

Der aus der Rhone ſteil aufragende Felſen iſt während länger als 70 Jahren der Ort geweſen, auf dem die franzöſiſchen Päpſte ihre Reſidenz aufgeſchlagen hatten. Noch ſteht der Bau, das Schloß der Päpſte, faſt völlig erhalten da. Es iſt ein plumpes Gemäuer, maſſige Wandflächen, derbe viereckige Thürme, Alles nothdürftig belebt mit hohen, vermauerten Spitzenbogenblenden, die dem Ganzen vergeblich einen gothiſchen Charakter zu geben verſuchen. Man möchte dieſe gelbbraune Architekturmaſſe eher für ein Gefängniß halten als für die Reſidenz der weltbeherrſchenden Kirchenfürſten. Und ein Gefängniß war dieſe Burg der Päpſte allerdings, eine Art Bann, in dem Frankreich das Papſtthum hielt. Jetzt hauſen Truppen in dem Schloß der Päpſte, es iſt Kaſerne, Hauptwache und der Plan davor der Exercierplatz der Garniſon. Aber man geſtattet uns den Eintritt. Der Eindruck, den die verwitterten Hallen, die

Gewölbe und Säle machen, ist kaum ein freundlicherer. Nichts von der heiteren Pracht der italienischen Papstschlösser strahlt uns hier entgegen, nichts von der Poesie, die selbst verfallende und verödete Zeugen einer glänzenden Vergangenheit dort ausströmen, fesselt uns hier in dem kalten, düstern Gemäuer. Die Räume des Conclave, die Vorhöfe, die Empfangssäle sind mit Fresken aus der alten Sieneser Schule geschmückt, mit jenen süßen, holdseligen, glaubensinnigen Gestalten, durch die Memmi, Simone Martini, Bartoli ihre Heimath zu einer der hervorragendsten Kunststätten Italiens gemacht haben. Hier aber scheint die Gluth ihrer Empfindung abgekühlt, der Schmelz ihrer Farbe, die süße Lieblichkeit ihrer Heiligen verblaßt; vielleicht fehlt uns auch in solcher Umgebung die Stimmung, die in Siena jeden Kunstgenuß mächtig unterstützt und hebt. Mit dieser tuscischen Bergstadt muß das Avignon der Päpste wohl in naher Beziehung gestanden haben. War es doch die heilige Färberstochter aus jener Stadt, Katharina von Siena, die nach Avignon pilgerte und Gregor XI. zur Rückkehr nach Rom bewegte.

Das Schloß ist auf und in den Felsen gebaut. Es hebt sich weit hinaus über alle Umgebung, beherrscht das ganze Gelände des Rhonethals auf viele Meilen als eine Landmarke, ernst, fast drohend. Zuletzt führt der Castellan uns hinab auf Stufen, die der Baumeister in den nackten Felsen hat hauen lassen. Da kommen wir in die Verließe und Gefängnisse, da zeigt man uns die dunkle Höhle, in der Rienzi gefangen gehalten ward. Das Papstthum könnte von dieser Burg sich gute Lehren holen. Wollte heute einer der heiligen Väter außerhalb Roms einen Felsen aufsuchen, auf dem er seine Kirche sicherer bauen könnte, so würde sich kaum eine heilige Katharina finden, die ihn auf den vatikanischen Berg zurückführte. Innerhalb der nationalen Staatenbildung, die sich vollzogen hat und noch vollzieht, hat die Universalmonarchie der Kirche nirgends mehr einen Raum. Da sie diese Zusammenschließung der Nationen zu festen Staatskörpern trotz aller Anstrengungen nicht zu

hindern vermocht hat, so wird sie sich wohl oder übel mit dem Gebiete begnügen müssen, das ihr Italien in einer schwachen Stunde bewilligt hat; der Gefangene im Vatikan ist immer noch besser dran, als der Gefangene von Avignon, wenn er sich bescheidet, nichts weiter als der erste Bischof der katholischen Christenheit zu sein.

Es muß arg hergegangen sein in diesen düstern Hallen, schlimmer als später in Rom zur Zeit der Borgia. Das wüste heimliche Genußleben, die schrankenlose Hingabe an alle Lüste und Schwelgereien wurde nicht wie dort gehoben und gewissermaßen entsühnt durch Pflege der Kunst und der Wissenschaft. Man gab sich damals am Papsthofe wüsten Orgien hin, die ganze Stadt wurde angesteckt von der Unsittlichkeit, die ihren Sitz auf dem Kalkfelsen am Strome aufgeschlagen hatte. Selbst heute treffen wir in der kleinen Landstadt noch Spuren einer in dieser Gegend fast ungewöhnlichen Entartung. Die Zudringlichkeit der Bettler ist ärger als sonst wo in Frankreich, das Volk lungert umher und begafft die Heiligenbilder, die an den Schaufenstern feilgeboten werden. Es sind durchaus nicht angenehme, freundliche Eindrücke, die wir von Avignon mitnehmen. Und doch ruht ein Zauber der Romantik auf der Stätte, der uns anzieht und fesselt. Die Landschaft ist nirgends in der Provence schöner als hier. Steigen wir auf den höchsten Gipfel des Felskopfes, der durch immergrünes Gesträuch, durch Bäume, Wasserbecken, Springbrunnen zu einer öffentlichen Promenade gestaltet ist, so blicken wir meilenweit auf den üppigen Fruchtgarten der Provence. Der Oelbaum hat die Maulbeere abgelöst, das niedere Pflanzenleben, die Blumen, die Gemüse, die Kräuter haben den Winter ausgeschlafen und freuen sich des Februarfrühlings. In breitem Bette rollt die Rhone ihre gelben Wasser thalwärts. Eine steinerne Bogenbrücke, schon vor der päpstlichen Zeit erbaut, ist mitten im Strome abgebrochen und trägt nun nichts weiter als ein Kapellchen, zu dem das Volk im Frühling wallfahrtet mit Blumen, Aufzügen und Tänzen, die dann für einen Tag diese Ruinen fröhlich beleben. Im

Osten aber ragt ein Bergzug über den andern heraus, zuerst niedrige Hügelreihen, dann Felsenketten, zuletzt die Häupter des schneebedeckten Hochgebirges.

Dort suchen wir am Nachmittage noch das schönste Stück provençalischer Romantik auf. Eine kleine Zweigbahn führt zum nahen Gebirge hin, dem die Sorgue entströmt. Wir wandern noch zwei kleine Stunden bis zu dem Dörfchen Vaucluse. Das Thal des Flüßchens endet hier plötzlich. Man klettert über Steingeröll seinem Laufe entgegen und steht, mitten in einsamer Gebirgsöde, vor einer von weit klaffenden Rissen gespaltenen Felswand, aus deren dunklem Schooße die Sorgue hervorbraust. Man weiß nicht, woher das mächtige Wasser kommt, wo es sich sammelt, warum es einmal plötzlich anschwillt, dann wieder fast gänzlich versiegt. Der kahle Kalkfels, nur an seinem Fuße mit niedrigem Gewächs leicht begrünt, der sich fast trichterförmig zusammenschließt, der düstere Schlund, aus dem die Flut über Steinblöcke hinabschäumt, der Blick aus dieser tiefen, nur von dem Rauschen des Wassers belebten Einsamkeit in die heiter lachende Landschaft hinaus, das zusammen macht den Ausflug nach der Fontaine de Vaucluse zu einem sehr lohnenden. Im nahen Dörfchen hat Petrarca gewohnt, hier seine Sonette an Laura geschrieben. Die schöne Frau, eine Tochter aus vornehmer provençalischer Familie, lebte als Gattin eines Edelmanns in Avignon, als der Dichter an den Hof der Päpste kam. Petrarca sah sie in der Kirche, entflammte in Liebe zu ihr, die trotz der strengen Abweisung der Dame niemals erkaltet ist. Sie starb 1348 an der Pest.

Nimes.

(1879.)

Nimes.

Seit früheſter Jugend iſt mir das ſonnige Land der Provence erſchienen wie ein einziger großer Märchengarten, ein Reich der Pracht, der Luſt, in welchem allein Liebe, hohe Ritterlichkeit, Geſang und Dichtkunſt herrſchen, in dem gute Sitte, Poeſie, holde Frauenanmuth einzig die Geſetze dictiren. Früher als nach Italien, nach Rom hat mich die jugendliche Sehnſucht nach jenen Gauen gezogen, in denen König René geherrſcht, in denen Blumenſpiele, Geſangskämpfe, Kunſt und Schönheit ihren Sitz hatten. Es war alſo das Mittelalter, das ſangeskundige, ſagenreiche, das dieſen Zauber auf das jugendliche Gemüth ausgeübt hat. Und mit Recht wird der Beſucher der Provence das Mittelalter mit ſeinen maſſiven Schlöſſern und Burgen, ſeinen romaniſchen Kirchen und Kloſtergängen, ſeinen Erinnerungen und Denkſtätten hier auch heute noch intereſſanter finden, als die Reſte der antiken Welt. Selbſt in dem alterthumberühmten Arles ziehen uns die wundervollen Gebilde romaniſcher Architektur, die frühchriſtlichen Kirchen, die Kreuzgänge, zieht uns die ganze Pracht der Romantik weit mehr an, als die Steinbrocken, die aus römiſcher Zeit ſich erhalten haben. Denn ſelbſtſtändig und aus dem eigenen Boden heraus, aus dem mittelalterlichen Leben der Feudalgeſchlechter und der Kirche hervor ſind dieſe Denkmale einer großen, geiſtig bewegten Zeit erwachſen. Das Alles gehört ſeinem Lande und ſeiner Zeit an, ſtellt die Geſchichte dar in Stein und Erz, ſpricht zu uns in einer verſtändlichen und poetiſchen Sprache. Die Provence wäre arm und reizlos für den Reiſenden ohne dieſe Schlöſſer, Kathedralen, Klöſter und Burgen des ſpäteren Mittelalters.

Die Zeit der römiſchen Herrſchaft, der antiken Welt trägt in ihren Denkmalen immer doch einen provinzialen Charakter. Freilich war ſchon den Griechen Maſſalia eine Lieblingscolonie, den Römern der ſüdliche Theil des alten Gallien ebenfalls; immer aber doch Colonie, halbes Ausland, gleichend dem Mutterlande zwar in vielen Dingen, in Landſchaft, Klima, Volksart, aber doch lange nicht die Heimath. Was man zu antiker Zeit hier geſchaffen, war hergepflanzt, übertragen, nachgebildet den Schöpfungen des Mutterlandes; Neues, Originales hat weder Rom, noch der etwaige Nachwuchs provinzieller Künſtler hier gebildet. Die verſchiedenen Theater, Arenen, Säulentrümmer, die wir in Orange, Arles und zerſtreut auf andern Stätten finden, intereſſiren nur als Nachbilder, abgeſchwächte, der römiſchen Herrlichkeiten. An einem Orte allein beanſprucht die antike Zeit mehr als conventionelle Bewunderung, dort tritt, wie anderswo in dieſem Lande das Mittelalter, das Schaffen der Römerzeit ſelbſtſtändig, charakteriſtiſch hervor, da feſſeln uns nicht vereinzelte Reſte antiker Cultur, da ſcheint das Vorhandene ſich an die Umgebung zu ſchmiegen, aus dem Boden hervorgewachſen zu ſein. Dieſer Ort iſt Nimes.

Nimes muß in ſeinen Uranfängen ſehr alt ſein. Schon die Kelten haben an dieſer quellenreichen, von einem Hügelzuge beherrſchten Stätte den Hauptort ihrer verſtreuten Anſiedelungen gegründet, den dann die Eroberer in Erkenntniß der günſtigen Lage ebenfalls zu einem Sitze ihrer Herrſchaft gemacht haben. Eine weite Fruchtebene, eine Campagna, in der der Oelbaum, der Weinſtock, Obſt und Korn üppig gedeihen, breitet ſich um den Fuß der Cevennen-Ausläufer, deren letzter Hügelrücken ſich aus dieſer Ebene erhebt. Alles ſcheint hier zur Anſiedelung einzuladen, dem Platze ſeine herrſchende Bedeutung anzuweiſen. Die Fruchtfluren, der krönende und ſchützende Berg, der die weite Campagna überblickt, nicht allein, auch das Waſſer, das die verwöhnten Römer zu Hauſe ſo vortrefflich beſaßen, es nirgends gern miſſen mochten und es in der Provence nur ſelten reichlich und gut fanden. Alle Niederſchläge, die ſich in dem Berg-

lande nordwestlich vom heutigen Nimes sammeln, brechen aus der Felswand hervor, an die die Stadt sich lehnt, mit einer Macht, in einer Fülle, um Bäder zu speisen, Lustanlagen zu schmücken, natürlich auch Menschen und Thiere zu versorgen. Das sind die Grundbedingungen, denen dieser Hauptort der Römercolonie sein Entstehen, seine Blüthe, seine besondere Beliebtheit zu verdanken hatte. Von den alten Mauern und Thoren erkennt man jetzt noch einzelne Reste; eine große Zahl antiker Bildwerke, theils ornamentale Sculpturen, theils Statuen und Büsten, die man in Schutt und Erde vergraben, vom Wasser überschlammt, noch immer auffindet, geben Zeugniß von der Bedeutung des alten Nemausus. Gothen, Vandalen, Sarazenen, Normanen haben hier später gehaust, die zur Alleinherrschaft strebende katholische Kirche hat im Kampfe gegen die Albingenserheere Nimes hart mitgenommen. Vieles mag da zerstört worden sein. Die Stadt war, als eine calvinistische, auch in der Zeit der Religionskriege furchtbar geschädigt worden. Dennoch hat sie sich erhalten in antiker Heiterkeit, hat Denkmale der Römerzeit gerettet, wie sie diesseits der Alpen nirgends wieder anzutreffen sind, und hat, was uns am meisten anmuthet, ihre Traditionen gepflegt, das Neue an das Alte geknüpft. Sie erinnert, nicht nur um ihrer Tempel und Amphitheater willen, an Rom mehr als selbst irgend eine uns bekannte Stadt des heutigen Italien. Vom Mittelalter freilich, das in der ewigen Stadt interessante Denkmale besitzt, findet man in Nimes gar nichts. Das starre, herrschsüchtige, jede andere Meinung blutig verfolgende katholische Christenthum scheint vor dem Zauber der heiteren antiken Welt machtlos zurückgewichen zu sein. Wie Nimes vor länger als zwei Jahrhunderten den Calviniſten ein starker Hort gewesen ist, so zählt die protestantische Gemeinde hier heute noch zu den größten und tüchtigsten Frankreichs. Nimes kann, seit den Franzosen der Elsaß verloren gegangen, für die festeste Burg des protestantischen Bekenntnisses im Lande gelten. Der Contrast ist besonders stark, wenn wir aus dem bettelhaften, von Heiligenbildern strotzenden, düsteren und bigotten Avignon in

dieſe Heiterkeit kommen. Alles muthet uns hier freundlich an, das Volk erſcheint wohlhabend, gebildet, aufgeklärt, in den Läden liegen nicht Breviere, Gebete, Heiligenbilder, Püppchen der Gottesmutter von Lourdes, Roſenkränze und Weihwaſſerſchälchen aus, ſondern gute Bücher, moderne Sachen, künſtleriſch gebildeter Hausrath. Nimes befleißigt ſich ſogar, und das nicht zu ſeinem Vortheile, eines gewiſſen antikiſirenden Stiles in allen öffentlichen Schöpfungen. Das Theater mit ſeiner nüchternen Säulenfront ſtellt ſich prätenſiös dem wunderherrlichen Tempel gegenüber, auf den öffentlichen Plätzen ſtehen römiſche Imperatoren in moderner Umgebung. Das will nicht recht munden. Aber andererſeits erfaßt man den antiken Geiſt mit beſſerem Glücke. Aus allen Brunnen und Waſſerläufen ſprudelt unaufhörlich das belebende Element in köſtlicher Friſche und unglaublicher Fülle, Luſthaine, Platanenalleen, Laubgrün und Blumenanlagen umgeben, durchziehen die Stadt und geben ihr die antike Heiterkeit, die wir anderswo in der Nähe von Reſten der claſſiſchen Welt leider vergeblich ſuchen. So bietet Nimes nicht nur Sehenswürdigkeiten, ſondern wahrhaften Genuß in der reizvollen Harmonie des Alten und des Neuen.

Der Fremde beſucht Nimes zumeiſt um einiger antiker Architekturen willen, von denen die eine, ein zierlicher römiſcher Tempel, vielleicht kaum in Italien ihres Gleichen findet. Wie heller Sonnenſchein wirkt der Anblick auf uns, wenn wir die lange Straße hinabkommen und nun zur Rechten, auf einem kleinen Platze, den edlen Bau erblicken. Er iſt beſſer erhalten, als irgend einer der uns bekannten Tempel auf claſſiſchem Gebiete. Er erſcheint aber auch anmuthiger, reiner, zierlicher, mehr an griechiſche Art erinnernd, als die Tempelreſte Roms. Was uns an dieſen antiken Bauwerken ſo ungemein anzieht, das Maßvolle, Harmoniſche aller Verhältniſſe, die vornehme Abgeſchloſſenheit, die alle ſolche Architekturen weit über ihre Größenverhältniſſe wirken läßt, das finden wir in höchſtem Maße an dem kleinen Tempel zu Nimes, den die Archäologie bisher noch keinem Gotte beſtimmt zuzuweiſen vermocht hat.

Keine Spur von Entartung, von unmotivirter äußerlicher Pracht, wie ſie die Bauten aus ſpäterer Kaiſerzeit nicht ſelten aufweiſen, ſtört uns hier. Edel wie die Linien, wie die Verhältniſſe der ſchlanken Säulen, iſt auch der bildneriſche Schmuck, der mit wohlthuender künſtleriſcher Zurückhaltung angewendet worden. Leichtes Blattwerk, man hält es für das Laub des Oelbaumes, bildet die korinthiſchen Capitäle, in einfacher Bogenlinie läuft die Sima um das Dach, nur wenige, niemals vordringende Sculpturen ſchmücken den Fries. Alles erſcheint klar, rein, vornehm an dieſem Tempel, der zumeiſt durch die feinen Verhältniſſe und allerdings nicht minder durch ſeine völlige Erhaltung wirkt. Der moderne Beſchauer giebt ſich gern dem Glauben hin, daß die griechiſchen Einflüſſe, unter denen die Colonie von Maſſalia, lange bevor die Römer ſie erobert und bevölkert, geſtanden, das griechiſche Volk, das dieſe Gaue zuerſt beſiedelt und unter Cultur gebracht, vielleicht unbewußt mitgewirkt haben, um ein Bauwerk von ſo hoher Schönheit zu ſchaffen. Wenn wir die rein griechiſchen Tempel von Athen und Girgenti ausnehmen, ſo kennen wir auf dem ganzen Gebiete der antiken Cultur kaum einen, der ſich dieſem zierlichen, wunderbar harmoniſchen von Nimes an die Seite zu ſtellen vermöchte. Allerdings würde der Eindruck bedeutend abgeſchwächt werden, wenn das Säulenhaus halb in Trümmern läge. Jetzt trägt Alles dazu bei, ſeine bezaubernde Wirkung zu erhöhen. Man hat den Tempel in die Mitte eines Straßenkreuzes geſtellt, jede ſeiner Fronten ſteht alſo am Abſchluß einer Perſpective, deren Augenpunkt ſie bildet. Er iſt nur ein Pſeudoperipteros, die tragenden Säulen ſtehen nicht ringsum frei, ſondern ſind als Halbſäulen in die Cella verbaut. Nur vorn tragen ſechs Vollſäulen den Giebel, und eine Freitreppe führt hinan zu dem auf hohem Sockel ſich erhebenden Bau. Wer Griechenland und Italien beſucht, der geht unwillkürlich mit einiger Blaſirtheit daran, ſolch eine antike Architektur mehr zu ſehen. Auch mich hatte Nimes, ehe ich es kannte, ziemlich gleichgiltig gelaſſen. Es ſchien mir mehr eine Pflichterfüllung, hier kurzen Aufent-

halt zu nehmen. Es ist mir das reichlich und überraschend gelohnt worden durch glückliche, in dieser anmuthigen Stadt verlebte Stunden.

Der Tempel, um noch einmal seiner zu gedenken, ist nur durch ein Wunder erhalten geblieben, erhalten nicht nur in seiner architektonischen Abgeschlossenheit, sondern auch in seiner Bestimmung, seiner keuschen Reinheit. Betet man in ihm auch nicht mehr zu alten Göttern, so dient er doch noch ebenso wie zur Zeit seiner Erbauung ihnen und der Kunst als Wohnstätte. Die Cella ist zu einem kleinen Museum benutzt, in dem wir gute antike Sculpturen, den Bronzekopf eines Apollo, die Büste einer Venus und andere Werke der alten Kunst in Bruchstücken neben werthvollen neueren Gemälden finden. So ist es nicht immer gewesen. Schon im frühen Mittelalter hat die Kirche von dem Bau Besitz ergriffen, hier ihre Altäre errichtet, das Haus mit Heiligenbildern und Weihrauchduft erfüllt. Während der Religionskämpfe, die hier furchtbar gewüthet, Nimes aber trotzdem nicht wie Toulouse, wie Pau gänzlich dem römischen Fanatismus überantwortet haben, speicherten die Ketzertruppen hier ihre Vorräthe auf. Nach deren Bezwingung ist dann der Tempel noch einmal den Katholiken als Kirche überantwortet worden. Aber Nimes hat Glück gehabt. Die französischen Herrscher von Franz I. bis auf den ersten Napoleon haben sich dieses seltenen Schatzes angenommen, alles Ungehörige hinausgeworfen, haben kleine Schäden liebevoll ausgebessert und die antiken Funde in dem Marmorhause niedergelegt. Auch hierin macht der Tempel von Nimes eine Ausnahme. Den meisten seiner italienischen Genossen ist es so gut nicht ergangen.

Das Amphitheater, welches ebenfalls in der Stadt mitten zwischen modernen Gebäuden und Promenadenplätzen sich erhebt, steht an künstlerischem Werthe und Interesse weit zurück gegen den graziösen Tempel. Solche Arenen sind an sich kaum schön zu nennen, Zweckmäßigkeitsbauten, wie das genußsüchtige Rom sie verlangte und zahlreich in der Stadt und in allen Provinzen errichtet hat. Jeder derartige Rundbau sieht dem anderen ähn-

lich, ſie unterſcheiden ſich faſt nur durch ihre Größe und durch die beſſere oder ſchlechtere Erhaltung. In Nimes ſieht freilich alles Antike aus, als ſeien die Jahrhunderte oder Jahrtauſende ſpurlos an ihm vorübergegangen, ſo blank, ſo farbig, ſo neu. Auch an dieſem Bau hat die Zeit wenig gebröckelt, Menſchenhand wenig zerſtört. Und doch hat auch er mehrfach bei den Heerzügen der Weſtgothen nach Spanien, in den verſchiedenen Kämpfen des Mittelalters als Feſte dienen müſſen, die mit Thürmen bewehrt, die belagert, erobert worden iſt zu verſchiedenen Zeiten. Es ſcheint aber Stätten zu geben, die unter beſonderer Obhut der Vorſehung ſtehen. Zu ſolchen gehört Nimes. Leicht hat man die Spuren jener Kämpfe beſeitigen, das Amphitheater ſogar ſeiner eigentlichen Beſtimmung zurückgeben können, denn es ſollen, wie man mir erzählt, dort noch jetzt gelegentlich Stierkämpfe ſtattfinden.

Das Beſte aber, was Nimes beſitzt, wird von den meiſten Reiſenden neben den beiden erwähnten Sehenswürdigkeiten nur ſo nebenher abgemacht. Und doch gehört es zu den ſchönſten, ſtimmungsvollſten, eigenartigſten Schöpfungen alter und neuer Zeit. Nimes lehnt ſich an den Fuß eines bewaldeten Hügelrückens. Aus dem klüftigen Kalkſtein ſtürzt ein ſtarker Strom klaren, kühlen Quellwaſſers, das ſich in den höheren Bergen geſammelt, hervor. Dieſe Bedingungen hat die Natur gegeben. Glücklich ſind dieſelben von den Menſchen aller Zeiten benutzt worden. Die Römer hatten hier eine geräumige, prachtvolle Luſtanlage errichtet, Thermen, Nymphäen, Villen wahrſcheinlich, die das köſtliche Waſſer, den ſchützenden Berg, den tiefen Schatten hoher Bäume ausnutzten. Tempel der Diana nennt das Volk heute die geborſtenen Hallen, die aus antiker Zeit noch daſtehen. Tempel nennt das Volk eben Alles, deſſen Beſtimmung es nicht ſofort zu deuten im Stande iſt. Eine kühle Gewölbehalle lehnt ſich an die ſteil aufſtrebende Felswand. Sie gliedert ſich in Niſchen, Abtheilungen, Gänge, die um den Mittelraum gruppirt ſind. Bildſäulen haben einſt die Niſchen geſchmückt und wahrſcheinlich den ganzen, dem allgemeinen Vergnügen geweihten,

offenen Raum. Bildsäulen, Brustbilder, Ornamente schmücken auch heute noch die wohlerhaltenen Reste. Denn überall in der Nähe hat der Boden zahlreiche Marmorwerke, ornamentale Sculpturen herausgegeben, so daß man aus dieser Fülle bildnerischen Schmuckes auf eine ausgedehnte Luxusanlage schließen muß. Nun haben neuere und neueste Zeit den ganzen Bezirk wieder dem allgemeinen Vergnügen gewidmet. Wir kommen aus der Stadt in diesen Lustpark. Hohe Platanen, Linden, Ulmen bilden einen lichten Hain. Wasser rauscht in vielverzweigten Läufen durch den Parkgrund. Es sammelt sich in stillen Becken, bildet Weiher, umschließt kleine Inseln, auf denen ein früheres Jahrhundert seine barocken Steinzierraten ausgebreitet hat, Götter und Engelknaben, Urnen, Balustraden, Blumengewinde aus weißem, von der Zeit mit grüner Patina überzogenem Stein. Zur Seite liegt die Bäder-Ruine des Dianentempels, den Hintergrund bildet die in flachem Halbrund emporsteigende bewaldete Felswand. Immergrünes Laub und hohes Nadelgrün wuchert da um die Wette. Lorbeergebüsch, die mit weißen Blüthendolden bedeckten Liburnumsträucher, wildes Oelgestrüpp bedecken die Berglehne, an der vornehme Steintreppen mit Brustwehren hinansteigen, die sich höher in schattigen Pfaden fortsetzen. Eine köstliche Feiertagsstimmung ruht auf diesem Parke. Er läßt sich nur mit einer Art von Schöpfungen vergleichen, mit den römischen Villen, in denen ebenfalls der steinerne Prunk aller Zeiten sich halb unter wilderndem Grün verbirgt, Wasser, Marmor, Schlinggewächs und frisch aufsprossende Blumen von hohen Bäumen überschattet werden. Nirgends sonst diesseits der Alpen hat man so vollständig die Empfindung, sich mitten in einem Stück des ewigen Rom zu befinden.

Es war ein köstlicher Märzabend, alles blühte weiß und blaßroth auf der Flur, die Sonne vergoldete das junge Grün der Felder, spielte in dem eben sich entfaltenden Laube der Bäume. Ich schlenderte hinauf zur Höhe des Hügelrückens. Dort oben steht ein antiker Grabthurm, die Begräbnißstätte eines vornehmen Römers. Seinen Namen kennt man nicht, denn keine Inschrift

iſt der ſonſt gut erhaltenen Ruine verblieben. Sie bildet ein mächtiges Mal, heute als Ausſichtsthurm zweckmäßig verwerthet. Auf einem kräftigen achteckigen Sockelbau, aus Quaderblöcken von weißem Kalkſtein aufgeſchichtet, erhebt ſich eine zweite ebenfalls achteckige Baumaſſe von hellgebrannten Backſteinen, deren Außenflächen durch Pilaſterliſenen gegliedert ſind. Das Ganze iſt echt römiſch, durch Mächtigkeit imponirend, weithin den Reichthum, die Vornehmheit oder Macht deſſen verkündend, der drinnen beſtattet worden iſt. Noch heute mißt die Ruine gegen 90 Fuß Höhe, und hat ſich im Innern eine Treppe gefallen laſſen müſſen, die uns an den oberen Rand des gewaltigen Octogons führt. Dort ſchließen wir unſer Tagewerk ab mit einem Rundblick von ſeltener Schönheit. Fern im äußerſten Weſten zeigt uns der ſonnige Abend die Maſſen der Pyrenäen. Blau mit weißen Häuptern und tief hinabreichenden Schneemänteln, denn wir ſind noch im März, liegen ſie da, zu entfernt, als daß man die einzelnen Glieder der langgeſtreckten Gebirgskette erkennen könnte, als Hintergrund, zu dem der rothe Sonnenball hinabſinkt, aber von großer Wirkung für das Rundbild der ſüdlichen Landſchaft. Die dunklen Rücken und wirren Züge der nahen Cevennen ſtrecken ihre zerklüfteten Ausläufer bis zu uns hin, wir ſtehen ja auf einem derſelben. So gewährt der Blick nach Weſten zu ein vollſtändiges ernſtes Gebirgspanorama. Stärker zieht es uns aber zur anderen Seite, öſtlich und ſüdwärts. Da erglänzt die ſonnige Provence, da überblicken wir die Campagna von Nimes, aus der der junge provençaliſche Frühling uns bezaubernd zulächelt. Dieſer Frühling iſt von entzückender Schönheit. Die roſenrothen Blüthen der Pfirſiche, Aprikoſen, die weißen der Birnen und Kirſchen ſchwellen aus dem ſaftigen Grün der jungen Feldfrucht heraus, das die Abendſonne vergoldet. Das ſilberne Laub des Oelbaumes herrſcht vor. Dafür, daß die Farbenmiſchung nicht zu hell, zu glänzend werde, ſorgen die Cypreſſen, deren ſchwärzliche ernſte Pyramiden überall aus der Campagna emporragen. Die Cypreſſe ſcheint der Lieblingsbaum der Proven-

çalen zu ſein, ihnen gleich unſerer Pappel zu gelten. Waſſerläufe und Wege, Gebietsgrenzen und Anſiedelungen werden mit dem ſchönen ſtillen Baum umgeben, der hier zu mächtiger Höhe ſich entwickelt. Da liegen, halb verborgen von dem vielfarbigen Pflanzenleben, die kleinen Städtchen und Dörfer, die alten Kirchen und Schlöſſer, die Klöſter und Burgen, mit denen der Gau überreich beſiedelt iſt. Alles zeigt hochentwickelte Cultur, materielle wenigſtens, Alles athmet Heiterkeit, Wohlſtand, Behagen. Darin ähnelt allerdings die Campagna von Nimes durchaus der römiſchen nicht. Dort Grabesſtille, Elend, Giftathem, hier Leben, Fröhlichkeit, Gedeihen, wohin wir blicken.

Und uns zu Füßen breitet die Stadt ſich aus, durchzogen von den blinkenden Waſſerläufen ihrer Canäle, umſchloſſen und durchſetzt von Platanenalleen, Promenaden, grünen Plätzen, geſchmückt von Gebäuden, deren vornehmſte ſich die antiken Bauten zum Muſter genommen zu haben ſcheinen, die da prunken mit Säulenhallen, Portiken, Attiken und bildneriſchem Schmuck. Sieht Manches davon in der Nähe auch ziemlich nüchtern aus, ſo giebt es doch, von hier aus der Weite geſehen, dem Bilde von Nimes ſeinen charakteriſtiſchen Zug. Am Abend ſchließt man den Quellenpark, der den ſogenannten Dianentempel umgiebt, da ſuchen wir den Gaſthof auf, um uns an den Genüſſen der provençaliſchen Küche zu erfreuen. Sie gilt für die beſte des in dieſer Beziehung hochentwickelten Frankreich. Kein Wunder freilich, wo ſo reichhaltiges, köſtliches Material ihr zufließt. Hummern und delikate Fiſche liefert täglich friſch das nahe Mittelmeer, junges Gemüſe, köſtlich reines, nußkernſüßes Oel die Gartenfluren der nächſten Umgebung, ſaftiges Fleiſch und Wildpret kommt von den Weiden und Wäldern des nahen Gebirges. Daß man damit ſich nicht begnügt, auch noch den Lapin (das wilde Kaninchen) mäſtet und in einer pikanten Sauce ſervirt, iſt eigentlich völlig unbegreiflich, wie ja der Geſchmack überhaupt. Hier ziehen viele Leute dieſes ſüßliche Halbwild ſogar einem ſaftigen Hühnerſchenkel vor, der mit zarten, gelblichen Salatrippen täglich einen feſtſtehenden Gang der Gaſttafel bildet.

Einem letzten Bauwerke aus der Römerzeit galt ein kurzer Ausflug am Morgen des nächsten Tages. Ein enges, schluchtartiges Flußthal überspannt das Bogenwerk des Pont du Gard. Unsere Eisenbahnviaducte haben die Bewunderung für derartige Bauten von über einander gestellten Bogenreihen etwas abgekühlt. Hier aber, wo wir den riesigen Viaduct im Zusammenhange mit den Römerbauten der Nemausischen Colonie betrachten, interessirt er uns in hohem Grade. Aus der entlegenen, leicht bewaldeten Schlucht steigen die Stockwerke von Bogenreihen auf, aus mächtigen Quadern und Steinblöcken aufgeschichtet, aber nicht in der rohen Form eines bloßen Bedürfnißbaues, sondern architektonisch ornamentirt, stilvoll gegliedert, in so harmonischen Verhältnissen entworfen, daß man sieht, es solle auch künstlerischer Sinn, geläuterter Geschmack befriedigt werden. Es mag denn auch wohl der besten Zeit römischer Kunst, der Zeit des Augustus etwa, der Nimes seinen Tempel und seine Thermen-Anlagen dankt, diese Wasserleitung entstammen, die ebenfalls wieder, wie fast alle antiken Schöpfungen dieser Stadt, noch völlig erhalten dasteht. In dem gemauerten, mit dicker Mörtelschicht ausgefütterten Canale, der ehedem die Wasser der Eure der römischen Colonie zugeführt hat, fließt jetzt kein Tropfen mehr hinab zur Stadt. Diese ist, abgesehen von den eignen Quellen, überreich mit dem belebenden Elemente versehen. Nur als ein Denkmal römischer Größe, römischer Kraft und römischen Gemeinsinns besitzt die Wasserleitung, die das Thal des Gard überbrückt, noch Bedeutung, als solches überragt dieselbe aber gleich allen anderen Antiken von Nimes Alles, was das alte Rom in seinen nordischen Colonien geschaffen und uns hinterlassen hat, übertrifft es an Schönheit, Adel der Erscheinung und an Vollständigkeit der Erhaltung. Der Besuch von Nimes gehört deshalb zu den größten Genüssen einer Reise in den Süden.

Algier.

(1879.)

Nach Afrika.

Wer aus der ſtillen Provence mit dem ſchiffeleeren Strome, den eingeſchlafenen Städtchen der frommen, ackerbauenden Bevölkerung kommt, der wird faſt betäubt von dem lärmenden Treiben, dem Geſchrei und Gewühle der Straßen von Marſeille. In ſeiner äußeren Erſcheinung iſt Marſeille weit mehr Großſtadt, Weltſtadt als das um ein Geringeres größere Lyon. Das macht der Hafen, das Meer. Aus den Buchten und Becken, die in ſteile Felswände eingetieft ſind, bewehrt von natürlichen Steinwällen und kunſtvollen Hafenmauern, quillt dieſes Leben hervor und ergießt ſich in die breiten, baumbepflanzten Straßen der bergan wachſenden Stadt. Rings auf den Abſenkungen des Gebirges liegen die Baſtiden, kleine beſcheidene Sommerhäuschen der reichen Handelsherren, in Gärtchen, die mühſam dem kahlen Geſtein abgewonnen ſind. Dieſes Geſtein, dieſe Felsbildungen machen die Lage der Seeſtadt entzückend. In nadelſpitzen Riffen und ſcharfgezahnten Graten ſpringen die Ausläufer des Kalkgebirges aus dem dunkelblauen Meere hervor, dort Schloß If, hier kleine Feſtungen, weiter hinaus Leuchtthürme tragend. Das Meer iſt hier vollſtändig von der Cultur erobert worden. Das großartigſte Werk dieſer Cultur bildet der neue Hafen, ein Werk der Regierung Napoleon's III. Es ſtand früher nur eine enge Gaſſe, ein ſchmales Becken zur Aufnahme des wachſenden Verkehrs bereit. Längs der Küſte brandete ſonſt überall das Meer an den Klippen, an denen jedes Schiff im Sturme unfehlbar zerſchellen mußte. Da hat denn der letzte der franzöſiſchen Cäſaren das Geſtein wegſprengen, die

Felſen durchbrechen, den Meeresgrund ebnen laſſen weſtlich vom alten Hafen, durch eine mächtige Felswand von der Stadt getrennt. Ein weites Hafenbecken iſt geſchaffen worden, in dem jetzt aller Weltverkehr eine bequeme Stätte findet, während die kleinen Küſtenfahrer im alten Hafen geblieben ſind. Durch die Gebirgswand, welche die neue Anlage von der Stadt ſchied, ſind breite Boulevards geſprengt, deren ſtattlichſtes zuerſt auf den Namen des Kaiſers, neuerdings auf den der Republik getauft worden iſt. Das Andenken Napoleon's bemüht man ſich überall auszulöſchen, auch dort, wo er Gutes, Monumentales geſchaffen hat.

Ueber all dieſem Leben und Treiben ragt die Wallfahrtskirche der Schutzpatronin aller Seefahrer, Notre Dame de la Garde, hervor, Meer, Küſten und das Land beherrſchend. Der Dampfer nach Algier ſollte erſt Abends die Anker lichten, Platz und Gepäck waren beſorgt, ſo durfte der ganze Tag dem Umherſchlendern gehören. Aber der ſonnige Frühling der Provence war verſchwunden, ein eiſiger Weſtwind hatte ihn ſchnell weggeblaſen. Marſeille leidet, ähnlich wie Trieſt, unter böſen Winden. Wilde Hyacinthen und Narziſſen blühen an den Landſtraßen, aller Pflanzenwuchs gehört dem warmen, winterloſen Süden an; kommt aber der arge Miſtral über die Gebirge gebrauſt, ſo hüllt Alles ſich in Pelze und Mäntel, die Straßen werden leer, im innerſten Hafen birgt ſich jedes Schiff vor den Angriffen des Sturmes. So heute. Das Gewühl vor der Börſe zog ſich zurück unter die ſchützenden Säulenhallen, ein armes Weib bot in der einen Hand das Bildniß Grevy's, billige Holzſchnittte, in dem andern Arm ein Rudel junger Hunde feil, mit lauten Anpreiſungen. Aber weder die jungen Hunde noch der neue Präſident der Republik fanden Liebhaber unter den ſchnell vorübereilenden Geſchäftsleuten.

Es war faſt unmöglich, die in den Fels gehauenen Treppen hinauf zur ſchützenden Madonna zu gelangen. Das Gnadenkirchlein, ein ſtattlicher Steinbau, iſt an allen Wänden dicht behängt mit einfachen Votivgaben. Bilder des ſtürmiſchen

Meeres, auf dem ein Schiff mit den Wogen kämpft, ſchwimmende, ertrinkende, an den Strand geſpülte Menſchen, dann kleine Schiffchen von Metall oder Holz, Schilder, Blumen, Kerzen bezeugen die naive Andacht der Meerfahrer, die hier von der Madonna glückliche Heimkunft erflehen, oder die Anhänglichkeit der Angehörigen, die dem Verunglückten die Hilfe der Mutter Gottes erkaufen zum Einzug ins Paradies. Hier erſt erſchließt ſich dem Blicke das Panorama von Marſeille. Silbergraue Riffe, Kämme, Klippen und Inſeln von kahlem Kalkſtein entſteigen ringsum dem tiefblauen Meere, hell, faſt blendend flimmert die Sonne auf jenen, dunkel leuchtet der Azur des Waſſers, das ſilberne Flocken gegen die Ufer ſchleudert. Eine wilde Romantik, köſtliche Farbenſpiele, intenſive Lichter geben dieſer Küſtenlandſchaft Reiz und Leben. Tief birgt die Stadt ſich in den Schooß der Gebirge, die ſie rings, ſelbſt von der Meerſeite, umklammern. Dort unten in ihren Alleenſtraßen, Promenadenplätzen und Gärten finden wir freundliches Grün, ſonſt hat eine barbariſche Mißwirthſchaft Wälder und Buſchwerk vertilgt, der Stadt und der Umgebung ihre friſchen Quellen, ihr mildes Klima, ihren Schutz vor den Winden geraubt. Die alte Maſſalia war von hohen Wäldern, heiligen Hainen, dichten Laubmaſſen umgeben, welche die Erdkruſte feſthielten, die Waſſer ſammelten, die Winde bannten. Mit ihrer Vertilgung iſt Alles hinabgeſchwemmt, ausgetrocknet, verdorrt und nun ſcheint es allen Culturverſuchen unmöglich, den grauen Kalkſtein wieder mit einer Pflanzendecke zu ſchmücken.

Um 5 Uhr Nachmittags ſollte der Dampfer den Hafen verlaſſen. Aber es ward Nacht, es dämmerte der Morgen und noch immer blieb die Maſchine in Ruhe. Der Sturm hatte an Heftigkeit zugenommen, der Capitän wollte oder durfte den Hafen nicht verlaſſen. Endlich begann der Kampf mit dem wilden Elemente. Es war in den erſten Tagen der letzten Februarwoche, in denen ganz Europa von wildeſtem Unwetter heimgeſucht wurde, in denen von überall her ſpäter Zerſtörungen durch Waſſerflut, Ueberſchwemmungen, Schiffbrüche, Unglücks-

fälle gemeldet wurden. Es war eine furchtbare Fahrt. Obgleich der Capitän einen großen Umweg weit westwärts machte, um unter dem Schutze der französischen und spanischen Küste zu bleiben, ward das Schiff doch wie ein Ball von dem Orkan und dem empörten Meere umhergeschleudert. Alle Vorsorge der inneren Einrichtung und Ausstattung erwies sich als ungenügend. Sogar die Hängelampen im Salon, die sonst willig der stärksten Bewegung des Fahrzeuges folgen, wurden aus ihren Gestellen herausgehoben und zu Boden geschleudert. Dort fanden sie Gesellschaft an Koffern, Taschen, Geschirr und Geräth, die ein völliges Chaos bildeten. So ging es den ganzen Tag, die ganze folgende Nacht hindurch. Die Menschen waren elend daran, besonders die armen Leute auf Deck, die frierend, zitternd, krank unterkrochen, wo irgend ein trockener Schlupfwinkel sich ihnen bot. Essen, Trinken, Schlaf waren unmöglich, nervös erregt und zugleich abgespannt suchte man sich auf einem der Polstersitze oder im Bette zu halten, auch dort umhergeworfen von der gespenstigen Macht der Elemente.

Der folgende Tag, an dessen Frühmorgen wir in Algier hätten landen sollen, brachte keine Aenderung. Wir hatten die Balearen erreicht, die hohen Felsengebirge von Majorka boten wieder eine leichte Wehr gegen das Rasen des Sturmes. Aber es war die letzte. Sobald wir über die äußerste Südspitze der Inselgruppe hinausgingen, hatten wir offenes Meer, frei dem Wüthen des West preisgegeben, bis zur afrikanischen Küste. Darüber wäre die zweite Nacht hereingebrochen. Der Capitän wagte den Kampf mit dem empörten Meere nicht. Gegen zwei Uhr Nachmittags lenkte er seitwärts in eine kleine nach Osten offene Bucht von Majorka, die Ankerketten rasselten nieder, dem wilden Tanze folgte völlige Ruhe, die Insel schützte uns. Wir hatten so nahe dem Strande Anker geworfen, daß man das Land weithin übersehen konnte. Senkrecht heben sich röthliche Steinwände aus dem Meere, das zwischen ihnen sich einbuchtet und dort an ein grünes hügeliges Gelände spült. Die weißen Häuser eines kleinen Städtchens sah man am Lande, an den

mit Oelgärten bedeckten Hügeln der Nachbarschaft standen weiße Landhäuser, auf den am weitesten hinausgeschobenen Vorgebirgen entzündeten sich Nachts warnende Leuchtfeuer. Friedlich lag die Landschaft vor uns, still und friedlich ruhte in dieser Bucht das Meer. Unser Schiff war übrigens nicht der einzige Gast dort. Einige größere Küstenfahrzeuge hatten gleichfalls das Asyl bereits aufgesucht, ein Dampfer kam später hinzu. Erst wechselte man Grüße aus, die Tricolore flog drei Mal den Mast hinauf, senkte drei Mal sich nieder. Dann kamen Capitän und Arzt zum Besuch, Feldstecher wurden hervorgesucht, um die Genossen drüben näher zu betrachten. Vom nahen Strande kamen andere Gäste. Kleine Vögel umschwärmten bald unseren Dampfer, watschelnden Fluges nahten wilde Enten, aufgescheucht aus der Ruhe, die in der einsamen Bucht wohl selten gestört werden mag.

Lebenslust und Lebensmuth kehrten bald wieder. Der Koch beeilte sich mit den jungen grünen Erbsen, den Hühnern und allen Leckerbissen, durch die er uns für die versäumten Mahlzeiten zu entschädigen suchte, der Rothwein war vortrefflich, das Diner währte so lange, bis der Mond über den Gebirgen der Insel stand, der Kaffee konnte in der milden Abendluft auf der Plattform des Hinterdecks genommen werden. Am fröhlichsten begrüßte die buntgemischte Schaar der Deckpassagiere die unerwartete Unterbrechung ihrer Leiden. Sie krochen hervor, kauften vom Koch weiße Bohnen, Maccaroni, oder mindestens einige Reste unseres Mahls, öffneten die Fouragebeutel und die mitgenommenen Flaschen, um sich nach dem schweren Tage einen vergnügten Abend zu bereiten. Eine Schaar junger brauner Burschen, wohl alle Südfranzosen, Arbeiter, die in der Colonie ihr Heil versuchen wollten, that sich zusammen zu Scherz und Tollheiten. Sie begannen zu singen. Deutsche würden einige unserer schönen Volkslieder angestimmt haben. Diese schlichten Kerle in braunen Sammtjacken, die rothe Wollenbinde um den Leib gegürtet, schienen die ganze neuere Opernliteratur im Kopfe zu haben. Und Stimmen besaßen sie,

Tenore, ſo friſch, hell, volltönend, daß mancher unſerer Opern-directoren ſtolz auf ihren Beſitz geweſen wäre. Es iſt erfreulich, daß Jungen von 18, 19 Jahren, die doch wohl nur ſelten einmal einige Groſchen für den Opernbeſuch erübrigen, ſo zu Hauſe in allen populären Opernmelodien ihres Landes waren und daß ſie ſo zu ſingen verſtanden. „L'Africaine!“ rief einer aus dem Haufen und ſofort ſtimmte ein Bariton das Schiffer-lied des Nelusko an. Dann kam das Miſerere aus dem Trou-badour, ein prachtvoller Tenor ſchmetterte das „O Léonore Adieu!“ in die herrliche Mondnacht hinaus. Der kleine Sängerkrieg entwickelte ſich weiter, die Sterbearie des Edgardo folgte. Wieder gab ein Anführer das Signal: „Mathilde, idole de mon âme!“ und ſofort erklang die berühmte Tenorphraſe des Arnoldo aus dem großen Tell-Duett über die beruhigten Gewäſſer. Ein ſchöner Abend ſchloß den böſen Tag. Nur ganz von weitem ſah man den weißen Giſcht im Mondlichte ſchäumen, vergeblich ſuchte der Sturm an den oberſten Theilen unſeres Takelwerks zu zerren; wir waren vor ſeinem Wüthen einſtweilen ſicher ge-borgen, erfreuten uns an der mondhellen Nacht, an den tief-ſchattirten Gebirgslandſchaften der Inſel, an dem ſchönen Ge-ſange der Burſche da unten, die ihrem Opernrepertoire ein tolles Couplet folgen ließen mit dem in ſcharfen Trochäen ſcandirten Refrain: „Maréchal de Mac Mahon!“ Der glorieux vaincu dient jetzt als Stichblatt für alle möglichen Witze und Scherze. Reſpect vor der gefallenen Größe hat der Franzoſe niemals gekannt; iſt der Tagesgott geſtürzt, ſo tritt man ihn hohnlachend mit Füßen und wendet ſich dem neuen zu. Doch die Todten reiten jetzt ſchnell in Frankreich. Bald dürfte auch Grevy zu ihnen gehören.

Die Nacht hindurch wurde uns noch erwünſchte Ruhe ge-gönnt. Vielleicht hoffte der Capitän, daß der Sturm ſich legen würde. Da dies nicht geſchah, puffte bald neuer Dampf aus dem Schornſtein, die Maſchine verſuchte die erſten Schläge, wir ſandten den Nachbarſchiffen noch einmal dreifachen Flaggengruß und weiter gings längs der Felſenufer der Balearen. Beſonders

maleriſch entſteigt die letzte derſelben, Caprea, der Flut Grate und Klippennadeln ſcheinen ſie jeder Landung von der Oſtſeite her unzugänglich zu machen, das Meer hat im Laufe der Jahrtauſende den röthlichen Stein weggeriſſen, zerwaſchen, ſich die Gaſſen gebahnt, die jetzt eine der Inſeln von der anderen trennen. In Ruhe konnte man ſich noch der maleriſchen Inſelgruppen freuen, in Ruhe noch frühſtücken, denn ſelbſt die letzte Klippenzunge brach noch die Kraft der aufgewühlten Gewäſſer. Dann aber ſchien unſer Dampfer aufs Neue jeden Halt zu verlieren, nun waren wir dem offenen Meere ausgeſetzt und hatten auf keine Erleichterung zu hoffen bis ans Ziel. Dennoch entbehrte die Fahrt nicht des Reizes, obgleich das Ungemach das des vorigen Tages weit übertraf. Nicht lange, große Wogen hoben, nicht tiefe Wellenthäler verſchlangen das Schiff. Das erträgt ſich leicht. Der Sturm hatte das Meer aufgewühlt, als ob es in heftiges Kochen gerathen wäre. Kurze Stöße, krauſe Strudel brauſten durcheinander, die kaum geborene Woge wurde von einer anderen verſchlungen, mit wilder Heftigkeit bohrte der Orkan ſich in das ſchäumende Meer, dann folgten Minuten ſcheinbarer Ruhe, darauf begann das Wüthen mit erneuter Heftigkeit. Und dazu ſchien die liebe Sonne vom klaren, blauen Himmel heiter hernieder, ihr Licht durchblitzte die wirbelnden Schaumkronen, durchleuchtete das Waſſer in köſtlichen Farbenſpielen aller Schattirungen vom dunkeln Blau des Saphir bis zum lichten Türkis. Im Tauwerk feſtgeklammert konnte man ſich an dem ſchrecklich erhabenen Schauſpiel eines Seeſturmes erlaben. Bald warf er unſeren Dampfer wie eine Nußſchale um, daß ſeine Seitenwand die nächſte Woge küßte und das Waſſer brauſend über das Deck ſtürzte, dann ſank ebenſo plötzlich der Körper des Fahrzeugs nach der anderen Seite um in das ſalzige Bad.

So ging es Stunde auf Stunde. Wir hatten Segel beigeſetzt, in denen der Weſtſturm knatternd tobte, der Dampfer ſchoß mit raſender Haſt durchs Mittelmeer, aber die wenig tröſtliche Antwort des Capitäns verſicherte uns, daß wir im

beſten Falle nicht vor dem nächſten Morgen am Ziele ſein könnten. Er zündete dabei ruhig eine Cigarre an und ſah, in ſein dichteſtes Wetterkleid gehüllt, von ſeiner Brücke aufs Meer hinaus. Nachher freilich, am Ziele angelangt, geſtand uns der erſte Offizier, daß man eine ſo ſchwere Fahrt noch niemals gemacht habe. Der Tiſchglocke zum Diner folgten diesmal nur Offiziere und Techniker, alle Reiſenden ſuchten, ſobald es zu dunkeln begann, die Cabinen auf, um die letzte ſchwerſte Nacht dort zu verbringen. An Schlaf war wieder nicht zu denken, der Körper ward gerüttelt und umhergeworfen ohne Unterlaß. Jeder Anfall der Seekrankheit wich einer ſtarken nervöſen Aufregung, die mit Müdigkeit und Abſpannung kämpfte und ein Gefühl krankhaften Unbehagens erzeugte, das ſich ſchwer beſchreiben läßt, mit dem der Gedanke an ernſte Lebensgefahr ſich aber nur ſelten miſchte. Die Ermattung mag endlich die Ueberhand gewonnen haben, vielleicht hat die nahe afrikaniſche Küſte auch einigen Schutz gewährt; aus kurzem, wenig erquickendem Morgenſchlaf weckte das Niederraſſeln der Ankerketten. Endlich waren wir am Ziele, zwei volle Tage ſpäter als der Fahrplan angegeben.

In bleichem, ſonnenloſem Morgenlichte lag das Küſtenpanorama von Algier vor uns. Die weißen Häuſer der Hauptſtadt ziehen ſich in breiter Baſis längs des hohen Meeresufers hin und gipfeln in der Spitze eines Dreiecks hoch oben am Berge, von dem aus die Kasba, die aus türkiſcher Zeit ſtammende, auch heute noch die Stadt beherrſchende Citadelle, die geſammte, dichtgedrängte Gebäudemaſſe krönt. Dieſes gänzlich weiße, völlig farbloſe Städtedreieck lehnt ſich an einen ſteil abfallenden Höhenzug, der völlig von Gärten, Landhäuſern, Dörfern, ausgebreiteten Vorſtädten eingenommen wird. Hinter dieſem anmuthigen Hügelgelände, mit ihm und dem Meere gleichlaufend, erblicken wir die Ketten und Spitzen des Atlas, heute alle mit tiefem Schnee bedeckt, majeſtätiſch das Panorama abſchließend. Das Bild wäre kein ſo großartiges und entzückendes, wenn die Parallellinien der Küſte, des Hügelzuges und des Atlasgebirges ganz correct

gezogen ſein würden. Aber die Bucht von Algier ſchneidet tief nach Südoſten ein, ſo daß die Ausläufer des ſchneeſchimmernden Hochgebirges und die freundlich beſiedelten Abhänge des Sahel, ſo heißt das hügelige Vorland, dieſelbe umarmen und einrahmen. Dieſem Golf kehrt die Stadt ihre volle Breitſeite zu, man überſieht Schneeberge, Gartenhöhen und das weite Meer mit einem einzigen Blicke. Einen ſolchen orientirenden Anblick genoß man in der Morgenfrühe vom Deck des Schiffes. Nach dem überſtandenen Ungemach wirkte er wie ein Gruß des gelobten Landes. Bald röthete der kommende Morgen Himmel und Meer im Oſten. Die Schneeſpitzen des Gebirges begannen zu glühen und zu funkeln, die Sonne hob ſich empor und übergoß mit rothem Lichte die weißen Häuſermaſſen der Stadt, die Landſchaft des Sahel, aus der nun mauriſche Schlößchen, kleine Forts, Landhäuſer und enger zuſammengebündelte Dörfchen in grünen und blühenden Gärten hervortraten, von der Sonne voll beleuchtet.

Nun wurde es auch im Hafen lebendig. Flink ruderten die braunen Biskris, deren broncefarbenen Körper kaum die nothdürftigſte Verhüllung deckte, heran, kleine Boote brachten uns zur Douane. Eine völlig neue Welt empfängt den Ankommenden. Alles was Dienſte leiſtet, gehört nicht unſerer Race an. Kabylen in weißem Burnus, Mauren in weiten Pumphoſen und kurzen Jacken, Araber und orientaliſche Juden nehmen ſich der Reiſenden, des Gepäcks an, verſehen die kleinen Dienſtleiſtungen, deren man bedarf. Der Wagen des Gaſthofs hält unten vor der Douane. Er fährt den breiten Rampenweg zum hohen Ufer hinan, dann über einen kleinen Platz, den eine Allee ſchlanker, vollkroniger Dattelpalmen ſchmückt, in deren Schatten die Leute Kaffee trinken. Jetzt ſind wir in Afrika.

Winter in Algier.

Es war wochenlang sehr heiß gewesen im nordafrikanischen Küstenlande. Die Feldfrüchte drohten zu verdorren, die jungen Gemüse versagten die gehofften Erträge, das Erdreich dürstete. Da kühlte die Luft sich plötzlich stark ab in der letzten Woche des Februar, der Weststurm brachte schweres Regengewölk und unangenehme Kälte, es war plötzlich Winter geworden in Algier. Die Colonisten jubelten, es regnet Gold! riefen sie, sahen ihre Ernten, ihre Pflanzen, ihre Weiden gerettet. Der Reisende hat andere Interessen, andere Wünsche. Er will nicht frieren in Afrika, nicht den Winterüberzieher hervorsuchen, wenn er unter Palmen wandelt. Doch da hilft kein Wollen und Wünschen. So tröstet man sich denn damit, daß es interessant sei, auch einmal ein Stück afrikanischen Winters zu durchleben, der in der Stadt noch immer zu ertragen ist.

Auf die Uferpromenade durfte man sich freilich kaum hinauswagen, und da ist es doch am schönsten. Haushoch stürzte die Brandung über die Steinwehren des Hafens, wild peitschte der Regen alles Leben in die Häuser zurück, das sich hinauswagte. Die Kälte war empfindlich, um so mehr, als es an allen Schutzmitteln gegen dieselbe fehlt. Gelegentlich prasselten heftige Hagelschauer nieder zu großem Vergnügen der braunen halbnackten Jungen, die das körnige Eis zusammenrafften und damit Kurzweil trieben. Dabei war unsere Gasttafel ausgestattet mit dicken Bündeln von Rosen, Levkojen, Nelken, Malven und Gladiolen, dabei sah man auf dem Gemüsemarkt neue Kartoffeln in großen Massen neben grünen Erbsen, jungen Bohnen, Arti-

ſchoken und dem gemeinen Blumenkohl, dabei erfreut das Auge ſich an Dattelpalmen, Bambuſen und Eukalyptus. Solch ein Wintertag in Algier bietet ganz unglaubliche Contraſte. Es giebt aber in der Stadt ſelbſt ſo viel des Neuen, Fremdartigen, Ueberraſchenden zu ſehen, daß man, an die Unbilden dieſes Februar gewöhnt, auch dieſe noch hinnimmt, ohne zu murren.

Das ehemalige Seeräuberneſt mit Sklavenmärkten, Piratenflotten, wilder Maurenwirthſchaft hat ſich völlig umgewandelt in den 30—40 Jahren der franzöſiſchen Herrſchaft. An die alte, bergan kletternde Kabylenſtadt haben ſich längs der Meeresküſte europäiſche Bezirke geſetzt, aus deren breiteren Straßen man die Stiegen, die gewundenen Gäßchen, die düſteren, ſchmutzigen Gänge des arabiſchen Algier nur ſelten, nur gelegentlich aus Neugier hinanſteigt. Die Eingeborenen braucht man dort nicht aufzuſuchen, ſie kommen zu uns herab, um zu handeln, Dienſte anzubieten, herumzulungern am Hafen, auf dem breiten Boulevard, den Plätzen und Promenadengärten der neuen Stadt. Die Kabylen, ganz in weite weiße Gewänder gehüllt, den Burnus leicht um die Schultern geworfen, die Araber, Schnüre von braunem Kameelhaar um das weiße Kopftuch gewunden, die Neger der Wüſte, die nicht als eigener Volksſtamm im Lande wohnen, ſondern als Diener reicher Araber, als Sklaven vordem, oder mit einer Karawane hierher gekommen ſind, die braunen, halbnackten Biskris, die Mauren, die orientaliſchen Juden geben dem Straßenleben Algiers ein buntes Anſehen, eine eigenthümliche Phyſiognomie. Und doch bilden von einer Bevölkerung von 50—60,000 Seelen dieſe Landeskinder nur etwa die Hälfte, während in allen anderen algeriſchen Städten die Europäer gegen ſie völlig verſchwinden. Der Araber Algiers iſt ſchon ſtark von der franzöſiſchen Cultur berührt. Er ſitzt neben uns im Café, richtet ſich nach unſeren Lebensgewohnheiten, ſpricht die Sprache der Eroberer, ſobald er in der unteren Stadt erſcheint. Nur in ſeinem Hauſe und in ſeiner Moſchee bleibt er der alte. Jetzt kauern die armen frierenden Geſtalten in ihren Kaffeehäuſern am Boden, drücken ſich in der Arkaden-

ſtraße der Neuſtadt zuſammen, den triefenden Burnus feſter um die loſen, nur für Sommerwetter berechneten Gewänder ziehend.

Nicht nur ſehen wir ſofort die Grenze, wo das alte arabiſche Algier, die Stadt und Reſidenz der türkiſchen Deys in das franzöſiſche moderne übergeht, wir unterſcheiden auch in dieſem leicht zwei verſchiedene Entwickelungsphaſen. Alles was Louis Philipp und ſeine Regierung in den erſten Jahrzehnten der Verwaltung geſchaffen, erſcheint klein, beſcheiden, dürftig, wie die ganze Art dieſes engherzigen, knauſerigen Orleans. Anders hat die Periode Louis Napoleon's ſich in Algier verewigt. Alles was dieſer Mann materiell geſchaffen, trägt einen Zug von Größe, erinnert an die Werke römiſcher Cäſaren. Alles was hier in der Kaiſerzeit entſtanden, iſt dabei zugleich eminent praktiſch, den wahren Bedürfniſſen entſprechend. Der ſchaurige Wind hindert uns nicht hinauszutreten an die hohe Meeresküſte. Mehr als 80 Fuß hebt dieſe ſich über den eigentlichen Strand empor. Erſt auf dieſer Höhe beginnt die Stadt. Steile, ſchlecht gehaltene Fahrwege führten ehedem von den Landeplätzen herauf. Jetzt, ſeit 1860, haben engliſche Ingenieure eine mächtige Rampe aus Quaderſteinen zwiſchen die Stadt und das Meer gelegt. Dieſer gewaltige Bau gliedert ſich in Stockwerke, in denen Hallen, Magazine, Lagerplätze, Keller, Läden eingerichtet ſind, er wird durchzogen von ſanft anſteigenden Auffahrten und bequemen Treppen, er bildet endlich oben eine Promenadenſtraße, wie ſelten eine Seeſtadt ſie beſitzen mag. Der fremde Wintergaſt kann ſich Algier kaum ohne dieſen Boulevard vorſtellen. An ihm liegen die großen Gaſthofpaläſte, das Theater, die Poſt, die Gebäude der Colonialverwaltung, ihre ſtolze Front dem offenen Meer zukehrend. Unter den Arkaden des Erdgeſchoſſes trinken wir Kaffee, eſſen Eis, erwärmen uns heute durch ein Glas heißen Glühwein, immer mit dem vollen Umblick auf die weißhäuptige Kette des Atlas, die Hügelgelände des reichbebauten Sahel, auf das blaue Meer, aus dem einzelne kleine Inſeln auftauchen. Hier finden wir an ſchönen Nachmittagen und

Abenden Militärmuſik in dem kleinen Palmengarten, hier ſchlendern die Vertreter aller orientaliſchen Völkerſtämme vorüber, denen das Land vordem gehört hat. Draußen vor der Wandelbahn längs der Baluſtrade erweitert ſich das Bild. Da blicken wir hinab auf das Treiben des Hafens. Da werden Schiffe befrachtet, dort liegt der Bahnhof des einzigen größeren Schienenweges im Lande, in der Tiefe entfaltet ſich das eigentliche Schifferleben, während der Boulevard hier oben, das impoſante Werk der Kaiſerzeit, faſt ausſchließlich dem Fremdenverkehr gehört. Recht ärmlich nimmt ſich dagegen die Stadt Louis Philipp's aus, die ſich zwiſchen dieſem kaiſerlichen Algier und dem ſteil bergan ſteigenden Gaſſengewirre der eigentlichen Araberſtadt auf der Bodenſtufe angeſiedelt hat, die zwiſchen dem Strande unten und den Höhen des Sahel eine natürliche Terraſſe bildet. Dort hat der europäiſche Kleinverkehr ſeine Stätte. Dieſe Quartiere könnten in jeder kleinen franzöſiſchen Provinzialſtadt liegen mit Läden von ſchlechten Photographien, Kleidern, mit Barbierſtuben, Reſtaurationen und kleinen Cafés. Das Regenwaſſer bildet Pfützen und Lachen in den ſchlechtgepflaſterten Straßen, braune Burſche aus der Wüſte, Kabylen in weißen Burnus, der Abhub europäiſcher Cultur machen einander Concurrenz mit ungeheurem Lärm. Sie bieten Zeitungen aus, handeln mit alter Waare, putzen Stiefel, leiſten Führerdienſt durch die Araberſtadt und kennen alle Wohnungen ſchöner Jüdinnen, die dort oben ihr Handwerk treiben.

Wir ſteigen hinauf in das Labyrinth der ehemaligen Piratenſtadt. Mauriſche Prachtarchitekturen, phantaſtiſche Ueppigkeit in Paläſten und Moſcheen finden wir kaum in dem arabiſchen Algier. Doch feſſeln uns oft reizende Einzelnheiten. Gleich am Eingange liegen die Paläſte der früheren Machthaber. Die fränkiſchen Eroberer haben in verſtändiger Oekonomie auf die Errichtung neuer moderner Schlöſſer für ihre Würdenträger, ihre oberſten Verwaltungskörper verzichtet und ſich in den vorgefundenen Paläſten des Deys einzurichten geſucht. Der Gouverneur, der Erzbiſchof, das Muſeum, der höchſte Gerichtshof der Colonie

reſidiren in dieſen orientaliſchen Bauwerken. Dort finden wir das lebhafte Ornamentenſpiel, die ſchlanken, zierlichen, gewundenen Säulen, die Portale mit den Hufeiſenbogen, gekrönt vom Halbmond, die Platten von lebhaft bemalter glaſirter Fayence zu reizvoller Geſammtwirkung verwerthet. Das eintönige Weiß aller Wände und Mauern wird durch Streifen dieſer Fayenceplatten hübſch belebt, die grün glaſirten tiefen Dachpfannen, die über den Eingängen weit vorſpringende Schutzdächer bilden, kommen hinzu, um den Mangel an aller farbigen Dekoration einigermaßen auszugleichen. Der weiße Marmor, der zu den geſchloſſenen Arkadenhöfen, zu Portalen und den ſchlankgeſchwungenen Fenſterbogen verwendet iſt, kommt gegen die weiße Tünche aller Wände wenig zur Geltung, die Fayencen ſind das Charakteriſtiſche der mauriſchen Architektur-Ornamentik in Nordafrika. Wir finden auch die beſcheidenſten Häuſer mit ſolcher bunten, glaſirten Zierrath bedeckt, die ſich in Streifen über den weißen Grund zieht, die Thüren einfaßt, den untern Theil der Innenwände, die Treppen und die Fußböden bekleidet. Die zahlreichen Töpferwerkſtätten, die dieſe Kacheln maſſenhaft angefertigt haben, ſind alle zu Grunde gegangen. Die arabiſche Bevölkerung baut nicht mehr viel, die Colonen wenden ſolche Fayenceplatten nur ſelten an, den ganzen Bedarf liefert jetzt Frankreich, das in manchen Jahren für mehr als eine Million Franken von dieſem Artikel in das ſchwach bevölkerte Land einführt.

Die kleinen niedrigen Wohnhäuſer der Eingeborenen zeigen uns nur ihr ziemlich ſchmuckloſes Aeußere. Streng hütet der Muſelmann auch hier die Pforte vor jedem fremden Eindringling. Fayenceplatten mit blauer, gelber, grüner Bemalung laufen auch hier in Streifen die Außenwand hinan, Hufeiſenbogen bilden den Thürſturz, oft findet man antike Werkſtücke, ja ganze Säulen in dieſe Wohnungen verbaut. In den wenigen, jetzt zu Staatszwecken benutzten mauriſchen Paläſten allein trifft man den eigenthümlichen Bauſtil der Araber rein, in voller origineller Schönheit an. Dieſe Architekturen mögen vielleicht

nur von den alten in Spanien, in Aegypten und von einzelnen ſiciliſchen übertroffen werden, das türkiſche Konſtantinopel wenigſtens beſitzt nichts, das ſich an einheitlicher Reinheit des Stils mit ihnen vergleichen ließe. Alle ſind ſie aber klein, haben einen etwas provinziellen Charakter, bezeugen, daß nur der Herrſcher eines beſcheidenen Gebiets ſie geſchaffen hat. Hoch auf der Spitze der berganklimmenden Dreieckſtadt liegt die arabiſche Feſte, die Kasba, in der jetzt die franzöſiſche Beſatzung hauſt. Auch hier hat der vertriebene türkiſche Erbauer die grün glaſirten Hohlziegel, die Fayencen, die Hufeiſenbogen nicht geſpart und der moderne Eroberer nichts geändert an dem Bau.

In dieſem oberen Dreieck, deſſen Straßen ſo ſteil und ſo enge ſind, daß niemals ein Wagen dorthin dringen kann, hauſt eine buntgemiſchte Bevölkerung. Sie gehört durchaus der ſemitiſchen Race, meiſt ſogar demſelben Volke der Araber an, theilt ſich aber doch in gar viele Stammzweige. Araber kurzweg nennt man alle. Der eigentliche Araber jedoch, den man ſofort erkennt an dem dunklen, olivenfarbene Colorit der Haut, den großen, ſchwarzen Augen, die aus bläulichem Perlmutter weiß hervortreten, an hohem Wuchs und majeſtätiſcher Haltung, wohnt nur ſelten hier. Er zieht mit ſeinem Tribus umher, beſitzt Kameelheerden, dringt weit vor in die Wüſte, bildet das bewegliche Element der Bevölkerung, trotzdem er meiſt vier Frauen, wenn auch verhältnißmäßig wenig Kinder beſitzt. Die Sterblichkeit der Kinder in der autochthonen Bevölkerung iſt ganz enorm. Was ſiech, was ſchwächlich, zart oder gar krüppelhaft iſt, überſteht ſelten die erſten Lebensjahre. Daher aber kommt wahrſcheinlich auch die kraftvolle Schönheit dieſes Menſchenſchlags, die man immer wieder bewundert. Es bleiben nur die Normalen, Geſunden übrig und dieſe erzeugen ein kräftiges, wohlgebildetes Geſchlecht. Die ſeßhaften Bewohner Algeriens ſind zumeiſt Kabylen. Oft aſchblond, nicht ſelten mit blauen Augen, nicht ſo ſchön wie die reinen Araber, aber meiſt ebenfalls mit feinem Profil, hochgeſchwungenen Brauen, ſchlanken

Gliedern, immer ſchmutzig, den ehemals weißen Burnus und ein kurzes Wollenhemd, manchmal auch weite Hoſen um den halbnackten Körper drapirt, ſo ſieht man ſie im ganzen Lande, ſo trifft man ſie hier in den Gaſſen, aus denen ſie hervorkommen, um mit uns Geſchäfte zu machen. Die Colonen ziehen dieſe Kabylen allen anderen Stämmen vor, miethen ſie zur Arbeit, treten mit ihnen in geſchäftliche Beziehungen. Man glaubt in ihnen eine Miſchung von Arabern und den Reſten derjenigen Völkerſchaften zu erkennen, die dieſen Boden zuvor beſeſſen haben, vielleicht einiger Trümmer des Vandalenreiches, vielleicht weſtgothiſches Blut. Mauren nennt man die Abkömmlinge der ſpaniſchen Muſelmänner, die nach der Vertreibung ſich hierher geflüchtet hatten und ausſchließlich in den Städten leben. Das bildet den Hauptſtamm der Bevölkerung, im ganzen Lande etwa $2^1/_2$ Millionen, wenn man die orientaliſchen Juden hinzurechnet, die mit ihren ſemitiſchen Stammverwandten in engſter Verbindung leben, ihre der arabiſchen nahe verwandte Sprache reden, ſich orientaliſch kleiden, deren ſchöne Frauen mit dunklen Augen, zarter Haut und feinen Zügen allein dem ſchlimmen Gewerbe ſich hingeben, dem kein muſelmaniſches Weib verfällt. Auch dieſe Juden wohnen in dem ſchmutzigen Labyrinth der Oberſtadt und haben nicht das mindeſte gemein mit ihren Glaubensgenoſſen, die aus Europa herübergekommen ſind, europäiſch mit uns leben, ſich mit den Franken miſchen, wie jene mit den Orientalen. Auf dieſe 2—3 Millionen Orientalen kommen nur 345,000 Europäer und 978,000 von dieſen ſtammende Eingeborene. Die Türken, die ja bis in die dreißiger Jahre die Piratenſtaaten der afrikaniſchen Küſte beherrſchten, hat man heimgeſchickt, nur wenige Ueberbleibſel erkennt man an den krummen Naſen, den Eulengeſichtern und der beſonderen Kleidung als Abkömmlinge der tartariſchen Race. Kleine Gruppen, wie die Neger, die Biskris, Kinder der Oaſen, ſind ſelten, deſto häufiger aber Miſchungen aller Sorten von Blut, ſo daß von dem hellen, roſigen Teint der Jüdinnen bis zur Hautfarbe der Aethiopier, die einem ge-

wichsten Stiefel gleicht, alle Schattirungen in Braun, Oliv und Kupferton sich in der Gesammtbevölkerung durcheinander mischen.

Um solche Wahrnehmungen bereichert uns der stürmische Wintertag in Algier, der jeden weiteren Spaziergang verbietet. Selbst das Leben der Fremdenkolonie scheint völlig in die Zimmer gebannt zu sein durch den eisigen Sturm, der vom Meere her über die Hänge des Sahel pfeift. Auf dieses Leben sind wir mit unsern materiellen und geselligen Bedürfnissen angewiesen. Algier gilt zwar als ausgezeichneter klimatischer Winterkurort, dennoch aber scheint seine Frequenz eine bescheidene, sein Charakter kein eigentlich internationaler zu sein. Franzosen bilden nicht nur die überwiegende Zahl der Wintergäste, es kommt gegen sie die Gesammtsumme der Italiener, Spanier, Deutschen, Belgier kaum in Betracht. Engländern begegnet man viel, sie leben aber in allen Fremdenkolonien der Welt so zahlreich, daß ihre Anwesenheit kaum hinreicht, um solcher Station einen internationalen Charakter zu verleihen. Vorläufig ist der ganze Saisonverkehr auf zwei bis drei große Gasthöfe und auf kaum mehr als ein Café beschränkt, das man mit Damen besuchen kann. An schönen Tagen hat das keine Noth. Da giebt es Spaziergänge, Ausflüge, Landpartien in Menge, da sucht man die öffentlichen Lustgärten, die von tropischem Grün beschatteten Promenaden auf, da wird die Esplanade der hohen Strandrampe zu einem allgemeinen Vereinigungspunkte, wo man den ganzen Tag umherschlendert. Jetzt aber, und solche Tage werden wohl öfter kommen, vermißt man einen gesellschaftlichen Vereinigungspunkt sehr. Die große Cour d'honneur des Hotel d'Orient, eine Glashalle, die den innern Hof füllt, versammelt nur die Bewohner des einen Gasthofes nach den Mahlzeiten, die Cafés haben mehr den Charakter bloßer Restaurants. Und hier gerade wären gesellschaftliche Vereinigungen erwünscht, denn Algier hat einen entschieden insularen Charakter. Nur dreimal in der Woche bringt der Dampfer Zeitungen und Briefe aus Europa herüber; oft wartet man selbst vergeblich auf diese spärliche Verbindung. An den stillen postlosen Tagen versorgen

einige beſcheidene Lokalblättchen uns mit aufgewärmten Neuigkeiten und langweiligen Kammerdepeſchen. Der moderne Menſch iſt hier in Betreff aller öffentlichen Dinge auf knappſte Ration geſetzt. Die armen Leidenden ſind beſonders in ſolchen Wintertagen wie jetzt übel daran. In ihre wärmſten Hüllen gepackt ſuchen ſie ſich durch Umwege vor dem Sturm zu ſchützen, flüchten auch wohl in die kleinen Cafés, wenn das Wetter gar zu arg wird. Wir geſunden Touriſten trotzen ſchon beherzter einem afrikaniſchen Wintertage, wenn wir den dicken Ueberzieher nicht zu Hauſe gelaſſen haben. Ein armer blonder Jüngling aus der Provinz Hannover, der mir bei dem entſetzlichen Hagelſturm in ſeinem hellen grauen Sommeranzug, an dem man übrigens jeden deutſchen Reiſenden ſofort ſicher erkennt, begegnete, klagte mir ſein Leid. In Monaco hatte er einen Theil ſeiner Reiſekaſſe der Bank gelaſſen, um 50 Frcs. hatte ihn dort noch ein Zahnarzt für das Ziehen zweier Zähne erleichtert. In Marſeille, ſo ſeufzte er, ſei er unſchlüſſig geweſen, ob er einen Winterüberzieher oder einen Sonnenſchirm kaufen ſolle. Er hat ſich endlich zum Sonnenſchirm entſchloſſen, dieſen aber in einem Wagen zurückgelaſſen und trotzte nun dem furchtbaren Wetter im leichten Sommerhabit ohne Schirm, naß wie eine gebadete Katze.

Das materielle Leben der Coloniſtenſtadt richtet ſich natürlich völlig nach franzöſiſchem Muſter. Doch lebt man im Allgemeinen billiger, benügt ſich mit geringeren Qualitäten als in Frankreich. Gemüſe freilich fehlt niemals. Grüne Erbſen, Artiſchocken, junge Bohnen gehen das ganze Jahr nicht aus, ebenſowenig wie der Blumenkohl, der vorzugsweiſe auf den Tiſch des gewöhnlichen Mannes kommt. An Güte und Feingeſchmack ſtehen aber alle dieſe algieriſchen Gemüſe den mitteleuropäiſchen bedeutend nach. Die feinen Culturen gedeihen am beſten in gemäßigteren Strichen und dann beeinträchtigt vielleicht auch der maſſenhafte Anbau die Qualität. Das Fleiſch des kleinen, zottigen, groben arabiſchen Rindviehs iſt ebenfalls nicht von beſonderer Güte, das der Hammel beſſer. Wunder-

barerweiſe ſind die Fiſche knapp, denn nur wenige Boote, die für den Fang an der Küſte eingerichtet ſind, liegen in einer Seitenbucht des Hafens und dieſe verſorgen mehr die großen Gaſthöfe als das Volk, ſo daß der Fiſchmarkt recht ſpärlich verſehen iſt. Derartige Studien macht man an einem Wintertage in Algier.

Frühling in Algier.

Die Schönheit der Lage, der Umgebung und den architektonischen Charakter von Algier kann man erst würdigen, wenn wieder die Sonne den Sieg über Wind und Wolken, Regen und Hagel gewonnen hat. Das dauert in diesem Lande nicht lange, denn der Winter währt immer nur wenige Tage. Die Araber, Kabylen und Mauren lassen ihre weiten Faltengewänder nun wieder offen flattern, die hohe Küstenpromenade belebt sich, die Kaffeehäuser bereiten Eis und stellen ihre Tischchen weit hinaus ins Freie. Die Stadt selbst zeigt uns kaum mehr etwas Neues. Immer wieder aber fällt der große Unterschied in Charakter und Physiognomie auf zwischen den türkischen Städten im Osten des mittelländischen Meeres und diesen rein arabischen Ansiedelungen. Es ist kaum eine geringe Aehnlichkeit vorhanden. Dort, besonders am Bosporus, sind es die dunklen Cypressenhaine der ausgedehnten Begräbnißstätten, die Kioske mit den weitgeschwungenen Dächern, die nadelschlanken Minarets neben mächtigen Kuppelbauten, die spielende Zierlichkeit der ornamentalen Formen und Gebilde an allen Gebäuden, endlich eine Art Phantasiestil ohne Regel und System in den Palästen der Großen, der etwas Zuckerbäckerartiges hat, was der äußeren Erscheinung der Städte ihren Charakter giebt. Das Grün, die schlanken Pyramiden der Cypressen, die babylonischen Hängeweiden, das überall reichlich hervorquellende Wasser fehlen gänzlich in dem kreideweißen Einerlei des den Sahel hinansteigenden Städtedreiecks. Das architektonische Vorbild, welches die Kuppel der Sofienmoschee sämmtlichen muhamedanischen Gotteshäusern des Ostens gegeben

wirkt nicht bis in dieſen fernen Weſten; man hat hier weder zierlich noch phantaſtiſch, weder ſchlank noch kühn gebaut. Wie die niedrigen Wohnhäuſer lagert ſich auch jeder bedeutende Monumentalbau breit und maſſig, ſtumpf und einförmig hin, erſt im Innern die Schönheiten des mauriſchen Stils entfaltend. Und dann dürfen wir nicht vergeſſen, daß Algier keine große Vergangenheit hat, daß es überhaupt erſt ſpät, um das Jahr 900 etwa, von einem Araberchef gegründet worden und Bedeutung erſt erlangt hat, als im 15. Jahrhundert der ſpaniſche Ferdinand die Mauren über das Meer nach Afrika vertrieb. Eigentlich maleriſch iſt der Anblick dieſer Stadt daher kaum. Nur die Citadelle hoch oben auf der Spitze des Dreiecks ragt kenntlich aus dem niedrigen Gewürfel der weißen Häuschen hervor, die Meeresfront umſäumt das franzöſiſche, nach Pariſer Muſter erbaute Algier.

Je ſchneller wir mit der Stadt ſelber fertig werden, deſto unerſchöpflicher und reicher iſt aber ihre Umgebung an wundervollen Punkten, Spaziergängen und kleinen Ausflügen. Die Formation des Bodens iſt die denkbar glücklichſte. Der ſanfte Hügelzug des Sahel, der ſich, von anmuthigen Thälern durchſchnitten, zwiſchen dem Meere und den Ketten des Atlas erhebt, in den der weite Golf von Algier tief ſich einbuchtet, giebt unſeren Ausflügen und Spaziergängen lohnende Ziele. An ſeinen Abhängen liegen Dörfer und kleine Colonien, dort hatten vordem die Fürſten und Großen türkiſchen Stammes, die einſt von den Arabern ins Land gerufen waren, um ſie vor den vordringenden Spaniern zu ſchützen, ihre Sommerpaläſte, alle in mauriſchem Stil, errichtet. Dort ſehen wir Haſſan-Dey, Muſtapha-Superieur, Isly, deren Namen zwar noch die erſten Erbauer verewigt, die aber jetzt von den neuen Coloniſten bewohnt werden. Einige Caſtelle aus arabiſcher Zeit, von den erobernden Spaniern oder endlich von den neueſten Beſitzern des Landes erbaut, krönen die Höhen des Sahel, die in der unmittelbaren Umgebung der Stadt ſehr ſtark beſiedelt ſind. Wer möchte auch hier nicht wohnen mögen! Schneegebirge und das dunkelblaue Meer über-

ſieht man von jedem Punkte aus, das terraſſenförmig anſteigende Gelände iſt anmuthig bewegt und prangt zu dieſer Frühlingszeit in einer Fülle und Ueppigkeit des Pflanzenwuchſes, die jeder Beſchreibung ſpotten. Alles blüht, die Lebhaftigkeit der Farben wird aber übertroffen von der Mannichfaltigkeit der Formen und Arten, von einer Ueppigkeit der Vegetation, in der ſich ſubtropiſche, ſüdeuropäiſche und auſtraliſche Pflanzengebilde zuſammenfinden. Eine laue Luft, heiterer Sonnenſchein und der friſche Athem des Meeres machen den Frühling in dieſen afrikaniſchen Küſtengeländen paradieſiſch ſchön.

Wir wandern hinaus auf die Höhen zu jeder Stunde des Tages. Die Franzoſen ſorgen dafür, uns ſolche Spaziergänge zu erleichtern. Pferdebahnen gehen nach allen Richtungen zur Stadt weit hinaus; wo ſie nicht hinreichen, da verſieht jedenfalls ein Omnibus den Dienſt. Doch bedarf der einigermaßen rüſtige Fußgänger ſolcher Hilfe kaum. Auf halber Höhe des Sahelhügels etwa liegt Muſtapha-Superieur, das reizendſte aller algieriſchen Villendörfchen. Dort hatte der letzte Dey ſein Sommerſchloß mitten in einer faſt tropiſchen Gartenwildniß, und der franzöſiſche Gouverneur iſt ſein Beſitznachfolger geworden. Die Wache wehrt uns den Eintritt nicht, denn Chanzy war bereits abberufen und ſein Nachfolger noch nicht ernannt. Das Gartenſchloß gehört zu den reizendſten Bauten mauriſchen Stils in Algier. Glücklicherweiſe haben die Franzoſen nichts daran moderniſirt. Die Front, völlig fenſterlos, gliedert ſich in Arkadenhallen von Hufeiſenbogen, auf ſchlanke Säulchen leicht geſtützt. Bänder von farbigen Fayenceplatten laufen zwiſchen den Bogen die weißen Wände hinauf, drei niedrige Kuppeln in der Mitte und auf beiden Ecken heben ſich über den luftigen, von ewigem Grün umſchatteten Bau hinaus. Das Innere iſt einfach, die Täfelungen von blau und weißen Fayenceplatten herrſchen an Wänden und Fußböden überall vor. Dieſer kühle Sommerſitz liegt auf einer Terraſſenſtufe des Sahel in einem parkartigen Garten. Die Palme iſt hier wie in ganz Nordafrika der Baum, der den Charakter der Vegetation beſtimmt. Hier erſt finden wir ſie

zu Hauſe auf ihrem eigenen Boden, auf dem ſie in voller Freiheit und Luſt ſich entwickelt und gedeiht. Was wir in Europa an Palmen ſehen, bis tief nach Sicilien hinein, das erſcheint dort als ein fremder Gaſt, dem man ſeine Stätte bereiten muß, den man uns in Gärten, in ſorgſamen Anpflanzungen zeigt. Hier ſchießen die ſchlanken Schafte wild in die Höhe, man müht ſich wenig um ſie und dennoch entfalten ſie ſich üppiger als jemals in unſerem Erdtheil. Die Palme iſt der Baum Afrikas. In allen Formen, mit breiten Fächern, hohen Schirmen, dick mit Datteltrauben behängt, die allerdings auch hier noch nicht völlig reifen, die Caryota, die Chamärops, die Banane, alle Arten, die ich kenne, breiten ihre graziöſen Wedel, ihr zierliches Blätterdach aus im feuchten Dickicht. An den Orangeſtämmen klimmen Schlinggewächſe und Paraſiten empor, Roſengerank klettert von Baum zu Baum und behängt die Zweige dick mit vollen farbigen Blüthen, Ricinusbäume, hohe Hecken von blühenden Pelargonien heben ſich aus der erſtickenden Fülle der niedrigen Blumen hervor. Die Datura hat ſchon abgeblüht und läßt ihre weißen Trompeten welk hängen, alle weißen Häuſer nah und fern umſpinnt eine Art Clematis mit carmoſinrothen Blüthenkelchen. So farbig, ſo lebhaft geſchmückt giebt ſich der Frühling in Algier. Aus dieſer Umgebung blickt man hinab auf die Dörfer der Küſtenflur, deren Häuſer unter blühenden Pfirſich-, Mandel- und Obſtbäumen ſich halb verbergen. Wir ſtehen hier über der tiefen Einbuchtung des Golfes, der weſtlich ausſchwingt nach der Stadt hin und deren Hafen, der öſtlich umrahmt wird von den Schneeſcheiteln des Atlas, welcher ſeinen Fuß in das noch immer bewegte, ſilberſchäumende Meer vorſchiebt. Der Dey hat ſeinen Platz trefflich gewählt. Ueberall ringsum bietet ſich dem Auge Aehnliches, nirgends aber iſt es ſo ſchön wie hier in Muſtapha. Und wenn das Auge, ermüdet von dem entzückenden Panorama, ſich wegwendet, ſo erquickt ein Spaziergang durch den dunkelſchattigen Park uns wieder. Tief im Laube liegt ein kleiner zierlicher Kiosk, ein Rund von ſpiralförmig gewundenen Säulen, welche Hufeiſenbogen tragen, innen alles mit weiß und blauen

Fliesen bekleidet, Divans an der Hinterseite, ein quellender Brunnen in der Mitte, die Vorderfront offen dem Meere zugekehrt und Alles umwuchert von Orchideen, die ihre barocken Blätter, ihre phantastischen Blüthen an Säulen und Bogen hängen.

Der gesammte Pflanzenwuchs erscheint weicher, wärmer, lebhafter, als wir ihn irgendwo in Europa kennen. Das Fehlende trägt zu diesem Eindruck ebenso bei, wie das Vorhandene. Cypressen sieht man sehr wenige; wir vermissen aber auch die Pinie, finden nur selten Lorbeer- und so gut wie gar keine Johannisbrodbäume. Selbst die Weinrebe erobert sich erst allmählich den Boden; der meiste Wein, den wir hier trinken, kommt aus dem Thal der Rhone. Bis in die dreißiger Jahre ist der Weinbau in dem muhamedanischen Seeräuberstaate fast gänzlich unbekannt gewesen, nur als Obst hat man die Traube cultivirt. Die Franzosen prüfen überall den Boden auf seine Fähigkeit, Wein hervorzubringen und haben viele gelungene Versuche mit dessen Einführung gemacht. Immer aber wachsen noch wenig Reben im Lande. Ebenso fällt die Aermlichkeit, wenigstens die Bescheidenheit der wilden Flora auf, verglichen wenigstens mit der Fülle wilder Blumen in Griechenland, in Italien und im Orient. Thymian, Lavendel und Rosmarin, die prachtvollen Purpur-Anemonen, Hyacinthen, Narzissen, Levkojen und Goldlack, die dort überall aus Wiesen und uncultivirtem Boden, aus Gemäuer und Sümpfen sprießen, sucht man hier vergebens. Nur dicke Stauden wilder Fenchel, Schierling und Euphorbien schießen hoch empor, neben den Blüthenstengeln der Agaven und den Blattscheiben des Cactus.

Landschaft, Pflanzenwuchs und Aussicht behalten denselben Charakter, wo wir auch unsern Weg fortsetzen. Stundenlang wandert man von einem der Höhendörfchen zum andern. Kleine Sträßchen, Reitpfade der Eingebornen, Landwege, große Chausseen durchkreuzen zahlreich die Landschaft um Algier. Von ihr hat die europäische Colonisation vollständig Besitz ergriffen, das arabische Bevölkerungselement scheint gänzlich aus dem Land

eigenthum dieſer Fluren verdrängt worden zu ſein. Wie der Gouverneur den Sommerpalaſt des Dey im oberen Muſtapha bewohnt, ſo lehnen Villen, Landhäuſer, kleine Höfe ſich an das liebliche Hügelgelände, wo die Bewohner ewigen Frühling, denn auch die Sonnenglut wird hier durch den kühlen Hauch des Meeres gemildert, wo ſie ausgezeichnete Luft und die reichſten Gaben der Vegetation genießen. Alle Cultur iſt hier gartenartig, Felder, Aecker, ſelbſt Weinberge finden keinen Platz an den höheren Geländen des Sahel in der Nachbarſchaft der Stadt. Bald ſteigen wir durch den ſcharfen Riß, den ein kleiner Bach in den Hügelzug gefurcht, höher hinan nach Isly, dann folgen wir den Windungen einer Straße, die hinabführt zum Thalboden. Stadt, Meer und Atlas verſchieben ſich da bei jedem Schritte zu anderer Gruppirung, überall aber iſt das Bild, von Tropenlaub und Blüthenmaſſen umrahmt, ein gleich ſtolzes, entzückendes. Bunte Staffage bewegt ſich in der Landſchaft. Etwas Nomadenartiges ſcheint auch den ſeßhaften Kabylen noch anzuhaften, immer ſind ſie unterwegs, auf ganz kleinen Eſeln reiten ſie umher, in die weißen Wollengewänder gehüllt wandern ſie von einem Orte zum andern. Ein kleiner Trupp Spahis in langem purpurrothen Burnus, die wie Königsmäntel über den Rücken der Roſſe niederhängen, andere Soldaten in der zu phantaſtiſchen Uniformen umgeſchaffenen maleriſchen Landestracht, mitunter ein Offizier auf feurigem Berberhengſte, beleben Straßen und Wege. Dann ſchreitet wohl ein bronzebrauner Biskris mit dem ſchönen kupfernen Henkelkruge, der hier zu Lande auch den beſcheidenſten Haushalt ausſtattet, zu einem der zahlreichen Brunnen, die am Wege ſprudeln, ein Araber mit langer Flinte geht auf Jagdbeute, immer iſt die Flur belebt mit maleriſchen Geſtalten, wo wir auch den köſtlichen Frühling vor den Thoren genießen mögen.

Unten, auf der ſchmalen Flur zwiſchen dem Meeresſtrande und der Hügelkette des Sahel, giebt es ein Stückchen Erde, das den Unterſchied der Jahreszeiten kaum kennt, eines der ſchönſten und intereſſanteſten bei Algier. Es iſt das der große Verſuchs-

garten, die bedeutendſte botaniſche Station in Nordafrika. Der Jardin d'Essai füllt den ſchmalen Landſtreifen zwiſchen dem Fuß des Sahel und der Küſte vollſtändig, er ſteigt ſogar noch ein gutes Stückchen den Hügel hinan. Der Garten von Hamma, wie er früher geheißen, iſt von der Regierung einer algieriſchen Geſellſchaft unter der Bedingung übergeben, als öffentliche Promenade, als Pflanzenſchule und als Acclimatiſationsſtation für exotiſche Pflanzen zu dienen. Der untere, ebene Theil bildet eine vollſtändige, von geraden Alleen durchſchnittene Palmenwildniß, unterbrochen von ſorgſamen Pflanzenculturen. Da blicken wir in einen Gang, der von den Bündelſtämmen des Bambus dicht überſchattet wird, die wie rieſige Schachtelhalme aus der Erde ſchießen und ihre breitgezackten Blätter wie ausgeſpreizte Hände oben zu einem grünen Dach vereinen, da führt ein Gang von Dattelpalmen hinab zum Meere, das hellblau aufleuchtet zwiſchen den feingegliederten Schirmen des Tropenbaumes. Ein laues Waſſerbecken zeigt uns afrikaniſche Sumpf- und Waſſerpflanzen in herrlichſter Entwickelung, zu ihnen gelangen wir durch eine Allee von Chamärops excelsa, die um ihrer Faſern willen cultivirt werden. Den auſtraliſchen Caſuar ſucht man an dieſer Stelle mit Erfolg für Afrika heimiſch zu machen, um ſein Fleiſch als Nahrungsmittel zu verwerthen; die Seidenzucht unterſtützt dieſe Verſuchsſtation durch Forſchungen und Experimente zur Ergründung und Beſeitigung der Krankheiten, welche die Raupen im ſüdlichen Frankreich verheeren. Hamma dient ſeinen Zwecken vortrefflich. Es verſorgt die Colonie ſowohl mit Zierpflanzen, mit Bananen, Yucca, Palmen, Mimoſen, als auch mit nutzbaren Arten. Die Pflanzenwelt der Sahara findet hier ihre nördlichſte Grenze. Unter Dächern von Rohr oder Binſen ſchützt man die jungen Sproſſen und Pflänzlinge zu Tauſenden, die dann an die Gartenbauer abgegeben werden. Ein ganz beſonderes Verdienſt hat die Geſellſchaft ſich erworben durch Einführung der Eucalypten. Der Eucalyptus kann heute ſchon als ein in Afrika heimiſcher Baum bezeichnet werden. Ungezählte Tauſende dieſes ſchnell wachſenden,

alle Feuchtigkeit aufsaugenden, fiebertilgenden Baumes, mindestens 5 bis 6 verschiedene Arten, beleben und begrünen das waldlose Land bereits, dem sie das Ansehen eines leicht bewaldeten zu geben beginnen. Das schöngezeichnete Laub beschattet Landstraßen und Dörfer; jedes Bahnwärterhaus, jede einsame Farm, jeder Anger schmückt sich mit diesem nützlichen, gesundheitbringenden Fremdling. Den Eucalyptus finden wir in dem oberen bergigen Theile des Hammagartens, der der Waldflora gewidmet ist und meist Spezialitäten vom Kap, aus Südamerika und von Neu-Holland aufweist. Neben allen diesen praktischen Zwecken bleibt der Garten doch immer noch eine der beliebtesten öffentlichen Promenaden. Nachmittags spielt dort öfter die Kapelle eines Regiments, dann rollen die Equipagen vor die Eingangspforte, man schlendert durch die Alleen, in den Dickichten zwischen der fremdartigen Flora umher, draußen unter den riesigen Platanen an der Landstraße liegen einige kleine Kaffeehäuser, die den schwarzen Trank auf arabische Art bereiten; Hamma ist an schönen Nachmittagen die beliebteste Promenade.

Kommen wir gegen Abend zur Stadt hinein, so folgt uns der blumenreiche, duftende Frühling auch bis hier hin. Jenseits des Hafens senkt die Sonne sich ins Meer, überflutet die weißen Kämme des Atlas mit glühendem Lichte, das Wasser leuchtet, der Himmel glänzt. Dann füllt die hohe Strandpromenade sich mit dem bunten Gewühle der arabischen und europäischen Welt. In einem kleinen Square, mit Bambusstauden bepflanzt, zündet man die Gaskandelaber an, der Corso ergießt sich dorthin und dauert bis zum Schlusse des Theaters, denn selbst die Nächte sind lau und mild.

Wir kommen hier in Algier kaum dazu, das französische Colonisationswerk nach seinen großen politischen und wirthschaftschaftlichen Gesichtspunkten mit seinen Vorzügen, Fehlern und Schwächen zu beurtheilen. Wir empfinden unter dem Einfluß der uns umgebenden Wirklichkeit nur lebhaft, was Algier früher gewesen, was heute daraus geworden ist, den Unterschied zwischen Einst und Jetzt. Der arabische Stamm, der vor mehr als einem

Jahrtauſend mit jugendlicher Kraft, erobernd, die morſche Cultur der mittelalterlichen Römer und Byzantiner zertrümmernd, aus Aſien hervorgebrochen war, ſich über den ganzen Norden Afrikas, über die Inſeln des Mittelmeeres, über die ſpaniſche Halbinſel ergoſſen hatte, war entartet, in ſeiner phyſiſchen und moraliſchen Kraft tief zurückgegangen. Brutale Willkürherrſchaft im Innern, von Piraterie, Sklavenhandel, Raub und Gewaltthaten lebten die türkiſchen Paſchas, die man einſt, ein erſtes Zeichen der Schwäche und Entartung, als Helfer und Herrſcher gegen die vordringenden Spanier ins Land gerufen, und ähnlich lebten ihre arabiſchen Unterthanen, vielleicht mit Ausnahme der fleißigen und anſpruchsloſen Kabylen. In die Reihe der Berberſtaaten, am Rande von Nordafrika, hat Frankreich zur Zeit Louis Philipp's hier Breſche gelegt. Es iſt damit höherer wirthſchaftlicher, geiſtiger und ſittlicher Cultur unzweifelhaft ein Gebiet gewonnen worden, größer als das heutige Algerien. Denn die Einflüſſe der franzöſiſchen Occupation wirken mittelbar über deren Grenzen hinaus. Wer Land und Volk hier aus eigener Anſchauung kennen gelernt, der weiß, daß fortan jeder Aufſtandsverſuch der Eingeborenen mißlingen muß. Es fehlt der Stammbevölkerung die Einigkeit, die Cultur, es fehlen ihr Waffen, vorzüglich Kanonen. Unbequem mögen ſolche Aufſtände werden können, blutig ebenfalls, gefährlich aber kaum mehr. Voreilig und leichtfertig war es nur von den Franzoſen, daß ſie Kriegsübung und militäriſche Erfolge, erworben über dieſes halbbarbariſche Volk ohne Heer und Kanonen, für genügend gehalten, um auch über die geſchulte Kraft europäiſcher Staaten zu leichten Triumphen zu führen. Dieſen Irrthum hat das Land und ſeine Dynaſtie ſchwer büßen müſſen. Algier, die Stadt und ihre Umgebung, iſt am meiſten von der vordringenden europäiſchen Cultur umgeſtaltet worden. Der Untergrund und die Maſſe der Bevölkerung gehören ſelbſt in der Stadt den verſchiedenen Stämmen der ſemitiſchen Race an. Aber ſelbſt dieſe haben ſich den Einflüſſen europäiſcher Civiliſation nicht entziehen können. Faſt wirkt hier das ganze Maurenthum mit

ſeinen Architekturen, ſeinen maleriſchen Volkstypen, ſeinen Gebräuchen und fremdartigen Zügen nur noch wie eine eigenthümliche, intereſſante und ſchöne Staffage; dieſes Fleckchen Erde an dem hohen Strande des alten Icoſium iſt ſchon vollſtändig und, wie es ſcheint, unverlierbar von Europa erobert worden.

Blida.

(1879.)

Blida.

Ein größerer Ausflug ins Binnenland gehört zu den angenehmsten und instructivsten Genüssen, die man sich in Algier bereiten kann. Dieses Tagewerk hat Blida zum Ziel. Blida, die Stadt der Orangenhaine und der Berberrosse, liegt tief im Lande, am Fuße des Atlas; ein Spaziergang von dort führt uns sogar in die Schluchten des Gebirges hinein. Morgens früh, es dämmerte kaum, steigt man die Treppensysteme hinab, die von der hohen Rampe des Meeresboulevard zum Hafen führen. Denn dort unten liegt der Bahnhof des einzigen großen Schienenweges im Lande, der westwärts nach Oran führt. Auch hier bilden Araber und Kabylen, vermummt in weiße Burnus, die gewaltige Mehrzahl der Fahrgäste. Es verräth sich eben überall, daß die eingebornen Volksstämme noch immer in ungeheurer Mehrheit sich befinden, an Zahl aller Einwanderung fast zehnfach überlegen sind. Das Verhältniß ist vor 1871 für die Araber noch weit günstiger gewesen. Dem Kriegsjahre und seinen Folgen verdankt Algerien einen bedeutenden Zufluß an Colonisten. Selbst als diese Einflüsse kaum mehr wirken konnten, von 1873 bis jetzt, haben ca. 50,000 Europäer hier eine neue Heimath gesucht. Das verschlägt freilich nicht viel gegenüber den 3 Millionen Semiten.

In dem weiten Hinterlande wenigstens nimmt die Colonisirung nur höchst bescheiden zu. Hier, nahe an Algier, glauben wir mitunter ein altes, wohlverwaltetes und bewirthschaftetes Culturland um uns zu sehen. Der Bahnzug muß den Sahel umfahren, um ins Innere des Landes zu gelangen. Er folgt

deshalb dem weiten, herrlich geschwungenen Bogen der Bucht, deren natürliche Wälle und Rahmen einerseits der Sahel westlich, andererseits der Atlas, von Süden her ostwärts sich vorschiebend, bilden. In der Nähe der Hauptstadt hält man alle Augenblicke an kleinen Stationen. Das beweist eine starke Vorort-Bevölkerung und lebhaften Verkehr. Hier durchschneiden wir die fruchtbare Küstenebene zwischen Sahel und Meer. Das ist das Land des ewigen Blumenkohls, der Artischockenfelder, der zu jeder Jahreszeit geernteten jungen Erbsen, der neuen Kartoffeln zu Weihnachten, der feinen Gemüse jeder Art. Diese Strandflur versorgt seit lange Frankreich, seit Ausdehnung des europäischen Eisenbahnnetzes und Herabsetzung der Tarife unseren ganzen Continent mit billigem, frischem Wintergemüse. Von den Einflüssen der Jahreszeiten ist der Gemüsebau hier niemals abhängig. Man hat nur zu berechnen, wie viele Wochen die Pflanze vom ersten Keime bis zur Ernte gebraucht, und läuft höchstens die kleine Gefahr, daß kälteres Wetter oder die scharf austrocknenden Strahlen der Sonne den Ertrag um wenige Zeit verzögern können. Man pflanzt und säet daher im September wie im Januar, im August wie im November. Als ungünstige Jahreszeit gilt der Hochsommer, in dem natürlich auch der europäische Bedarf aufhört, weil er dann vom eigenen Lande befriedigt werden kann.

Alle diese Pflanzungen, die weite Felder bedecken, sind mit peinlichster Sorgfalt behandelt, werden mit wahrhaft niederländischer Ordnung und Regelmäßigkeit bestellt, gesäubert, behütet und mit Wasser, Nahrung, Schutz versehen. Die Nächte mögen den jungen Kohlpflänzchen wohl noch zu kühl, die Nordwestwinde zu rauh gewesen sein. Da müssen denn Blattscheiben von den nahen Cactushecken als Windschirme, andere Blätter als Decken dienen. Vor jede aufkeimende Pflanze stellt man in der Windrichtung solch ein dickes Blatt auf die Erde. Dazwischen laufen kleine Rinnen zur Bewässerung, größere Schirme wehren die brennende Sonne ab, bis dann das junge Leben so weit erstarkt, um solcher Unterstützung nicht mehr zu bedürfen.

Die breiten, ſchön gezeichneten Diſtelblätter der Artiſchocke, die luſtig emporkletternden Ranken der jungen Erbſen bedecken weithin die beſten Aecker, Kartoffel und Blumenkohl müſſen ſich mit beſcheidenen Lagen begnügen. Man erzählt mir, daß weder die Franzoſen, noch die eingewanderten Deutſchen aus dem Elſaß dieſen Gärtnereibetrieb in ſo großartiger induſtriöſer Weiſe ins Leben gerufen hätten. Es ſind vielmehr ſpaniſche Coloniſten von den nahen Balearen, denen das Land dieſe Bereicherung und die Production eines ſeiner weſentlichſten Ausfuhrartikel dankt. Der Gemüſeverſand iſt von 1861 bis 1871 von ca. $4\frac{1}{2}$ Millionen Kilogramm auf über $7\frac{3}{4}$ Millionen und während der letzten Jahre noch in erheblich größerer Progreſſion geſtiegen. Hier koſtet das Gemüſe faſt garnichts, beſonders der Blumenkohl, von dem ſelbſt der ärmliche Haushalt große Maſſen verzehrt.

Unſer Zug hat endlich den Weg um den Golf zurückgelegt, er wendet plötzlich ſüdweſtwärts, biegt um den Fuß der Sahelhöhen und dringt ins Land aufwärts. Das Bild ändert ſich vollſtändig. Es öffnet ſich die weite Ebene der Metidja dem erſtaunten Blicke. Zwiſchen den Parallelen des ſchneebedeckten Atlasgebirges und den weichlinigen Höhenzügen des Sahel eingeſenkt, zieht viele Meilen weit die Metidja ſich hin, heute ſchon größtentheils von der Cultur erobert, ein Land mit glänzender Zukunft. Man berichtet uns, daß ſchon einmal, zu Zeiten der arabiſchen Herrſchaft, dieſe Ebene in hoher Blüthe geſtanden habe, beſiedelt mit vielen Städten und Dörfern, bedeckt mit Aeckern und Fruchtgärten. Das Alles iſt untergegangen, verwüſtet, vertilgt von den Raubzügen und unter den Kämpfen einzelner Häuptlinge im 13. Jahrhundert, die einander hier Schlachten geliefert und mit barbariſcher Wildheit zerſtört haben, was ſie vorgefunden. Seit jener Zeit war die Metidja eine Sumpfwüſte geworden. An den Abhängen der Gebirge fanden die Franzoſen 1830 wenige Kabylendörfer, deren armſelige Hütten wir heute noch dort liegen ſehen. Der größte Theil des Bodens in dieſem 3 Meilen breiten, 14 bis

15 Meilen langen Thal war entweder noch herrenlos oder er beſtand aus Waſſerlachen, in denen die von den Bergen hinabſtrömenden Bäche den Ueberſchuß ihrer Winterflut zurückließen. Fieber hauſten auf der Metidja; nur Jäger ſtellten den Waſſervögeln, dem Raubgethier und der ſchlanken, ſchnellfüßigen Gazelle, der Gemſe des Atlas, nach. Einzelne Culturinſeln waren ſchon von den Kabylen bebaut, an den Bergen nutzte man die Weide aus und holzte ab, was nur irgend nutzbar ſchien.

Wollte man die coloniſirende Kraft und das Geſchick der Franzoſen zu ſolcher Culturarbeit allein nach den Reſultaten, die dieſe Ebene aufweiſt, beurtheilen, ſo würde man nur das Allergünſtigſte berichten können. Es iſt hier ernſthafte und gute Arbeit gethan worden, langſamer, ſprunghafter, planloſer vielleicht, als Engländer, Holländer oder Deutſche ſolch ein Werk ausgeführt haben würden, immer aber doch mit Geſchick und Erfolg. Was am meiſten befriedigt und erfreut, das iſt die Wahrnehmung, daß der Staat überall auf Luxusbauten, auf alles Ueberflüſſige verzichtet und nur das Nothwendige, direct Nützliche und Praktiſche geſchaffen hat. Langſam freilich im Vergleich zu den Einrichtungen des Mutterlandes, doch aber mit berechnendem, vorausſehendem Sinn. Die erſten dürftigen, ohne andere Berechnung als die des Landesſchutzes angelegten Militärſtraßen haben ſich nach allen Hauptrichtungen in treffliche Chauſſeen verwandelt, bei denen beſonders die Brückenbauten bewundernswerth ſolide, oft wahrhaft monumental erſcheinen. In der Metidja waren die Bergwaſſer unbequeme Gäſte. Im Winter überſchwemmten, verſumpften und verheerten ſie die Thalflur, im Sommer trockneten ſie aus und gaben allen Pflanzenwuchs der Verdurſtung preis. Das große Werk der Gewäſſer-Regulirung iſt noch lange nicht in ſeinen Haupttheilen vollendet, aber es iſt begonnen und ſchreitet vor. Man dämmt die Gebirgsbäche ab, legt Sammelbecken oberhalb an, regelt Lauf und Abfluß, hält die Flut zurück zu Zeiten des verheerenden Ueberfluſſes und verwerthet ſie zur Ueberrieſelung, wenn im Sommer der Schooß der Berge nichts mehr hergeben will.

Die Erfolge haben nicht auf sich warten lassen. An kleinen Halteſtellen vorüber, die ſich faſt ausnehmen wie Anſiedelungen amerikaniſcher Farmer, kommen wir nach Bou-Farik. Bou-Farik bildete zur Zeit der erſten Eroberung in ſeiner ganzen Thalbreite einen unzugänglichen Sumpf, in dem nur Wildſchweine, Waſſervögel, Raubgethier hauſten, wo inſelartig aus dem Moraſt auftauchende Stellen der weißen Kouba eines arabiſchen Heiligen, einigen Weidenbäumen, zwei Feigen und einer Palme eine traurige Stätte gewährten. Das damalige Bou-Farik diente den Kaids der benachbarten Tribus als Richtſtätte. Oft ſah man an einem der Weidenzweige einen aufgeknüpften Leichnam baumeln. Alle Verſuche der europäiſchen Colonen, dieſes Terrain zu erobern, mißlangen zuerſt. Man glaubte der Waſſer Herr geworden zu ſein, begann mit Häuſerbauten, wollte eine Stadt anlegen, einen Mittelpunkt für die bereits der Cultur gewonnene fruchtbare Landſchaft. Fieber und andere Sumpfkrankheiten mordeten die Colonen unbarmherzig weg. Faſt zwei volle Jahrzehnte hat man vergeblich gegen den Feind gekämpft. 1840 raffte das Fieber in dem einzigen October von 400 Menſchen 48 dahin; von 300 Bewohnern ſtarben 1842 nicht weniger als 92. Es wurde immer ſchlimmer, man verließ den Poſten, gab die Arbeit auf, um ſie immer wieder aufs Neue anzufangen. Endlich, am Schluſſe der fünfziger Jahre, war der Sieg wider die Natur errungen, das Sumpfwaſſer bezwungen. Was den Ingenieuren nicht vollſtändig gelingen wollte, das vollendete der durſtige Eucalyptus, der alle Feuchtigkeit aus dem Boden, allen Fieberdunſt aus der Luft aufſaugt, verzehrt, ſich daran wahrhaft mäſtet. An allen Wegen, um alle Pflanzerwohnungen ſehen wir jetzt dieſe Bäume, deren langgeſpitzte Blätter der Morgenwind fächelt. Die Weideſluren ſind mit Eucalypten umfriedigt, an tiefen Stellen hat man ganze Wäldchen angepflanzt; der fremde Baum dient nicht zu Zier und Luxus, er iſt ſchnell zum helfenden Freunde geworden. Die Fieberwüſte hat ſich in eine lachende Flur verwandelt. Eine geſchloſſene Stadt ſcheint Bou-Farik nicht geworden zu ſein; inmitten ihrer

Plantagen liegen die Häuſer der Colonen, die großen Ställe und Schober, denen ein Gemüſegarten niemals fehlt. Meiſtentheils dient das gewonnene Land zu Viehweiden. Bou-Farik beſitzt einen der größten Viehmärkte im Lande. Jeden Freitag kommen die Kabylen der nahen Tribus mit ihrem Bergvieh, die Colonen der Umgegend, die Viehhändler und Schlächter oft bis aus Frankreich hier zuſammen. Für Veredelung der Rindviehracen bleibt indeſſen noch viel zu thun. Das arabiſche Vieh iſt ein kleiner Schlag, zottig, ſtarkknochig, mit grobfaſerigem Fleiſche. Ab und zu ſind zur Veredelung gute Schweizer Thiere eingeführt, aber nur ſelten. Der Staat könnte mit geringen Mitteln hier ſehr viel durch Haltung von Zuchtſtieren wirken.

Die zweiſtündige Morgenfahrt durch die Ebene der Metidja iſt reizend. Der Atlas hüllt ſich noch in einen tief hinabreichenden Schneemantel, aus dem nach unten hin Oelbäume, Feigen und das Geſtrüpp der Zwerg-Palmen hervorblicken. Die freundlichen Abhänge des Sahel, den wir hier von der Rückſeite ſehen, tragen Wein, Aecker, Weiden, nur ſelten kleine, weiße Dörfer. So gut wie um Bou-Farik ſieht das Land der Ebene nicht überall aus. Vieles iſt von der Cultur noch nicht in Beſchlag genommen, die ſpärliche Bevölkerung zwingt ſelbſt hier, in dem beſtgelegenen Theile der Anſiedelung, die Coloniſationsarbeit nicht. Europäer verkehrten wenig im Zuge, die weißvermummten Geſtalten der Kabylen, Araber, olivbraun von Geſichtsfarbe, die Cordel von Kameelhaaren vielfach um das weiße Schleiertuch geſchlungen, ſtiegen dagegen zahlreich ein und aus, darunter ſehr viele gewöhnliche Arbeiter, die zum Tagewerk nach der nächſten Station fuhren. Meine Geſellſchaft bildete ein Einjährig-Freiwilliger aus dem Elſaß, der indeſſen kein Deutſch verſtand. Seine Familie, erzählte der junge Mann, wohnte ſeit Jahren in Algier und er gedenke auch hier zu bleiben, wenn nur erſt das böſe Dienſtjahr vorüber wäre. Noch ſechs Monate ſei er dem Heere verpflichtet. Auf meine Entgegnung, daß das nicht lange ſei, meinte er: „Toujours six mois de trop!“ Nach Frankreich wollte er ſo wenig wie ſeine hieſigen

Landsleute. Wir können die Franzoſen im Grunde des Herzens doch nicht leiden, ſagte er, auch jetzt behandeln ſie uns als die Geduldeten, Beſchützten, laſſen uns, was ſie thun, als Wohlthat empfinden. Das iſt unerträglich. Hier ſtehen wir einander gleich, ſind alle Zuzügler, Colonen, hier leben wir freier und ſelbſtſtändiger. In Blida trennten wir uns, er ging nach Oran.

Blida bildet den Mittelpunkt der Thalebene, den militäriſchen und den der Verwaltung. Erſt in arabiſcher Zeit gegründet, hat es ſich eine geſunde, ſichere Stelle ausgeſucht, näher an den Fuß des Atlas gerückt, auf einer Vorſtufe, an einem Bache, deſſen Bett tief in den bröckligen Kalkſtein einſchneidet, ſo daß das Waſſer der Stadt nichts anhaben kann und nur künſtlich zu ihr geleitet wird. Den Erdbeben, die gelegentlich hier arge Zerſtörungen anrichten, vermag freilich keine Vorſicht zu wehren. In Blida ſehen wir zuerſt das Modell einer binnenländiſchen Stadt, deſſen getreuer Nachbildung man überall im Lande begegnet. Sie alle charakteriſiren ſich als Militärſtationen, als Sicherheitspoſten und Zufluchtsſtätten inmitten eines gefährdeten Beſitzes. Ein regelmäßiges Viereck von Mauern, meiſt viel zu weit für die gegenwärtige Anſiedlung, umgiebt dieſelbe; hohe, über die Mauer hinausragende Thorbogen führen inmitten der vier Langſeiten auf gerade Straßen, die die Anlage in regelmäßige Viertel theilen. Ein Exercierplatz, von Arkadenhäuſern umgeben, Kaſernen, eine Kirche, ein kleiner Luſtgarten gehören zu den feſtſtehenden Einrichtungen. Das Alles iſt nüchtern und uniform, aber es iſt zweckmäßig. Auch Blida hat daneben ſeine Araberſtadt inmitten der Ummauerung. Während im Hotel d'Orient die Frühmahlzeit bereitet wird, ſchlendern wir durch die ziemlich neue Stadt, die ſehr bald beſehen iſt. Die Eingeborenen fühlen ſich hier im Binnenlande mehr unter ſich. Es ſchien eine Art Markttag in ihrem Viertel abgehalten zu werden. Bündel von dünnem Strauchholz, Maſſen von Zwiebeln, Früchte und harte, platte, kuchenförmige Brode waren faſt die einzigen Waaren, um die hier gehandelt wurde. Viel Volk, in ſchmutzige, zerfetzte Burnus

gewickelt, meiſt aſchblonde, helläugige Kabylen, trieb ſich da umher. Beſonders ſchaarten die Landleute ſich um einige Zelte, in denen grobe Schuhwaare feil gehalten wurde, und in den Fonduks zuſammen. Dieſe Fonduks vertreten ungefähr die Stelle der orientaliſchen Chane, ſind Herbergen, Stallungen, Kaffeehäuſer, Waarenſtapel zu gleicher Zeit. Das weite Thor derſelben öffnet ſich von der Straße auf das Geviert eines Hofes. Da ruhen Maulthiere und Pferde aus, da kauern die Leute gruppenweiſe am Boden, ſchlürfen den Kaffee aus ganz kleinen, henkelloſen Taſſenköpfen, machen Geſchäfte, plaudern, laſſen von Schreibkundigen ihren Briefwechſel beſorgen. Weniger feſt als in Algier verſchließen ſich hier dem Fremden die kleinen, niedrigen Häuſer. Aber man ſieht wenig mehr als einen einzigen, faſt kahlen Raum, in dem die Familie hauſt, aus dem die Frauen ſofort entweichen, wenn der fremde Mann naht. Das Volk ſteht ſo tief in der Cultur unter dem fränkiſchen Eroberer, daß man leicht begreift, wie dieſe drei Millionen von den wenigen Hunderttauſenden im Zaum gehalten werden können. Freilich trägt die Coloniſation in den Städten überall einen ausgeſprochenen militäriſchen Charakter. Die Militärſtation Blida wimmelt voll Soldaten, die Offiziere ſprengen auf feurigen Berberroſſen über den weiten Manöverplatz, Kaſernen ſind die hervorragendſten Gebäude, Trupps uniformirter Militärſchüler, unter denen manches braune Geſicht von arabiſchem Stamme, ziehen durch die Straßen. Das Stückchen europäiſche Civilwelt entwickelt ſich unter dem Schutze des feſten Platzes, der leicht die weite Umgebung beherrſcht. In dieſem bürgerlichen Blida frühſtückt man nicht nur ſehr gut, ſondern auch ganz in derſelben Weiſe wie in den mittleren Pariſer Reſtaurants. Da finden wir Cafés, Photographen, Coiffeure, ſogar ein Theater. Den Deutſchen überraſcht die Menge landsmänniſcher Namen auf allen Ladenſchildern. Marbacher, Silbereiſen, Müller, Schneider, Brugger wohnen dicht neben einander und verrathen im Kaffeehauſe ihre elſäſſiſche Abſtammung deutlich durch ihr hartes Franzöſiſch, durch ihre laute Streitſucht und durch die

kräftige alemanische Gesichtsbildung. Es müssen hier überall sehr viele Reichsländer eingewandert sein.

Was Blida aber zu dem lohnendsten Ausflugsziele in Algier macht, das ist seine Natur, seine Umgebung. Die Stadt liegt halb verborgen in dichten Orangenwäldern, aus deren dunklem Laub jetzt goldene Früchte und scharf duftende Blüthen zugleich hervorleuchten. Der Atlas erhebt hier seine schützenden Wälle, seine schneeschimmernden Spitzen hoch und kühn, schickt Ausläufer zum Thal hinab, die das Gelände von Blida muschelförmig umschließen. Er läßt den Kebirbach die Gründe durchrieseln, dessen Wasser die Plantagen befruchtet und tränkt. Zwar fehlt es nicht an Palmen, Oliven, Obstbäumen, sie treten aber zurück gegen die Fülle der Orangen, die als die besten im Lande ganz Algier versorgen. Wandern wir durch diese duftenden Haine, so überrascht uns ein seltsam stimmungsvolles Bild. Eine Lichtung öffnet sich, statt der niedrigen Orangenbäume werfen hohe, greisenhafte Oliven mit zersplissenen Stämmen, kräftig stilisirtem Astwerk, ihre feinen Schatten durch das silberschimmernde Laub. Mitten in der sorgsam cultivirten Umgebung bildet dieser Oelhain eine kleine Wüste. Keine Hand rührt daran, er ist ein heiliger Ort. Zwischen den alten Bäumen liegt das Grab eines Marabut, der würfelförmige, verschlossene Grabtempel eines Oberen aus der Priesterkaste, der die Stätte noch im Tode geweiht hat. Wenig Sorgfalt wenden die algierischen Muselmänner sonst auf ihre Friedhöfe, wo aber ein Marabut bestattet worden, da geht das Volk mit heiliger Scheu vorüber, da verabsäumt man gewiß nicht, das aus sculpirten Steinen mit arabischen Schriftzeichen erbaute Mal immer wieder blendend weiß zu tünchen; der höchste Schmuck nach arabischen Geschmacksbegriffen.

Von hier wendet der Weg sich dem Gebirge zu, dem wenige Kilometer oberhalb ein größerer Fluß entströmt aus enger, von steilen Wänden umschlossener Schlucht. Der Besuch dieser Chiffaschlucht gehört zu den Obliegenheiten jedes pflichttreuen Reisenden, der einen Tag in Blida verlebt. Meinem

Geſchmack nach wird die Schönheit und der romantiſche Reiz dieſes düſteren Schlundes über Gebühr geprieſen. Das Flüßchen hat in dem mürben Kalkſtein des Atlas ſeinen Lauf tief eingegraben, eine Straße führt, hart zwiſchen das ſchäumende Waſſer und die überhängenden Felswände gedrängt, hinan. Nach der lachenden Freundlichkeit der grünen Metidja-Ebenen, nach den üppigen Orangengärten des herrlich gelegenen Blida wirkt die Wanderung allerdings ſchon durch den Contraſt. Das Geſtein bedeckt ſich mit dünnem Baumwuchs und Geſtrüpp. In ſeinen Fugen und zwiſchen dem loſen Geröll wurzelt der wilde Oelbaum und die wilde Feige, die eben jetzt ihre hellgrünen Blätter auseinander faltet. Maſtix, Erdbeerbaum und Karuben entwickeln ſich nur als niedriges Geſträuch. Am üppigſten aber wuchert die Zwergpalme, das Unkraut dieſer Landſchaft. Sie breitet ihre Fächer überall aus, verfilzt ſich bis zur Undurchdringlichkeit ſelbſt auf den Feldern der Ebenen und wird von den Colonen als arger Feind des Anbaues verfolgt. Die Induſtrie verwerthet ihre Faſern zu Flechtwerk und Sparterie. Das Programm verlangt eine mehrſtündige Wanderung durch den Engpaß der Chiffa. Da kommen wir zur Affenkneipe. Ein kleines Reſtaurant tief in der Schlucht legt ſich dieſen Namen bei, weil in kalter Jahreszeit öfter Affen von dem höheren Gebirge hierher hinabklettern ſollen. Es geht den Touriſten mit den Affen des Atlas, wie mit dem Alpenglühen, den Gemſen in der Schweiz, der Fata morgana in der Wüſte, dem Meerleuchten auf Helgoland. Jeder möchte ſie ſehen, viele bilden ſich's ein, nur wenige begünſtigt der Zufall. Hier täuſcht den leicht zu überzeugenden Sinn oft ein junges braunes Zicklein, das oben an dem Felſen hinklettert und ſpringt. Vielleicht mag es von dem betriebſamen Wirthe dort ſtationirt ſein?

Entzückend iſt der Rückweg. Durch den düſtern Rahmen blickt man auf die ſonnige Thalflur, hinüber auf den Hügelzug des Sahel, an dem gerade der Oeffnung der Schlucht gegenüber die weißen Häuſer eines Dörfchens im Abendlichte glänzen. Das reizende Blida erſcheint uns jetzt inmitten ſeiner Orangen-

haine wahrhaft paradieſiſch, obgleich die Contouren der Atlas-kette ziemlich gleichförmig dahinlaufen und nur ſelten ein höherer, bedeutend modellirter Grat über ſie hinauswächſt. Der Abend-zug nach Algier ging langſamer. Da wurden an allen Colo-niſtenſtationen die jungen Ernten des Frühlings aufgeladen, die Gemüſe, die Früchte, ſelbſt Bündel des hoch in Aehren ſtehenden Getreides, das man als Grünfutter benutzt. Als die Sonne ins Meer ſank, war die hohe Rampe des Strand-Boulevards in Algier wieder erreicht.

Constantine.

(1879.)

Durch Kabylien.

So leicht und bequem man in die nähere Umgebung von Algier gelangen kann, so mühsam und beschwerlich ist jede weitere Reise durch das französische Afrika. Dann erst merkt man, daß die große Colonisirungsarbeit während der 40 Jahre des Besitzes doch nur langsam vorgeschritten ist. Nach der westlichen Provinzialhauptstadt Oran führt allerdings eine Eisenbahn; der gesammte Osten, besonders die Verbindung mit der zweiten Provinzialhauptstadt Constantine, ist indessen noch auf den Verkehr höchst unbequemer Postwagen angewiesen, alter Rumpelkasten, die wahrscheinlich in Frankreich seit Vollendung der Bahnen überflüssig geworden, hier Dienste leisten müssen.*) Dennoch wird Niemand bedauern, die lange Fahrt durch das Binnenland der schnelleren und bequemen Dampfbootverbindung vorgezogen zu haben, denn jene führt durch ganz Kabylien, hoch über die Erhebungen des Atlas, zeigt uns nicht die glänzende, wohl aber die wahre Seite des französischen Colonisirungswerkes. Auch landschaftlich fehlt es dieser 48stündigen, ermüdenden Reise nicht an interessanten Momenten.

Sie beginnt sehr schön. Der Weg folgt um die Bucht herum der Bahnlinie nach Blida. Wo diese aber südlich einbiegt in die Metidja, da durchschreiten wir die Ausmündung dieser Ebene zum Meere hin, die Gemüsefelder, die Gärten, Plantagen, und steigen die Ausläufer des Atlas hinan, wo diese

*) Eine Eisenbahn ist übrigens im Bau und dürfte theilweise inzwischen schon dem Verkehr übergeben sein.

ſich zum Geſtade hinabſenken. Bis dahin folgt die Cultur unſerem Wege vollſtändig. Die kleinen Dörfer ſind bewohnt, wenn auch meiſt zwei volle Drittel der Bevölkerung dem arabiſchen Stamm angehören, das Land iſt bebaut. Außer dem Oelbaum, der Maulbeere, den europäiſchen Obſtarten folgt überall der Eucalyptus den Colonen in ihre Anſiedelungen. Denn mit verſumpfendem Waſſer ebenſo wie mit ſommerlicher Dürre hat man hier noch überall zu kämpfen. Deshalb ſehen wir die Wildwaſſer des Gebirges eingedämmt durch Wehre, deshalb pflanzt man den geſundheitbringenden Eucalyptus. Die neue Straße iſt ganz vortrefflich, gut nivellirt, mit ſanften Steigungen, die kleinen Schluchten und Gewäſſer hoch überbrückt mit eiſernem Geſparre, ſeltener mit gemauerten Viaducten. Neben ihr ſieht man noch den alten Weg laufen über Höhen und durch Abgründe, ſteil und ſcheinbar für größeres Fuhrwerk unmöglich, den die vordringenden Truppen in der erſten Zeit angelegt haben. Bald wird hoffentlich eine Eiſenbahn auch die neue Straße ablöſen. Der Rückblick von den Vorhöhen des Atlas auf Algier, auf die ſchöne Bogenlinie des Golfs und auf das Gartenland in der Tiefe iſt ſehr freundlich. Bald entzieht eine höhere Gebirgswelle uns das Bild, dann, wenn unſer Wagen ſie erſtiegen hat, breitet es ſich vollſtändiger, weiter, reizender aus. Es geht tüchtig bergan, zum Atlas hinauf, deſſen Rückgrat wir an niedriger Stelle überſchreiten. Die Pferde müſſen oft verſchnaufen, immer, faſt jede halbe Meile, findet ſich hier aber noch ein Pachthof, ein Dörfchen, eine Ankehr zu ſolchem Zwecke. Wir kommen, um 6 Uhr Morgens von Algier ausgefahren, bald nach 10 Uhr nach Belfontaine, einem freundlichen, aus etwa 12 Familien beſtehenden Elſäſſer-Dörfchen auf weit vorſpringender Höhe, von der wir zum letzten Male weſtwärts auf die ſtrahlend ſchöne algieriſche Küſtenlandſchaft blicken können. Zum letzten Male breitet das Meer ſich weit am Horizonte aus, zum letzten Male liegt das Panorama der Metidja, des Sahel, des Geſtades von Algier bis zum Cap Matifou vor uns und aufwärts rollt das Innere des kleinen Atlas ſich auf,

die kahlen Höhen des Iſſerthales, die unſer Weg nun weiter hinanklimmt. Wir nehmen Abſchied von Algier, wir ſtehen hier an der Grenze des eigentlichen Kabylien.

Auch von der Cultur, die den Boden bis dahin vollſtändig erobert hat, können wir hier Abſchied nehmen. Weiter hinauf erſcheint ſie nur noch inſelhaft. Wenigſtens die europäiſche. Kabylendörfer, bisher nur ſelten von der europäiſchen Einwanderung verſchont, ſchmiegen ſich hier zahlreich an den gebirgigen Boden. Niedrige Hütten, ohne Rauchfang, von den rohen Steinen der nächſten Umgebung erbaut, zwerghaft, kümmerlich anzuſchauen, immer etwa ein Dutzend zuſammengebündelt, immer in ſolcher Zahl, daß die Glieder einer einzigen Familie darin Platz finden. Erſt aus mehreren ſolcher „Karubas" bildet ſich das Kabylendorf; ohne jede grüne Umgebung von Baum oder Strauch, dienen ſie dem eigenthümlichen Miſchvolke zu Wohnungen, das dieſe Berge bevölkert ſeit vielen Jahrhunderten. Man lobt den Kabylen als arbeitſam, als guten Bauern und Hirten, als gaſtfreundlich und zuverläſſig. Viele von ihnen, denen die franzöſiſche Eroberung Ausſicht auf eigenen Beſitz genommen, verdingen ſich bei den Colonen. Sie verrichten dort alle Arbeit von der Feldbeſtellung und Ausſaat bis zur Ernte und erhalten dafür ein Fünftel des Ertrages. Das Nomadenleben ſagt den Kabylen nicht zu. Sie ſitzen feſt in dem kaum 10 Fuß hohen Häuschen, das ſie auf eigenem Grunde erbaut haben. Dort treiben ſie mit nicht geringem Geſchick einzelne Hausinduſtrien bäuerlicher Art. Die Frauen (der Kabyle beſitzt niemals mehr als eine einzige, während der Araber ſich den zweifelhaften Luxus von vieren geſtattet) wirken an ihrem Webſtuhl die dicken Burnus aus ſelbſterzeugter Schafwolle, Stoffe aus Ziegenhaar und Leinen. Die Männer verſtehen ſich gut auf Waffenſchmieden, ſie fertigen die Oelquetſchen, um aus der Olive den fetten Saft zu ziehen, arbeiten Alles, was ſie zu Kleidung, Leben, Jagd, Vertheidigung gebrauchen, bis auf das Geld, in deſſen Nachbildung ſie eine Geſchicklichkeit beſitzen ſollen, die die Franzoſen mitunter ſehr verlegen macht. Die Leute ſind

von ſtiller, friedlicher Art, aber ſie hängen mit großer Liebe an ihrem Vaterlande, und wenn es gilt, dieſes gegen die Eindringlinge zu vertheidigen, ſchlagen ſie ſich tapfer bis zu wilder Grauſamkeit. Mit Abd el Kader zogen ſie ſchaarenweiſe gegen die Franzoſen zu Felde; der letzte blutige Aufſtand von 1871 begann in dem gebirgigen Kabylien. Dabei denken ſie nicht daran, einem Dey oder Paſcha die Herrſchaft zu erkämpfen, ſie wollen nur den heiligen Boden, den ſie bewohnen, von der Fremdherrſchaft befreien. Man hat ihnen eine Art Selbſtverwaltung gelaſſen, die jeder Tribus ſich wählt, die das Gouvernement beſtätigt und controlirt. Was wir bis jetzt von der autochthonen Bevölkerung unter den Soldaten ſehen, dient freiwillig, von 1880 ab aber wird die allgemeine Militärpflicht auch auf die Geſammtbevölkerung von Algerien ausgedehnt. Die eigentlichen Araber trifft man ſelten in dieſem Hochlande.

Nicht ſelten ſteigt an einer der zahlreichen Halteſtellen ein Caid, ein Richter oder ſonſt eine Standesperſon zu uns in den Wagen. Unter ſich reden ſie eine Sprache, die im Klange und in den vielen Kehllauten große Aehnlichkeit mit dem Hebräiſch unſerer Juden hat. Meiſt aber ſprechen und verſtehen ſie Franzöſiſch und unterhalten ſich dann gern mit uns. Leider verkehren die franzöſiſchen Coloniſten mit ihnen nicht als Gleichberechtigte. „Rück weiter, Araber, ich will mich in die Ecke ſetzen!“ hört man oft einen Einſteigenden ſolcher weiß verhüllten Geſtalt zurufen. Und der Araber folgt der Weiſung. Einmal ſtieg eine leidende Dame ein. Sie brachte außer zahlloſem Handgepäck einen Papagei und einen Hund mit in den Wagen, verbreitete außerdem mit Meliſſe, Münze und anderen Eſſenzen einen widerwärtigen Apothekergeruch. In der Diagonale ſaß ein „Araber“, wie man kurzweg alle Eingeborenen nennt. Er gehörte zu den Vornehmen und Reichen des Landes, denn nicht weniger als 5 Burnus trug er übereinander. Das iſt der Luxus und ein Zeichen der Würde. Die Menſchen bleiben eben überall einander gleich. Immermann's Hofſchulze mit ſeinen ſieben Weſten, dieſer Kabyle mit dem halben Dutzend

Mäntel sind schlagende Illustrationen dieser Thatsache. Der Arme litt sichtlich in dieser Atmosphäre. Er öffnete sein Fenster, steckte den Kopf völlig ins Freie und nahm einige Züge aus seiner Cigarrette. „Araber, rauche nicht, Araber, schließe das Fenster! Das Rauchen ist verboten!" krähte die Frau ihn an. Da riß mir die Geduld. Ich machte ihr scharf bemerklich, daß es ebenso verboten sei, Hunde und Papageien mit in den Wagen zu nehmen, daß ihre widrigen Odeurs weit schlimmer seien als das bischen Rauch, das der Mann in die freie Luft hinausblies. „Aber er ist ja ein Araber, dem kann man das doch verbieten", meinte die Reisegefährtin. Oft sieht man die halbvermummten Gestalten einsam hoch an einer Berglehne sitzen, den Blick ins Leere gerichtet, sinnend, träumend. Ist es nur der beschauliche Zug ihres Volkscharakters, der sie scheinbar gedankenlos in die Ferne starren läßt, oder ist es Melancholie, Schmerz darüber, daß ihr Vaterland jetzt einer fremden Nation gehört?

Inmitten dieser Kabylenbevölkerung beschränkt die Colonisation sich hier auf einzelne vorgeschobene Posten. Und doch soll sie seit 1871 aus zweifachen Gründen erheblichere Fortschritte gemacht haben, als jemals früher. Die Einwanderung aus Elsaß-Lothringen ist jedenfalls sehr bedeutend gewesen, doch nicht auf sie allein beschränkt sich der größere Zuzug an Colonisten. Wir haben ja auch in Deutschland unmittelbar nach dem Kriegsjahre ein plötzliches starkes Steigen der Auswanderung wahrgenommen. Es scheint fast, als ob solche Ereignisse auf die Bevölkerungen wirken wie eine Erschütterung des Erdbodens. Sie bringen Unruhe, ein Gefühl der Unsicherheit; die Leute meinen eine sichere Heimath suchen zu müssen. Dazu kamen hier dann noch die blutigen Aufstände der Eingeborenen. Nachdem sie niedergeschlagen, gab es Confiscationen von Grundbesitz, eine Menge angebautes Land kam leicht in die Hände der Colonen. Dennoch sehen wir nur selten größere Ansiedelungen. Oft sind dieses Dörfer nach europäischer Art, frei in ihren Aeckern und Gärten liegend, oft ummauerte Plätze mit

einer Kaserne, einer Art Citadelle und wenigen Wohnhäusern auf der Stelle, die künftig vielleicht einmal eine Stadt werden soll. Alle Wahrnehmungen ergeben, daß die Franzosen, das Volk wenigstens, wenig Talent und noch weniger Sinn für Colonisation haben, verglichen mit den germanischen Völkerstämmen, den Engländern, Holländern, Dänen, Deutschen. Diese alle streben hinaus, suchen gern in der Ferne ihr Glück. Der Franzose hält es für eine Art von Verbannung, wenn er genöthigt wird, seine „mère patrie“ zu verlassen. Er dünkt sich hier halb im Auslande, fühlt sich nicht wohl und zieht gewiß durch seine Nachrichten in die Heimath nur selten Andere nach. Er will sich nicht in die neuen Verhältnisse einrichten, sondern möchte hier ein Stück des alten Frankreich finden oder sich schaffen, und da das nicht gelingt, fühlt er sich getäuscht. Nun beschränkt aber die Staatsverwaltung die großen Erleichterungen und materiellen Unterstützungen, die sie gewährt, allein auf französische Staatsbürger und die diesen gleichgestellten Elsaß-Lothringer. Daher macht das Colonisirungswerk nur sehr geringe Fortschritte. Spanier, Italiener, Tiroler erweisen sich überall als die besseren Ansiedler, der Franzose will indessen von ihnen nicht viel wissen. Ja sogar die verhätschelten Elsässer sind ihm nicht sehr ans Herz gewachsen und diese innere Antipathie scheint eine gegenseitige zu sein. Man hört oft bittere Urtheile. „Man hat ihnen Land gegeben, hat sie 2—3 Jahre lang ernährt, ihnen Mittel zu Häuserbauen und Feldbestellung gewährt, aber nur in seltenen Fällen Erfolg davon gehabt. Sie liegen den ganzen Tag in den Kneipen und trinken, sie streiten ewig miteinander, die Wirthschaft kommt aber nicht vorwärts.“ Gewiß wird das im Allgemeinen übertrieben sein, denn man sieht viele freundliche, gutgehaltene Elsässerdörfer in Kabylien, deren Bewohner sicher in der nächsten Generation ebenso französisch sein werden, wie unsere Deutschen sich jenseits des Oceans schnell amerikanisiren. Das liegt aber an einer besonderen Fähigkeit unseres Stammes, nicht etwa an einem inneren Zuge des Herzens zu Frankreich hin. Der elsässer Ackerbauer spricht sich über die

rein ſachlichen Verhältniſſe ſehr zufrieden aus. Die Arbeitskraft der Eingeborenen iſt billig und zuverläſſig, der Boden gut, für die Ernten findet man leicht Abſatz. Der Rebenbau gedeiht, und muß, wie in Amerika, noch beſſer gedeihen, wenn der Boden erſt die jungfräuliche Herbigkeit verloren haben wird, die ſich der Traube mittheilt, ihr einen erdigen Geſchmack giebt. Aepfel werden ſchlecht, die Birnen dagegen vortrefflich. Als die nächſten Feinde der Bodencultur fürchtet der Colone die heißen, trockenen Wüſtenwinde, die alles Gewächs ſchnell verdorren und tödten, und die Heuſchrecken, deren unzählbare Maſſen Felder und Bäume kahl freſſen. Mit den Raubthieren iſt ſchon fertig zu werden. Verirrt ſich einmal ein Löwe, was, wie die Leute erzählen, gelegentlich vorkommen ſoll, in den Atlas, ſo ſchadet er gewiß nicht viel. Nur die Schakale ſchleichen Nachts heulend durch die Berge und ſuchen Beute zu erwiſchen. Dafür entſchädigt denn wieder die Jagd auf Haſen, Gazellen, Schweine und eine Menge Vogelwild, welches letztere faſt täglich unſere Mahlzeit vervollſtändigt. Auf jeder Halteſtelle klettern einige Männer mit Schießzeug bewehrt in unſeren Poſtwagen, um den Weg nach ergiebigen Jagdgründen zu kürzen.

Der Höhenpunkt, auf dem wir den letzten Abſchied von Algier, ſeiner Umgebung, ſeinem Golfe und der Metidja nehmen, war zugleich unſere erſte Frühſtücks-, d. h. nach europäiſchen Begriffen Mittagsraſt. Alles Materielle organiſirt man ſelbſt auf den entlegenſten Punkten des franzöſiſchen Gebiets muſterhaft. Wo wir auch hier oder noch tiefer im Lande reiſen, da überall finden wir das Tagewerk unterbrochen durch die beiden großen Mahlzeiten, die ſich im unwirthbaren Gebirge, in der Wüſte, wie in den Mittelpunkten der Cultur zuſammenſetzen aus derſelben Zahl von Schüſſeln, aus dem reichlich verſorgten Nachtiſch mit Süßigkeiten und Früchten, aus dem franzöſiſchen Rothwein und der Taſſe ſchwarzen Kaffee, Mahlzeiten, die überall ziemlich denſelben Preis von 3—4 Franken haben.

Nach dem Frühſtück führt die Straße tiefer ins Gebirge, dem Gebiete des Iſſer zu, der die Waſſer auf dieſer Seite des

Atlas in ſich aufnimmt, der eigentlich erſt die Grenze des inneren Kabyliens bildet. Die Landſchaft zeigt eine wilde Gebirgsromantik. Hohe, zerklüftete, oft mit Schnee bedeckte Häupter wachſen aus dem Hochlande hervor; Kabylendörfer liegen in den Falten und Buchten der Berge, die ihnen Schutz vor den eiſigen Winden gewähren, welche über dieſe Höhen ſtreichen. Jede Fernſicht verſchwindet, nur das gewaltige Haupt des Djurdjura, der höchſten Spitze des Atlas, blickt weiß ſchimmernd in die Bergwelt herein, eine breitbaſige, ſchlank ſich zuſpitzende Pyramide, mit ewigem Eiſe bedeckt. Der Iſſer bleibt nun unſer Begleiter. Er tritt bald in eine enge Felsſchlucht, die landſchaftlich zu den Berühmtheiten Algeriens gehört. Das Waſſer hat das Gebirge durchbrochen in einer engen Gaſſe und ſchäumt in lebhaften Sprüngen zu einer niedrigeren Thalſtufe uns entgegen. Nur die Straße, in das Geſtein geſprengt, findet noch knappen Raum in der Enge. Wilde Oelbäume, Cactus, Maſtix und Erdbeerbäume wurzeln in dem Geklüft, eine eiſerne Bogenbrücke überſpannt den Fluß, Kabylendörfer kleben nahe dem jenſeitigen Ausgange am Boden. Die Straße ſteigt in freier Flur hinauf, wir kommen nach Paleſtro. Paleſtro iſt ein offenes Dorf, in dem ſich zunächſt die Arbeiter, die den Weg durch die Iſſerſchlucht geſprengt, Tiroler, Spanier, Italiener angeſiedelt hatten. Hier haben die Araber und Kabylen während des letzten Aufſtandes furchtbar gewüthet, die etwa hundert Einwohner, die ſich in die Kirche geflüchtet, erſt ausgehungert, dann niedergemetzelt, das ganze Dorf vernichtet. Nun ſteht es mit neuen Häuſern, von Gärten umgeben, wieder da, meiſt von Elſäſſern bewohnt, ohne einen einzigen Araber. Nur das Grabmal eines Marabut mitten auf dem Dorfplatze erinnert an die erſte Bevölkerung, deren Eigenthum nun vollſtändig in den Beſitz der Coloniſten übergegangen iſt.

Unſere Straße wird immer einſamer, ſie bleibt im Hochlande des Atlas, ſteigt immer mehr in kältere Regionen, in denen nur ſelten europäiſche Anſiedler die gerühmte Fruchtbarkeit des Bodens ausnutzen. Schnee liegt am Wege, es wird

zur Nacht empfindlich kalt, mit der Mahlzeit muß man warten bis gegen 9 Uhr, denn es dauert lange, ehe wir das nächste „Bordj" erreichen. Zum Unterschiede von den offenen Dörfern nennt man „Bordj" die von einer Mauer umfriedigten Plätze, in denen außer den militärischen Etablissements heute erst wenige Häuser stehen, deren Umfang aber auf eine Stadtanlage berechnet ist. Solcher festen Punkte bedarf oder bedurfte wenigstens die Colonisation als Stützen und Etappen. Man klagt die Verwaltung von Algerien an, daß sie schwankend, von wechselnden Grundsätzen geleitet und bestimmt worden sei, daß sich damit die Colonisirung ungebührlich verzögert habe. Darüber vergißt man aber leicht, daß zwei Gesichtspunkte immer neben und gegeneinander in Betracht kommen müssen, die Rücksicht auf Schutz und militärische Sicherung einerseits, zum anderen die der bürgerlichen, wirthschaftlichen Verwaltung. Bis jetzt hat man die Gouverneure aus der Zahl der Generale genommen, Grevy soll nun als bürgerlicher Gouverneur den wirthschaftlichen Interessen Rechnung tragen. Vielleicht füllen sich unter ihm die kahlen, ummauerten Bordj's, in deren jedem jetzt etwa nur 100 Menschen außer dem Militär wohnen.

Als der Morgen graute, sahen wir uns in einer völligen Winterlandschaft. Schnee ringsum auf den Feldern, in dem niedrigen Gesträuch, das die Berge bedeckt, darüber die Riesengestalt des Djurdjura, von der Morgensonne beschienen, eine einzige Eispyramide. Wir sind 3—4000 Fuß über dem nahen Meere, auf der Hochebene der Medjana, die trotz der kalten Lage zu den fruchtbarsten des Landes gehören soll. In diesem Gebiete von Kabylien, in dessen Mitte wir jetzt gelangen, hat der Aufstand von 1871 am wildesten gewüthet. Die kleinen Orte sind von den Eingeborenen niedergebrannt worden, den Citadellen konnten die anrückenden Truppen erst spät Hülfe bringen; wären die Aufständischen einig gewesen, hätten sie nach festem Plane gehandelt, einen Abd el Kader zum Führer gehabt, so würde Kabylien vielleicht verloren gegangen sein. Jetzt baut man an einer Bahn quer durch das Land, im nächsten

Jahr ist jeder Eingeborene der allgemeinen Dienstpflicht unterworfen, das wird wesentlich zur Befestigung der französischen Herrschaft beitragen, besonders wenn man sich noch entschließt, die gesammte europäische Auswanderung hierher zu leiten, wenn man einsähe, daß die Franzosen aus eigenen Mitteln das Land niemals werden genügend bevölkern können. Arabische Truppen helfen übrigens mit zum Landesschutz. Wir treffen nicht selten eine Gruppe von Spahis, die in langen, scharlachrothen Mänteln umherreisen, wie die Könige aus Morgenland, wir sehen die Kaids, die Richter der zahlreichen Kabylendörfer, überall in freundlichem Verkehr mit den Franzosen. Allem Anschein nach will man die Stammbevölkerung, die schon vor länger als einem Jahrtausend ganz Nordafrika besessen, weder ausrotten, noch zu Franzosen, zu Christen, zu modernen Menschen machen, sich auch nicht mit ihr vermischen. Die Kabylendörfer, die braunen Zelte der Araber sehen wir überall über das Gebirge verstreut, dort läßt man den Leuten ihre Gewohnheiten, ihre Einrichtungen, ihre Verwaltung, ihren Glauben, wahrscheinlich in der sicheren Voraussetzung, daß überall die höhere, kräftigere Cultur die niedrige beherrscht.

Den ganzen zweiten Tag führt unser Weg auf einer Höhe von mehr als 3000 Fuß fort in dem kabylischen Berglande. Landschaftlich steht dieser letzte Theil der Reise dem ersten, der zahlreiche Niederblicke auf die fruchtbaren, gartengleichen Thalfluren um Algier, auf den Sahel und das Meer gestattete, weit nach. Das Hochland ist einförmig, es wird durch kein größeres Flußthal zerschnitten, außer dem Djurdjura erregt kaum ein anderer der kahlen Gipfel von blaßgrauem Kalkstein besondere Aufmerksamkeit. Dennoch bereut man es nicht, die beschwerliche Reise mitten durch das Land gemacht zu haben. Wir lernen hier erst die eigenthümlichen Bevölkerungs- und Ansiedelungsverhältnisse kennen, sehen die vorgeschobenen Posten der europäischen Colonen, die militärischen Punkte, mit denen das innere Land durchsetzt ist, lernen die Eingeborenen, ihre ländlichen Wohnungen, ihre Art und Weise kennen, treten sogar mit ihnen in

Verkehr. Es klettern faſt überall einige der weißverhüllten Geſtalten auf das Deck unſeres Wagenkaſtens, kauern dort nieder und ſättigen ſich mit einer Handvoll Datteln, mit Nüſſen oder einem Stück Brod. An unſeren Mahlzeiten, den angenehmen Ruhepunkten des ermüdenden Tagewerks, nimmt niemals ein Araber theil.

Am ſpäten Nachmittage kamen wir nach Setif, der erſten größeren Stadt von ca. 10,000 Einwohnern auf dem langen Wege von Algier nach Conſtantine. Da ſehen wir wieder vollbebaute Straßen, Marktplätze, Gaſthöfe, Kaffeehäuſer, ein Stückchen modernes Frankreich mitten im Hochlande. Auch hier iſt der Platz quadratiſch von einer Mauer umfriedigt, in deren vier Langſeiten hohe, thurmartige Thore ſich öffnen. Alle feſten Orte des algieriſchen Landes ſcheinen nach demſelben Muſter angelegt zu ſein. Der Wagenwechſel gönnt uns eine zweiſtündige Raſt, eine letzte Erholung vor der letzten Nachtfahrt. Setif iſt auf der Stelle einer römiſchen Colonie erbaut, wie die meiſten größeren Orte im Lande. Nirgends aber finden wir noch Spuren der Römerzeit auf dieſem Wege, nirgends mehr wenigſtens als einige Inſchriften, einige Steinfragmente, einige Moſaiken, die man in Muſeen aufgeſtellt hat. Die römiſche Zeit hat hier nur wenige vereinzelte Spuren zurückgelaſſen, genügende allerdings, um dem Lande einen hiſtoriſchen Zug in ſeiner Phyſiognomie zu verleihen. Denn neben dieſem verwitterten antiken Gemäuer finden wir einzelne Andenken aus der Zeit Beliſar's, ſehen die Grabſteine der Marabuts, die Caſtelle, die Karl V. auf ſeinem Eroberungszuge hier erbaut hat und die erſten einfachſten Schutz- oder Bedürfnißbauten der coloniſirenden Franzoſen. Im Morgengrauen des nächſten Tages erreichten wir Conſtantine.

Conſtantine.

Schon aus der Ferne zeigt Conſtantine ſich dem Ankommenden als eine echte Gebirgsſtadt, als eine Felſenfeſtung, deren Lage und natürliche Bedingungen ſie uneinnehmbar machen müſſen. Wenigſtens in dieſem Lande und dem hier allein denkbaren Feinde gegenüber. Denn alle dieſe feſten Plätze des franzöſiſchen Algerien und ſo auch der bedeutendſte von allen, Conſtantine, ſind kaum Feſtungen in unſerem, in europäiſchem Sinne zu nennen. Sie ſind berechnet auf Angriffe eines Feindes, der keine Kanonen beſitzt, der zurückgehalten wird durch eine Mauer, einige Thürme zur Vertheidigung der Thore, durch Wälle und feſte, citadellenartige Kaſernen. Mehr bedarf es hier nicht, denn zu einem regelrechten Kriege ſind die Araber nicht oder wenigſtens nicht mehr fähig. Wir ſind noch mitten im Gebirge, aber bereits auf der ſüdlichen Seite des Atlas, deſſen Ketten ſich zwiſchen das Meer und den zur Wüſte ſich ſenkenden Theil des Tell geſchoben haben. Das Gebirge verliert aber hier ſeine Einförmigkeit, den Charakter langgeſtreckter Hochebenen, aus denen die Gipfel hervorſtreben, vollſtändig. Es iſt maleriſch belebt, Thäler zerklüften den Boden tief, hier Keſſel, dort enge Schluchten, dann wieder breitere Fluren bildend, die alle angebaut ſind und jetzt im farbenreichſten Schmucke des Frühlings glänzen, während über ihnen die kahlen Häupter des nach allen Seiten ſich auszweigenden Gebirges Wache halten. Inmitten dieſer heiteren Gebirgswelt, in kühler, geſunder Luft, liegt Conſtantine hoch auf einer Felſeninſel, welche die Waſſerarme des kleinen Rumelflüßchens in tiefen,

engen Schluchten umgeben, nur durch einen einzigen Steinriegel mit dem Lande verbunden.

Diese entzückende, von der Natur zu einem festen Platze bestimmte Lage scheint von allen Völkern, die jemals dieses Land besessen, sofort erkannt worden zu sein. Masinissa, Micipsa und der jüngere Juba haben diese Hauptstadt des alten Numidien ihrer Lage wegen zur Residenz erwählt. Die Cirta der Numidier wurde von den Römern zur Cirta Julia gemacht. Die Vandalen haben sich dann an dieser Felsenburg vergeblich die Köpfe blutig gerannt. Belisar brauchte seinem Kaiser Cirta nicht wieder zu erobern, und als die Araber endlich einzogen, scheinen sie hier mehr als irgendwo im Lande die Hinterlassenschaft der römischen Cultur respectirt zu haben. In dem großen Drama der Eroberung Algeriens durch die Franzosen bildet die Belagerung und Bezwingung von Constantine durch General Vallée bekanntlich einen der ernstesten, blutigsten Acte. Stolz liegt die größte Stadt der östlichen Provinz auf der Felshöhe über dem Rumelthale, inselgleich abgeschnitten von aller näheren Umgebung, die sich wie ein blühender Garten ihr zu Füßen legt. Der entschieden südliche Charakter des Pflanzenwuchses, der Algier und seine Vorstädte schmückt, fehlt hier. Die Palme folgt den Ansiedlern nur in einzelnen, kümmerlichen Exemplaren ins kühlere Gebirge hinauf. Dafür finden wir Ulmen, Eschen, Eichen in großer Menge und daneben immer wieder den Eucalyptus, dessen härtere Arten sich diesem Klima eingewöhnt haben. Nach der Einsamkeit der letztvergangenen kabylischen Reisetage erheitert und erquickt der Anblick der romantisch gelegenen, von freundlichen Thälern umkränzten Bergfestung ungemein.

Unser Postwagen setzt uns mitten in dem europäischen Theile von Constantine ab. Dort finden wir zwei große, wohleingerichtete Gasthöfe, moderne Straßen, auf dem höchsten Punkte einen Platz mit Cafés, Militärcasino und dem Palaste des commandirenden Generals, der auch hier wieder das Maurenschloß des letzten muhamedanischen Gebieters sich zur Wohnung eingerichtet hat. Trotz dieser äußerlich modernen Physiognomie

tritt jedoch in Conſtantine das arabiſche Element viel ſtärker und bedeutſamer hervor als in Algier. Die Eingeborenen fühlen ſich hier ſichtlich mehr auf ihrem eigenen Boden als dort. Sie begegnen uns freier, gleichberechtigter. Alle Straßen ſind belebt von den weißgewandeten Geſtalten, die in den langfaltigen Draperien einherſchreiten mit königlichem Anſtande. Der Vornehme und Reiche begnügt ſich nicht mit dem Burnus von weißer Wolle, er ſchlägt einen Mantel von klarem, ſeidenem Florſtoffe mit Atlasſtreifen um die Schultern, ſchmückt ſich mit koſtbar eingelegten Waffen, umwindet das Haupt mit golddurchwirkten Seidentüchern. Man ſieht es dem Leben in Conſtantine auf den erſten Blick an, daß der Weg aus der Wüſte hier in die großen modernen Heerſtraßen ausmündet. Die braunen Söhne der Sahara, die umherziehenden Beduinen, lange Züge von Kameelen, ganze Tribus, die ihren Wohnort wechſeln, treten hier neben Kabylen, Arabern, Mauren ſo in den Vordergrund, daß das europäiſche Element dagegen nicht aufkommt, obgleich es faſt die Hälfte der Bevölkerungszahl erreichen ſoll. Wie alle Abkömmlinge der ſemitiſchen Race wandern dieſe Menſchen ewig umher, durch die Straßen, auf den Plätzen, in den Promenaden, die die Bergfeſtung umziehen. In den Araberviertel hört das Leben nicht auf. Der Kameelmarkt, die Bazare, die mit kleinen Läden angefüllten Gaſſen könnten uns tagelang unterhalten. Dort ſtapelt man die im Lande gefertigten Producte der Hausinduſtrie auf, ſehr ſchöne orientaliſche Teppiche, große Wollendecken mit farbigen Streifen durchzogen, Stoffe aller Art von Seide, Wolle, Kameelhaar, vortrefflich gewirkt in arabiſchen Muſtern, oft ſchöner als die Waaren aus Smyrna, Bruſſa und der geſammten Levante. Am lebhafteſten iſt der Handel mit weißwollenen Burnus, die hier zu Tauſenden umgeſetzt werden. Mit Geſchrei, lauten Anpreiſungen, mit wenig angenehmer Zudringlichkeit verfolgen uns die Verkäufer, die alle ſo viel Franzöſiſch wiſſen, um mit uns handeln zu können. Die Preiſe ſind für den, der mit den Leuten zu reden weiß, nicht hoch. Für 100 Frcs. kaufte ein Reiſegefährte einen großen,

prachtvollen Knüpfteppich mit hochgeſchorener Wolle und einem wundervoll phantaſtiſchen Muſter. Decken, mit denen man einen Divan völlig drapiren, in die man ſich ganz und gar hüllen kann, koſten etwa 20 Frcs. Was in Algier nur in einigen wenigen Spezialgeſchäften zu haben war, das iſt hier marktgängige Waare. Alles zeigt an, daß wir uns tief in dem fremden Lande befinden.

Man ſagt, es gäbe in Conſtantine wenig zu ſehen. Mag ſein für den gewöhnlichen Touriſten, der die Capitel ſeines Reiſebuches gewiſſenhaft abweidet. Mir haben die wenigen in dieſer Stadt verlebten Tage eine Fülle intereſſanter Einzelnheiten, bedeutender Eindrücke geboten. Ein eben her verſetzter höherer Beamter, den ich im Caffeehauſe kennen gelernt, Royaliſt reinſten Waſſers, aber ſehr unterrichtet und gewandt, verband ſich mit mir zu dem gleichen Zwecke, die nähere Umgebung kennen zu lernen. Er nahm die Flinte über die Schulter, ſteckte ein Dutzend Patronen in die Taſche und ſchlenderte mit mir hinaus, zuerſt über die Boulevards, die hier ihren Namen in der That noch verdienen. Hoch am Rande der Stadt laufen ſie über dem Abgrunde des Rumel um die Felsinſel, Ausſichten von ſeltener Schönheit gewährend. Der Atlas liegt nordwärts, eine langgeſtreckte, beſtimmt modellirte Gebirgsmaſſe, ſo entfernt, daß ſeine Höhen ſich in bläuliche Lufttöne hüllen. Aber im Süden und ringsum recken einzelne Gipfel, ganze Gruppen von Bergen ſich gewaltig auf, ohne beſtimmte Gliederung, ohne erkennbaren Zuſammenhang mit dem Hauptgebirge oder unter ſich ſelbſt. Gar köſtlich aber iſt der Blick in die Thalſenkungen, die zwiſchen dieſen lebhaften Felsgebilden liegen. Da rinnen kleine Bäche und Flüßchen, da ziehen Straßen, eine Lücke der Atlaskette in weitem Bogen aufſuchend, dem entfernten Meere zu, da grünen die Felder, blüht das Obſt, reifen Mandeln und Feigen, da ſehen wir die Dörfchen europäiſcher Anſiedler zahlreicher als ſonſt im Lande. Die Anlage eines „Bordj“ iſt überall überflüſſig, denn alle liegen ſie im Schutze der mächtigen Felſenfeſte, die wie eine Inſel aus bewegtem Meere hoch emporſteigt,

weithin die Gegend überblickt und beherrſcht. Ein Araber, ein ſtattlicher Mann mit ſchönem dunklem Vollbart, hohen Brauen, in koſtbare Gewandung gehüllt, offenbar einer der vornehmen und reichen, geſellte ſich zu uns. Er erklärte uns Wege, Lage der Gebirge, den Lauf des Rumel, deſſen Arme den Felſen von Conſtantine umſchlingen, gab uns Rath, wie wir am beſten das Thal durchwandern könnten. Neugierig aber, wie alle ſeines Volkes, wollte er auch wiſſen, von wo wir kämen, wer wir wären. Da erzählte er mir denn, daß einer ſeiner Söhne bei Sedan mitgekämpft, dann Zuflucht auf belgiſchem Boden gefunden habe. Er ſchien innerlich Franzoſe geworden, fand ſich mit der Sprache trefflich ab. Eine ſehr große Zahl von Eingeborenen richtet ſich neuerdings auf die neuen Verhältniſſe ein. Frankreich ſcheint an Vernichtung und völlige Aufſaugung der Stammbevölkerung nicht zu denken, vielmehr ein friedliches Nebeneinanderleben der beiden Bevölkerungen für möglich zu halten. Den Beweis, ob dies gelingen kann, vermag wohl erſt der Verlauf eines Jahrhunderts zu geben. Anderswo, in Amerika, in den ehemals ſlaviſchen Landſtrecken zwiſchen Elbe und Memel, in dem mauriſchen Spanien, hat die alte Bevölkerung der neuen Cultur, die freilich meiſt mit Blut und Eiſen gearbeitet, nicht widerſtanden.

Wir folgten den Weiſungen des Ortskundigen und kletterten ſteile Pfade hinab. Dort erſt ſieht man, wie die geſtaltenden und vernichtenden Naturkräfte den Menſchen vorgearbeitet haben. Der Rumel durchbricht die Felſen in wilden Sprüngen. Er reißt tiefe, enge Schluchten mit ſenkrechten Wänden durch dieſelben, höhlt den Stein aus, bricht aus einem Spalt, durch den er einen unterirdiſchen Lauf genommen, hervor und brauſt in weißſchäumenden Stürzen der Tiefe zu. Alles erinnert an das römiſche Tivoli. Wie dort, ſo ſpringt auch hier die Stadt auf iſolirtem Felskopfe über die Tiefe hinaus, wie Tivoli iſt auch das alte numidiſche Cirta ganz von Waſſer umfloſſen. Wir müſſen arg klettern über Wehre, durch das Steinbett des Rumel, durch Gänge, die in den Felſen gehöhlt ſind. Ueber uns hängt

am Felsrande die Stadt, um uns nutzen Mühlen, Fabriken, Steinſägen die Waſſerkraft aus. Eine Heilquelle ſprudelt hier in einer ſtillen Thalbucht aus dem Geſtein hervor. Man hat ſie mit Gartenanlagen umgeben, ſammelt das Waſſer in Baſſins und kleinen Becken, ein Gaſthaus liegt inmitten der hohen Platanen und Ulmen; im Sommer wird das Bad ſtark beſucht. Der Spaziergang wird immer intereſſanter. Der eine Arm des Rumel hat den Fels unterhöhlt, eine natürliche Brücke, einen hohen Thorbogen ausgewaſchen. Aber er kommt trotzdem noch ein gutes Stück höher als der andere bei der Vereinigung an und muß nun über den Felsriegel hinabſtürzen zu jenem in die Tiefe. Dann wieder findet ſelbſt unſer kleines Sträßchen nicht Raum an den ſenkrechten Felswänden, es muß auf einen freieren Vorſprung hinanklettern und dort wechſelt die Binnenanſicht wieder ab mit einem weiten, ſonnigen Umblick über Berge und Thäler. Dort führt die Eiſenbahn nach Philippville vorüber. Wir fragten den Bahnwärter, einen Greis hoch in den Sechzigern, ob wir den Schienenſtrang überſchreiten dürften. Die Antwort war abſolut unverſtändlich, weder franzöſiſch, noch einer anderen Sprache angehörend. Das Mütterchen trat aus dem Hauſe. Sie rief ihm einige Worte in alemanniſcher Mundart zu. Aber auch mein Deutſch verſtand der Mann ſo ſchwer wie ich ihn. Doch erfuhren wir, daß er vor etwa 30 Jahren, alſo zur Zeit des Aufſtandes, ſein oberbadiſches Vaterland verlaſſen und hier mit vielen Genoſſen eine Heimath gefunden habe. Die anderen ſind inzwiſchen alle geſtorben, die alten Leute haben nur einen einzigen Sohn, der in Conſtantine wohnt. Wunderbarerweiſe hatte der Alte im Laufe der Jahre all ſein Deutſch faſt gänzlich vergeſſen, ohne von der Landesſprache mehr gelernt zu haben, als zum nothdürftigſten Verkehr erforderlich. Die Frau dagegen konnte kein einziges Wort franzöſiſch, dafür war ihr aber die Mundart Hebel's treu geblieben, ſie ſchwäbelte ganz ſicher und freute ſich der deutſchen Unterhaltung.

Noch eins außer der Lage Conſtantines erinnert an das ſabiniſche Tivoli. Auf allen Wegen treffen wir römiſche Ruinen,

deutliche Spuren von der Anſiedelung des welterobernden Volkes. Nirgends ſonſt im Lande ſcheinen die Araber ſo viel vorgefunden und dieſe antiken Reſte ſo geſchont zu haben, wie hier. Von allen verſchiedenen kleinen Ausſichtspunkten in das Gebirgsland erblicken wir zerborſtene Bogen von Waſſerleitungen, antike Brückenbogen, Mauerwerk und Reſte altrömiſcher Denkmale. Unſer Weg führt vorüber an Mauerbrocken aus der Cäſarenzeit, ein antiker gemauerter Canal leitet das Waſſer des Rumel den Aeckern und Mühlen zu, an den Heilquellen ſtößt man auf Reſte, die bezeugen, daß ſchon die Römer dieſelben benutzt haben. Noch mehr wird man in der Stadt ſelbſt an die altclaſſiſchen Zeiten erinnert. In den Mauern älterer Häuſer, an den Palaſtbauten aus arabiſcher Periode dient manches Glied von Marmor und anderem Stein, das einſt römiſche Architekturen hat bilden helfen, dem orientaliſchen Stil. Säulenſtümpfe, Friesſtücke, Kranzgeſimſe finden wir nicht ſelten willkürlich auf ſolche Art verwendet. Conſtantine beſitzt ein Muſeum, in dem das Beſte ſolcher Funde und Ueberreſte geborgen iſt. Entſchiedener als deſſen Inhalt wirkt aber zur Vollendung des eigenthümlichen Geſammteindrucks dieſer intereſſanten Gebirgsfeſte ein öffentlicher Platz vor dem Vallée-Thore, ein Luſtgarten, auf dem antike Statuen von minderem Werthe, Grabſteine, Säulen, Reliefs aufgeſtellt ſind. Ueber dieſen ſonntägig belebten Promenadenplatz führte unſer Rückweg. Die wenigen Vögel, die der Gefährte geſchoſſen hatte, erhielt ein mauriſcher, halbnackter Junge, ein Eſeltreiber, deſſen Augen darüber vor Freude ſtrahlten. Wir ſetzten uns auf den Rumpf einer umgeworfenen Säule und blickten noch einmal hinab in die reizenden Thäler, umher auf die Berge, die das Abendlicht roſig umflutete, die von tiefem geſättigtem Violett und Purpur erglühten. Denn es ſind trotz der hohen Lage doch immer die reinen, intenſiven Farben des Südens, die dieſe Landſchaften ſchmücken.

Bis zum Diner hatten wir noch geraume Zeit. Wir ſchlenderten in der beginnenden Dämmerung durch das Judenviertel, das wie jede arabiſche Stadt auch Conſtantine beſitzt. Hier haben die

orientaliſchen, vielleicht auch ſpaniſche Juden mit den Arabern gewohnt ſeit früher Zeit. Ob die Abſchließung in beſtimmte Gaſſen und Stadttheile, die in dem chriſtlichen Europa eine Forderung der herrſchenden Geſellſchaft war, hier ebenfalls von dem herrſchenden Volksſtamme verlangt, ob ſie von den Juden ſelbſt, die bekanntlich in ihrem Zuſammenhalten das excluſivſte ſelbſtbewußteſte aller Völker ſind, gewünſcht iſt, kann man ſchwer erfahren. Jedenfalls trennt trotz der Racenverwandtſchaft und des intimen Zuſammenlebens vieles den Juden von dem Araber. Der Glauben, die Vielweiberei und die dadurch bedingte Stellung der Frau zunächſt. Mehr an die Oberfläche des Lebens tritt aber der ſtarke Unterſchied, der zwiſchen dem Leben des arabiſchen und des jüdiſchen Weibes beſteht. Jene ſieht man faſt nie auf den Straßen, und muß ſie dieſelben benutzen, ſo hüllen dichte Stoffe das Antlitz ein wie eine Maske, aus der nur die Augen ſichtbar werden. Die Jüdin zeigt ſich gern. Sie allein unter den Frauen aller verſchiedenen Volksarten giebt ſich in den Städten preis, aber auch die anſtändigen, die reichen Jüdinnen denken nicht daran, ihre Reize zu verhüllen. Ein Maler fände auf jedem Gange durch die Judenſtadt von Conſtantine unzählige Bildſtoffe, die er nur zu fixiren brauchte. In der Kleidung entwickelt die orientaliſche Jüdin maleriſche Pracht. Lange Gewänder aus dünnem, farbigem Seidenſtoffe, aus zwei Stücken beſtehend, die auf den Schultern wie ein Heroldsmantel mit Goldſpangen feſtgeneſtelt werden, ſchmiegen ſich gürtellos, frei hinabfallend an die üppigen, herrlich modellirten Glieder. Den vollen, nackten Arm umwinden oben und am Handgelenk Goldreifen, Perlen, Bänder von funkelnden Edelſteinen. Das dunkle Haar ſchmückt eine Art Diadem von guter orientaliſcher Goldſchmiedearbeit und außerdem noch eine Fülle von Nadeln, Ketten, Perlen. Mantelartige Schleier von klarem, farbigem Stoffe fallen hinten über den Nacken hinab, ohne jemals das Haupt zu verhüllen. In dieſer dünnen Gewandung, in dem lebhaften Schmuck von Farben, Gold und Edelſtein ſchreitet die Jüdin durch die Straßen. Der leiſeſte Wind legt die feinen

Stoffe feſt an die Glieder, deren ſchöner Fluß, deren Bewegungen ſie leicht verrathen. Sie ſtehen plaudernd in Gruppen bei einander, ſie holen in kupfernen Krügen das Waſſer, das noch bis heute eine römiſche Leitung in allerbeſter Qualität der ganzen Stadt ſpendet, vom nächſten Brunnen, ſie ſitzen beſonders gern, mit einer Arbeit beſchäftigt oder müßig auf die Straße herausſchauend, in den Thüren. Da umrahmt der Thürſturz oft entzückende lebende Bilder. Ein krausköpfiger Junge liegt im Schooße eines dieſer üppigen Weiber, andere Kinder, denn an Kindern fehlt es bekanntlich keinem Ghetto, ſpielen umher, Freundinnen ſetzen ſich auf der Thürſchwelle hockend zu einander, um zu plaudern, ein Jüngling, ein vollbärtiger Mann, auf arabiſche Art gekleidet, lehnt am Thürpfoſten und blickt zu den Frauen nieder. Mit ähnlichen Motiven wechſeln die Bilder tauſendfach. Deshalb, wegen dieſes Hinaustretens der Frau aus dem verſchloſſenen Innern des Hauſes, wegen ihrer eigenthümlichen Schönheit und der wundervollen Coſtümirung ziehen uns die Judenviertel aller algieriſchen Städte beſonders an. Keines jedoch mehr als das von Conſtantine. Es ſcheint, als ob auch hier die Art ſich in größerer Reinheit, in voller Originalität erhalten habe, während in der Stadt Algier alles autochthone Geſtaltenleben ſtark mit fremden Elementen verſetzt oder doch mindeſtens von dieſen beeinflußt erſcheint.

Leider bleiben für uns alle ſolche Bilder und Scenen, an denen nur das Auge ſich erfreuen kann, ſtumm. Die Juden reden ihr Hebräiſch in orientaliſchem Dialecte, die Araber ihre eigene Sprache. Es iſt nicht möglich mit dem Volke ſelbſt ſich in nähere Beziehung zu ſetzen, ſich mit ihm zu unterhalten. Wenn wir aber auf den Weg durch das algieriſche Land zurückblicken, ſo tritt eine unglaubliche Fülle eigenthümlichen Lebens vor unſere Erinnerung, in der ſich ſtolz einherſchreitende oder auf ihren Roſſen trabende Araber, ärmliche Kabylen, dunkle Söhne der Sahara, wunderſam herausgeputzte Jüdinnen miſchen mit Pflanzern, die aus Spanien, aus Italien, Frankreich oder von den deutſchen Bergen des Elſaß in dieſes

Land gekommen ſind, hier ihre Dörfer und Farmerhöfe erbauen, das Feld beſtellen und ſich bald eine neue Heimath gründen, in der die eigene Nationalität ſchnell in einer andern aufgeht, die wir kaum als die franzöſiſche bezeichnen können. Ungefähr wie der Amerikaner, der aus dem bunten Gemiſch der Einwanderung allmählich eine beſtimmte Nationalität herauszubilden beginnt, ſich zum Engländer, ſo wird der Algerier der Zukunft ſich zu den Franzoſen des Mutterlandes verhalten. Denn trotz des ſtark ausgeſprochenen nationalen Charakters der Franzoſen oder vielleicht wegen deſſelben beſitzt dieſes Volk doch nur geringe Abſorptionskraft.

Biskra.

(1879.)

Fahrt in die Wüſte.

Conſtantine bildet nicht nur den feſteſten militäriſchen Stützpunkt, von dem aus der ganze Weſten des eroberten Landes beherrſcht wird, dort ſammeln ſich auch die Straßen, dort liegt der Knotenpunkt des in der Ausführung begriffenen Eiſenbahnnetzes, dort münden die Reitwege und Kameelpfade aus, die tief ins Innere des Landes, in die Sahara führen, wo die Grenzen des franzöſiſchen Beſitzes ſich ungewiß in der Wüſte verlieren. Als Mittelpunkt des Verkehrs, als feſtes Centrum für eine weite, von ſchwierigſtem Terrain gebildete Landſchaft liegt Conſtantine weit günſtiger als das ins Meer vorgeſchobene Algier, das von ſeinem Hinterlande zum Theil durch hohe Gebirgsketten getrennt iſt. Deshalb zeigt ſich das Leben, die ganze Phyſiognomie dieſer Bergfeſte auch weſentlich verſchieden von dem heiteren, halb europäiſchen, durch lebhaften Schiffsverkehr mit der ganzen Welt in Verbindung ſtehenden Algier. Conſtantine iſt auch der Schlüſſelpunkt für den Beſuch der Wüſte. Deren Nähe wirkt verlockend auf den Fremdling, der zum erſten Male dieſe Gegenden bereiſt. Wir ſehen die langen Kameelzüge, die Tribus der gebräunten Biskris, ſehen Tuneſier und nomadiſirende Araber aus dem Innern hierherziehen, Völkergruppen, von denen man in Algier nur kleine Stichproben erhält. Verlockend wurde für mich auch die Geſellſchaft. Zwei Maler von Ruf aus Paris, die auf der letzten Ausſtellung große Erfolge errungen hatten, der eine war decorirt und hatte ſein rothes Bändchen auch in Afrika nie abgelegt, wollten hinaus, um Studien zu machen. Wir verbanden uns zu gemeinſamer Reiſe. Für den Weg der erſten Nacht

ſorgt wieder die klapperige Diligence, wieder einer jener alten Kaſten, die das Mutterland ausgemerzt hat.

Der Morgen findet uns in Batna, etwa auf halbem Wege. Batna, ehemals ein arabiſches Bivuak, haben die Franzoſen zur Stadt gemacht, als Aumale 1844 ſeinen Zug nach der Wüſte antrat, um die franzöſiſchen Fahnen auch in der Sahara aufzupflanzen. Es bedurfte in dem öden Lande dieſes vorgeſchobenen Poſtens, denn Conſtantine lag zu fern. Batna gleicht allen anderen franzöſiſchen Städteanlagen in Algerien. Ein von Mauern umgebenes Geviert, mit vier hohen Thoren, an jeder Breitſeite eins, drinnen oder zur Seite eine Citadelle mit Caſernements, ſchnurgerade Straßen, die das große Quadrat in kleinere zerſchneiden: das iſt die gleichförmige, nüchterne, aber zweckmäßige Geſtalt aller dieſer Städte. Hier aber hat ſich das Mauergeviert bereits ziemlich gefüllt. Batna bildet wie Setif den Platz, an dem eine weite Umgegend ihre Producte zu Markte bringt, ihre Bedürfniße einkauft. Da giebt es Caffeehäuſer, ſogar ein „Hotel de Paris", in dem wir früh Morgens uns durch ein kräftiges Frühſtück von Thee, Eiern und kaltem Hammelbraten ſtärken konnten, deſſen Wirthin uns beim Abſchiede alle Taſchen mit Datteln, Mandarinen, Orangen füllte. Ob wenigſtens die letztern Früchte hier wachſen, weiß ich nicht genau. Batna liegt noch immer in hohen Bergen, auf einer weiten Ebene, mehr als 3000 Fuß über dem Meere, in demſelben Hochthal mit dem nahen Lambeſſa, unter deſſen römiſche Ruinen uns ein guter Spaziergang führt.

Der Wagen ſtand für uns bereit, eine Wüſtenpoſt. Das kleine offene Wägelchen, nur mit einem Schutzdach gegen Regen und Sonne überſpannt, gewährte grade Raum für uns drei. Die beiden Künſtler machten ſichs auf dem einzigen Sitze bequem, ich ſetzte mich neben den Kutſcher. Dieſer hatte für eine Wüſtenfahrt wunderbare Toilette gemacht. Eine hohe Pelzmütze zog er bis tief über die Ohren, aus der Taſche ſeines weiten dicken Ulſter nahm er wollene Fauſthandſchuhe hervor, ein grobes Geſtrick von kräftigſter Structur. So waffnete der Roſſelenker

ſich gegen die Temperatur des Weges. In Batna war es allerdings an dieſem letzten Tage des Februar bitter kalt. In einigen Winkeln war der Schnee feſt liegen geblieben, ein ſcharfer Wind pfiff über die Hochebene. Gut, daß wir unſere Winterüberzieher nicht in Conſtantine zurückgelaſſen und daß die beiden Maler all ihr Gepäck für den längeren Aufenthalt mitgenommen hatten; ſie konnten aushelfen mit Decken und Plaids. Vier muntere Traber ſauſten mit dem kleinen Wagen zur Stadt hinaus, auf anfänglich guter Straße durch den ſanft abgeflachten Thalkeſſel, den man meilenweit überblickt. Es herrſchte eine wahrhaft ſibiriſche Kälte. Die Waſſerpfützen am Wege deckten dünne Eiskruſten, alle Vertiefungen, die die Sonne nicht erreichen konnte, waren mit altem Schnee gefüllt. So hatten wir uns die Fahrt in die Wüſte freilich nicht vorgeſtellt. Stundenlang ſtieg die Straße noch immer. Das Hochthal bildet in der That einen Keſſel, der ringsum von Gebirgen umſtellt iſt, über die wir weiter ſüdwärts ſteigen müſſen. Landſchaftlich bietet es wenig. Der ſteinige Boden wird nur gelegentlich beſtellt, das Grün einzelner Ackerflächen leuchtet hervor zwiſchen Geſtrüpp von Ginſter, Tamariſken, zwiſchen wilden Oelbäumen und Aſphodelosſtauden. Nur ſehr vereinzelt liegen Schänken, kleine Häuſer am Wege; wenige Mühlen benutzen ein dünnes Waſſeräderchen für ihr Gewerbe, um der arabiſchen Kundſchaft das Getreide zu zerquetſchen und, wie man erzählt, für dieſe Schrotung einen guten Theil des ihnen überlieferten zurückzubehalten. Auch die weißen Häuschen eines Elſäſſerdorfes liegen in der Ferne, von Aeckern und blühenden Obſtbäumen umgeben. Die Berge erſcheinen völlig unbebaut, die ganze Landſchaft trägt den Charakter einer kalten Steppe. Wir befinden uns hier noch in dem Stromgebiete des Rumel, dem die ſickernden Rinnſale zuſtrömen, deren Waſſer ſich zwiſchen den kahlen Felſen ſammelt, alſo noch in dem Becken, das zum Mittelmeer abfällt. Mitten in der Oede halten wir an einer Karawanſerai, um Briefe abzugeben und zu empfangen. Dieſe Karawanſerais auf dem Wege zur Wüſte ſind militäriſche Niederlaſſungen, ein Gehöft mit Mauern um-

geben, Caſernements für den Truppenpoſten, meiſt Kavallerie, der hier zur Bedeckung der Straße ſtationirt iſt. Dieſe Anlagen bilden die kleinſten Stützpunkte des militäriſchen Verwaltungsſyſtems, das ganz Algerien überzieht.

Wir frühſtücken in den „Baracken", eine Art Herberge, die die Poſtverwaltung auf den letzten Spuren altrömiſcher Ruinen erbaut hat, mit Pferdeſtällen und einer kleinen Wirthſchaft, weil ſonſt in der Nähe nichts zu haben iſt. Sein Dejeuner und ſein Diner läßt ſich kein Reiſender auf franzöſiſchem Boden nehmen, ſelbſt die Wüſtenpoſt muß für die Mahlzeiten ſorgen. Die Straße hat hier längſt aufgehört. Wir fahren wie etwa in Ungarn auf breitem Plane, den Spuren folgend, welche der Wagenverkehr zurückgelaſſen. Iſt das eine Geleiſe zu tief ausgefahren, hindern Löcher und Lachen die gute Fahrt, ſo ſucht der Kutſcher ſich daneben eine beſſere. Nur wenn wir felſige Bergriegel überſteigen oder eine Furt durch die Bäche ſuchen müſſen, laufen die auseinandergeflatterten Spuren wieder dicht zuſammen. Hinter den Baracken überſchreiten wir ſolche Höhe und gelangen in ein anderes Hochthal, deſſen Waſſervorrath keinen Ausweg findet, ſich in kleinen Becken ſammelt, bis er dort verdunſtet. Die Gegend wird unglaublich traurig, nur die Straßenarbeiter, die mit der unter dem Kaiſerreiche begonnenen Chauſſee während der letzten 8 Jahre nicht von der Stelle kommen, beleben die Steinöde etwas. Ebenſo die Züge, die von Süden her kommend unſerer Poſt begegnen. Man glaubt ſich ſchon in der Wüſte. Neben unſeren breiten Fahrgeleiſen zieht der Saumpfad für die Kameelheerden durch die Gebirgslandſchaft. Da trotten die braunen Höckerthiere, beladen mit den Habſeligkeiten eines ganzen auswandernden Tribus, mit Weibern und Kindern, da führen halbnackte Biskris einen Zug mit Laſten, Körbe voll Datteln, Gewebe, auch Getreide und andere Erzeugniſſe. Tuneſiſche Handelsleute ſuchen hier bequemer zu den algieriſchen Abſatzgebieten zu gelangen, mit denen ſie in nicht ferner Zeit eine Eiſenbahn, vielleicht auch das gewaltige von Leſſeps geplante Canaliſationswerk, verbinden ſoll. Der be-

pelzte Kutſcher macht uns auf einen anderen Zug aufmerkſam. Ein Araber mit ſchönem ſchwarzen Vollbarte, den Turban vielfach mit Kameelhaarſchnüren umwunden, in glänzenden Gewändern, reitet auf ſeinem Roſſe voraus. Ihm folgen dienende Männer, einzelne Kameele mit Habſeligkeiten bepackt. Inmitten des Troſſes führt einer der braunen, nackten Geſellen ein weißes Kameel am Zügel. In goldgelbe Schleier tief verhüllt, das faltige Gewand loſe auf den Höckerrücken des Thieres gebreitet, ſitzt eine Weibesgeſtalt dort oben. Das Ganze giebt ein farbenglänzendes, eigenartiges orientaliſches Bild. Es iſt das der Zug einer Neuvermählten, die der Gatte, nachdem er ſie vom Vater bedungen und gekauft, nun heimführt. Solche Scenen unterbrechen die einförmige Fahrt in dem öden, kalten Berglande. Kupferbraunen Kerlen begegnen wir öfter. Sie bieten an, was ſie haben, beſonders Jagdbeute. Von dem Einen erhandelt unſer Kutſcher einen kleinen Haſen um einen Franken.

Noch einmal müſſen wir den Paß einer Waſſerſcheide überſchreiten. Nun aber iſt der höchſte Punkt unſeres Weges erreicht, es geht abwärts in wärmeres Gebiet. Das thut noth, denn alle Decken und Ueberzieher ſchützen wenig vor dem eiſigen Winde, der um die kahlen Höhen ſtreicht. Wir plaudern munter alle Enttäuſchungen weg, geſtehen uns aber offen, daß wir uns von der Fahrt in die Wüſte weſentlich andere Vorſtellungen gemacht haben. Der felſige Engpaß, in den unſere ſtraßenloſe Wagenbahn hinabführt, wird durch einen Fluß gebildet, in deſſen Thal wir nun bleiben, bald ſein ſteiniges Bett durchſchreitend, bald in demſelben den Weg ſuchend. Der kleine Wagen geräth dabei manchmal etwas ins Taumeln, aber der Kutſcher jagt ſo ſchnell über den abſchüſſigen Steingrund, daß zum Umfallen keine Zeit bleibt. Nur macht ſolche Fahrt auf harten Sitzen etwas mürbe. Es iſt wohl 3 Uhr geworden, noch immer umgiebt uns die einförmige Steppe, von Gebirgszügen umſchloſſen. Dieſe rücken einander näher, ſo eng, daß nur ein Spalt in dem wild zerriſſenen Geſtein ſich öffnet, kaum breit genug, um den Fluß und die Straße hindurchzulaſſen, die Straße, die auf dieſer

kurzen Strecke nun wieder wirklich Straße werden muß. Dort liegen wenige Häuſer zwiſchen blühenden Mandelbäumen, Obſt und Orangendickicht. Das iſt El Kantara, der Mund der Wüſte.

Für alle Oede und Ermattung entſchädigt der märchenhaft ſchöne Anblick uns ſchnell. Das enge Felſenthor, in dem noch eine Brücke aus Römerzeit den Fluß überſpannt, bildet die Grenze zwiſchen dem Tell und der Sahara. Durch ſeinen Rahmen erblicken wir die erſte Oaſe, den Palmenwald von El Kantara, umgeben von der Wüſte. Während unmittelbar nordwärts des Gebirgsſchlundes die Cultur noch ein europäiſches Geſicht zeigt, Limonenhaine, in deren Schatten Gaſthäuſer liegen, blühende Obſtgärten, über die einzelne Dattelpalmen ihre erhabenen Schirme breiten, verſchwindet ſüdwärts jede Erinnerung an Europa vollſtändig und plötzlich. Eine grüne Palmen-Inſel, durchrieſelt von dem befruchtenden Waſſer des Fluſſes, hebt ſich aus der Oede hervor, auf deren gelbem Kiesgrunde die Sonne flimmert. Zwiſchen den Bäumen, im Schutze der hohen Felswände liegen die Lehmhütten der Araber, die für das Gedeihen der ſegenbringenden Bäume ſorgen. Wohl 2000 Menſchen ernährt die Oaſe von El Kantara. Unter den Palmen trägt der Boden noch Getreide, Flachs, Gemüſe, deren helles Maiengrün freundlich gegen die dunklen Palmenſchirme und die gelbe Wüſte contraſtirt. Der Anblick wirkt wahrhaft bezaubernd. Wir fühlen uns in eine andere Welt verſetzt, denn auch die Temperatur wird plötzlich eine völlig andere. Der Kutſcher hat ganz recht gehabt, als er heute früh meinte, wir würden im Laufe der Tagesfahrt alle Jahreszeiten zu koſten bekommen. Der rauhe eiſige Winter liegt hinter uns, hier weht milder blüthenreicher Frühling, den Sommer erblicken und fühlen wir bereits von weitem, mit dem Segen des Herbſtes ſoll uns hoffentlich der Abend verſorgen.

Jetzt fährt der kleine Wüſtenwagen viel zu ſchnell. Wir können dem Araber kaum einige Sous hinwerfen für die Abdrücke der Auſtern, Muſcheln und anderer Foſſilien, die er uns in den Wagen reicht. Das Land umher iſt alſo einſt Meer

gewesen. Kiesel, fossile Conchylien und zahllose andere Zeugen dieser Thatsache bedecken den steinigen Grund. Dieser zeigt oft und immer dort, wo einst gewaltige Wasserfluten die Erdkrume von den Bergen hinabgeschwemmt oder wo sonst Sinkstoffe sich abgesetzt haben, trefflichen Fruchtboden, der inselgleich zwischen todtem Wüstensand und Kiesgrund liegt. Für sich allein vermag solche Fruchterde jedoch nichts zu leisten. Sie bedarf dazu nothwendig des ernährenden Wassers. Nur wenn beide Bedingungen zusammentreffen, bildet sich eine „Oase", ein Palmenwald, ein Ackergebiet, ein üppiger Fruchtgarten inmitten der todten Umgebung. Der Fluß nun, dem unser Weg folgt, giebt, soweit man ihm dies gestattet, befruchtende Feuchtigkeit ab, mit der haushälterisch gewirthschaftet, die gesammelt, benutzt und ihm wieder zurück erstattet wird, wenn man deren nicht mehr bedarf. Er muß drei, vier Oasen tränken, bis er endlich verzehrt wird und aufhört zu sein. Wo man vielleicht eine Quelle in den nahen Bergen findet, da wird ihr Ertrag sorgsam bewahrt und dorthin geleitet, wo sie gutes Erdreich findet, dem sie ihren Wassersegen spenden kann. Endlich macht die neuere Zeit allenthalben Bohrversuche, um durch artesische Brunnen Wasser zu schaffen. Die Flecke fruchtbarer Erde sind gegeben und alle wohlbekannt, aber lange nicht alle schon für die Cultur gewonnen. Nur soweit man ihnen Wasser zuleiten kann, macht man sie fähig zu den höchsten Erträgen. Einst mag der Reichthum an Feuchtigkeit größer gewesen sein, damals vielleicht, als die umliegenden Gebirge noch mit Wald bedeckt waren. Zu Zeiten der Römer sollen viele Landschaften, die wir jetzt als Wüste kennen, herrlich bestandene, ertragreiche Gefilde gewesen sein. Auf diese Thatsache fußt auch ein Theil von Lesseps' Canalisirungsplänen. Wenn man, meint er, inmitten der Wüste ein Binnenmeer künstlich schaffen könnte, wie es vordem gewesen sein muß, so würden allein schon dessen Ausdünstungen die Ränder weit umher mit der erforderlichen Regenmenge, also mit Feuchtigkeit ausstatten. Das ungefähr ist die Geschichte der Oasen.

Das hohe Gebirge hat uns zwar, nachdem es bei El Kan-

tara den Mund der Wüſte geöffnet, verlaſſen, einzelne ſeiner Ausläufer, langgeſtreckte Rippen, inſelgleich hervorragende Höcker, Riegel, die dem Fluſſe den Lauf zu verlegen trachten, begleiten uns indeſſen ferner in der Wüſte. Das giebt der Landſchaft, die, nachdem der Palmenwald dem Auge entſchwunden, wieder öde und erſtorben daliegt, romantiſch wirkende Abwechſelung. Die Trümmer eines optiſchen Telegraphen, Spuren römiſcher Ruinen an den Bergen ſtimmen zu dieſer Oede gut. Selbſt der Fluß vermag höchſtens an ſeinen Rändern nur ſpärliches Kraut aus dem ſterilen Grunde hervorzulocken. Wunderbar iſt das Farbenſpiel des intenſiven Sonnenlichtes auf dieſe in allen Tönen von grau, gelb und lichtbraun ſchillernde Umgebung. Der Weg führt eine Strecke durch hellen Gyps, an den Bergwänden drüben glänzt Salpeter, weiter dort erhebt ſich ein Felſen aus Steinſalz, von dem die Araber große Blöcke abſchlagen, um ſie wirthſchaftlich zu verbrauchen und zu verkaufen. Das glitzert und glänzt märchenhaft in der Sonne, von dem ſatten Gelb des Grundes hervor. Ein Märchen erſcheint überhaupt die ganze Fahrt, ſeit wir den Zauberwald von El Kantara erblickt haben. Meine Maler ſchwelgen in Entzücken. Nach wenigen Stunden halten wir, um zum letzten Male Pferde zu wechſeln, an einer zweiten Oaſe. Sie heißt, arabiſch wie alle Namen hier, El Outaja und beſteht aus einem einzigen Dorfe, inmitten eines Palmenwaldes, umgeben von Gerſtenfeldern, die hoch in Aehren ſtehen. Vor 30 Jahren noch, ſo erzählt man, hat eine einſame Palme allein Kunde von der Fruchtbarkeit des Bodens gegeben, der von demſelben Fluſſe bewäſſert wird. Alles ſonſt war bei den franzöſiſchen Eroberungszügen Aumale's zerſtört, meiſt von den Eingeborenen ſelbſt verwüſtet worden. Jetzt liegen die Lehmhütten derſelben arabiſchen Anſiedler, denn europäiſche Colonen giebt es hier nirgends, unter hohen Palmen, deren Wedeläſte der Wind fächelt, an denen dicke Fruchtbündel köſtlicher Datteln hinabhängen. Zu Römerzeiten ſoll dieſe Oaſe, die auf einer höheren Ebene über dem Bett des Fluſſes liegt, noch weit reicher cultivirt geweſen ſein. Die Kunſt des Aqua-

ductenbaues, in der dies Volk Meiſter war, iſt auch zur Befruchtung der Wüſte angewendet worden. Man ſieht bei El Outaja heute noch die Trümmer von Waſſerleitungsbogen, welche die Fluten des Gebirges in größerer Menge über das Fruchtland ergoſſen haben.

Die entzückende Schönheit der Abendſtunden läßt ſich nicht beſchreiben. Von El Outaja ab durcheilt unſer Wagen eine weite Ebene, die den Wüſtencharakter in ſeiner vollen Reinheit giebt. Nur ſelten wachſen warzenförmige Anſchwellungen mit dürren Bündelhalmen aus ihr hervor, ſonſt iſt Alles kieſeliger Sand. Auf den kahlen Bergzügen von gelblichem Kalk ſpielen die letzten Strahlen der Sonne und wecken wundervolle Reflexe, ſo zarttönig, ſo fein in goldenem Violett, blaſſem Roſenroth, mildem Blau wechſelnd, wie ich es ſonſt niemals geſehen, wie nur, ſo verſichert der weitgereiſte Gefährte, die Berge des Nilthals an ſchönen Abenden glänzen und leuchten ſollen. Die Luft iſt von abſoluter Reinheit, nur unmittelbar über dem Flußlaufe und weit in der Ferne, wo einige Salzlachen aus der Wüſte hervorblitzen, webt der Abend leichte Dunſtſchleier über dem Boden; der Himmel iſt von intenſivem Tiefblau, nur im Oſten reflectirt das Sonnenlicht jenes eigenthümliche Carmoſinroth, welches wir an den Schneehäuptern der Alpen als Alpenglühn anſtaunen. Dieſem Lichte, dieſer Luft, dieſen feinen Dünſten glaubt man das Wunder der Fata morgana, von dem die Wüſtenwanderer Unglaubliches zu erzählen wiſſen.

Noch ein Bergriegel legt ſich zwiſchen uns und das Ziel. Die Sonne ſenkt ſich, die volle Mondſcheibe tritt bereits mit ſtärkerer Leuchtkraft hervor, als wir, den Pferden ihre Arbeit erleichternd, dieſe letzte Scheidewand zu Fuß erſteigen. Der Paß von Sfa tieft ſich ſattelförmig in den Höhenzug. Jetzt erſt umfaßt das Auge mit einem einzigen Blick die unermeßlich weite Sahara, das Meer von gelbem Sand, aus dem die grünen Inſeln der Oaſen, die Palmenwälder hervortauchen, von deren üppiger Schönheit und vegetativer Pracht keine Beſchreibung eine Vorſtellung giebt. Wie Uferhöhen begleiten die letzten

Ausläufer des Gebirges dieſes Meer noch eine Strecke weit, wie Klippen und Riffe ragen einzelne Felſen aus ihm hervor. Stumm, von den Schatten der Mondnacht mehr und mehr verhüllt, liegt die Wüſte da, ein weites Todtenfeld, in dem vielleicht die moderne Cultur neues Leben erweckt. Man nennt die Alpen und das Meer als diejenigen beiden erhabenen Gebilde der Natur, die an Großartigkeit nicht Ihresgleichen finden. Als drittes muß man die Wüſte hinzufügen. Ihre Erhabenheit ſteht jenen beiden nicht im Geringſten nach, auch ſie iſt ein Einziges, Unbeſchreibliches. Schnell rollte der Wagen das Joch von Sfa hinab, in einer Viertelſtunde hielten wir vor der Poſt in Biskra, dem Hauptorte der Oaſen des Ziban.

Auf der Oaſe.

In Biskra ſtört kein fremder, europäiſcher Zug mehr die Einheitlichkeit des wunderbaren Geſammteindrucks. Selbſt die franzöſiſche Occupation hält ſich von der arabiſchen Anſiedelung ziemlich fern. Zur Seite, am Rande der Oaſe, hat ſie als letzte militäriſche Station das Fort St. Germain erbaut, ein baſtionirtes Quadrat mit Kaſernen, einem Hospital, einer Kirche und den nothwendigen Einrichtungen. Davor iſt ein Promenadengarten angelegt, den längs der anderen drei Seiten moderner Häuſer eingrenzen. Dort liegt das Militärcaſino, die Poſt, der einzige Gaſthof der Oaſe, das Hotel Sahara, neben wenigen Privathäuſern. Verläßt man dieſen Bezirk, ſo umfängt uns das Leben der Wüſte, wie es ſich auf der Oaſe concentrirt. Meinen Reiſegefährten war von befreundeten Künſtlern Unterkunft in einer Malerpenſion bereitet. Wir trennten uns, ich ſuchte den Gaſthof auf. Das Diner war das gewöhnliche, wie man es auf franzöſiſchem Gebiete von den Pariſer Boulevards bis hier in der Wüſte findet, mit Hühnern, friſchem Gemüſe, reichlichem Deſſert, Rothwein, höchſtens daß die köſtlichen friſchen Datteln anderswo fehlen. Der volle Mond übergoß Biskra mit freundlichem Lichte; der erſte orientirende Streifzug wurde noch am ſelben Abend unternommen. Kleine, niedrige Lehmhütten, würfelförmig, ſcheinbar dachlos, führen in engen Gaſſen hinaus zu den Palmenwäldern. Dieſe Araberhäuſer bilden das eigentliche neue Biskra, den Mittelpunkt des Verkehrs in der Oaſe. Noch andere ſieben Dörfer liegen auf ihr zwiſchen den Palmen verſteckt. Alle zuſammen

und die kleineren Oasen, welche, wenige Stunden entfernt, von einzelnen Quellen getränkt werden, bilden den Ziban, dessen Vorort unser Biskra ist. Daher der starke Verkehr und das unerwartete Leben, das wir noch spät Abends hier antreffen. Jedes der niedrigen Häuschen steht offen. Man sieht in einen kleinen Flur, hinter dem noch ein zweiter Raum liegt. In vielen bietet man allerhand Kleinigkeiten feil, Tassen und Gläser, Tabak, Pfeifen und Stöcke Schießgewehr oder Leckereien von Zucker, wie die Orientalen alle sie lieben. Die Waarentische sind dicht mit kleinen brennenden Lichtchen besteckt, es sieht fast weihnachtlich aus. Nebenbei ertönt gräuliche Musik aus jedem der zahllosen Caffeehäuser heraus. Deren Flurraum ist etwas größer. Aus den Mauern springen bankartige Sockel hervor, auf diesen liegen Decken oder Kissen, ringsherum sitzen schweigend, rauchend, den braunen Trank aus kleinen Tassen schlürfend, die Eingeborenen, die weite Wege nicht scheuen, um solchen Abend in Biskra zu genießen. Alles ist gefüllt mit den in weiße Wollengewänder gehüllten Gestalten, die Gasse, die Cafés, die kleinen Bazare. Im Sinne der Bevölkerung, ihrer Ansprüche und Gewohnheiten hat dieses abendliche Biskra entschieden etwas Großstädtisches. In jedem Café sitzen drei oder vier Musikanten. Sie blasen auf primitiven Blechinstrumenten, hämmern auf Tambourins, vollführen eine Musik, die in unseren, selbst in völlig verwagnerten Ohren wie ein gräulicher Lärm klingt, der aber die ernsten Kaffeetrinker wohlgefällig zuhören. Bald stellt sich auch eine Tänzerin ein, manchmal allein, oft begleitet von einem fast nackten, braunen Biskri. In der Mitte des Raumes führen sie ihre Künste aus. Es ist das ein derb sinnlich wirkendes Anlocken und Verfolgen. Das Weib, in langflatternde dunkelblaue Gewandung gekleidet, die lose sich an den Körper schmiegt und allen Bewegungen folgt, giebt dem Unterkörper wellenförmige, zuckende Bewegungen, sie rückt dem Tänzer ganz nahe, sie scheint vor ihm zu entweichen, verschlingt die Arme, winkt mit den Händen. Aber die Füße sowohl wie der Oberkörper bleiben dabei ruhiger, die Hauptkunst besteht in dem Schnellen,

Zucken, Vibriren der Hüften. Dieſelbe Art des Tanzens wiederholt ſich in allen Kaffeehäuſern, die mit farbigen Lampions und der gröhlenden Muſik ihre Gäſte anlocken.

Wir wandern weiter. Biskra ſcheint der einzige Ort im Lande zu ſein, an dem das arabiſche Weib von den ſtrengen Sitten des Volkes weit abweicht. Hier ſieht man Frauengeſtalten überall und ſieht ſie niemals verhüllt. Sie dürfen ſich wohl zeigen, denn faſt ohne Ausnahme ſind ſie ſehr ſchön, von jener dunklen, kräftigen, ſinnlichen Schönheit, die faſt etwas zigeunerhaftes hat, der gegenüber die Nordländer meiſt widerſtandlos ſind. Unter der Garniſon hier ſollen die Weiber von Biskra gräuliche Verheerungen anrichten. Viele der kleinen offenen Hausflure ſind matt erleuchtet. Gemeinhin ſteht nur ein einziges Licht auf dem Fußboden. Auf dieſen ſind ſelbſtgewirkte Decken gebreitet. Der Divan, das iſt jener bankartige, aus der Wand tretende Vorſprung, wird ebenfalls durch Decken in ein Lager verwandelt, ein ähnliches, oft mit Vorhängen verſehenes Lager erblicken wir in dem hinteren Raume. Auch der Zugang von der Straße läßt ſich durch einen Vorhang ſchließen. Auf der Schwelle deſſelben, auf den Decken am Boden oder auf den Lagerſtätten kauern, liegen, hocken biskriſche Weiber. Sie locken nicht, ſie winken nicht, ſie blicken ruhig, faſt ernſt vor ſich hin. Alle haben ſie ein dunkelblaues, hemdartiges Gewand ohne Gürtel und ohne Aermel übergeworfen, das bis auf die Füße reicht und bei jeder Bewegung die Körperformen hervortreten läßt. Das ſchwarze Haar, von künſtlichen Wulſten unterſtützt, bildet an beiden Schläfen dicke, ſchneckenförmige Ringel, die faſt wie gewundene Widderhörner ausſehen. Man windet und ſteckt Alles hinein, was man an blankem Schmuck beſitzt, Nadeln, Spangen, Ketten. Der Schleier, der vom Hinterkopf hinabfällt, eigentlich eine Art Mantilla, dient nur zur Zier, er verdeckt hier niemals das Antlitz. Unzählige ſolcher Häuschen öffnen ſich dem beſuchenden Wüſtenſohne, den man hier mit leichtem Wortſpiele in der That Wüſtling nennen könnte, in den Arabergaſſen von Biskra. Zuerſt glaubte ich,

daß der Abend der Ankunft ein beſonders feſtlicher wäre und daher die Lichter, die Lampions, die Muſik käme. An jedem folgenden bot ſich aber daſſelbe Schauſpiel der bunt erleuchteten Straßen, der lärmenden Muſik, der Tänze und der zahlloſen Weiber, die auf den Teppichen ihrer niſchenartigen Flure gelagert ſind, bis vielleicht der Vorhang nach der Straße zu ſich ſchließt, wenn einer der Araber, die an ſolchen Abenden dicht alle Gaſſen füllen, eingetreten iſt.

Früh am andern Morgen ſuchte ich meine Reiſegefährten auf. Sie hatten ſich ein reizendes Heim, eine Künſtlerherberge erwählt, die mich lebhaft an Pagano's Aſyl unſerer Maler auf Capri erinnert. Eine Dame wirthet in dem Hauſe, das aus einem einzigen Stockwerk beſteht, im Geviert einen Hof umſchließt, in den ringsum die Zimmer ſich auf einen verdeckten Arkadengang öffnen. Alle Zimmerthüren ſtehen offen, die Maler verkehren in dem Arkadengange wie in einem Salon, der Hof iſt ihr Atelier, dort ſtehen unter dem regenloſen Himmel Staffeleien, dort ſieht man Modelle, da finden wir junge Künſtler bei der Arbeit, da liegen Waffen, alte Stoffe, Thonkrüge, Sandalen, geſtickte Sättel, Stiefel, Taſchen umher, die man von umherziehenden Händlern für ein billiges kauft. Man nahm den fremden Deutſchen ſofort gaſtlich auf in den heiter angeregten Kreis. Auf jeder franzöſiſchen Ausſtellung bewundern wir die Menge meiſterhafter Darſtellungen orientaliſcher Natur und orientaliſchen Lebens, wie ſie Benjamin Conſtant, Jerome, Ch. Becker, Girardet und viele andere geſchaffen haben. Von hier aus Biskra holt man die Motive und Studien zu dieſen Arbeiten. Die Malercolonie leert ſich niemals, ſie macht Ausflüge in die entlegneren Theile der Wüſte, verkehrt mit der Bevölkerung, arbeitet, ſtudirt, erholt ſich, und jedes ihrer Glieder kehrt nach mehrmonatlichem Aufenthalt heim, die Mappen voller Skizzen und Studien, den Kopf voller Eindrücke. Unſeren Landsleuten fehlt eine ſolche Station wie dieſe. Reiſen nach Kleinaſien, nach Aegypten oder Konſtantinopel gewähren ihnen lange nicht ſo viel wie dieſes Leben ruhiger, genußvoller Thätig-

keit den Franzoſen auf der Oaſe von Biskra. Man wollte den Ankömmlingen auf einer kurzen Wanderung das Innere der Oaſe zeigen, lud mich zu dieſem Spaziergange mit ein; zuvor aber ſollten die Modelle noch benutzt werden. Wir ſahen ein halbes Stündchen den Malern auf die Finger. In vollem Sonnenſcheine arbeiteten ſie auf dem Hofe. Der eine vollendete den Hochzeitszug eines reichen Arabers, der mit Spielleuten, Freunden, die aus ihren langen Flinten Freudenſchüſſe in die Luft knallen, ſeine Vermählte auf einem weißen Kameele aus dem Dickicht eines Palmenhaines heimführt. Ein ſchöner junger Araber ſtand mit ſeiner langen Flinte prachtvoll Modell. Bald mußte er ſich auf ſie ſtützen, bald den Lauf in die Luft richten, den weißen Burnus zurückſchlagen; immer waren Haltung und Ausdruck von ſtatuariſcher Plaſtik. Faſt noch mehr aber ſtaunte ich den Sonnenſchirm an, den der junge Künſtler gebrauchte. Es war dies ebenfalls ein arabiſcher Biskri, der mit ſeinem Körper ſtets ſich zwiſchen den Pinſel des Malers und die Sonne ſtellen mußte. „Sonne!“ ſchrie der Pariſer halb ärgerlich, wenn ſein Schirm einmal unaufmerkſam den Bewegungen nicht folgte, ſo daß der Pinſelſtrich dem heißen Tagesgeſtirn ausgeſetzt wurde. Die Arbeit dauerte indeſſen nicht lange, bald wurden die Geräthe in dem offenen Gange geborgen, wir wanderten hinaus.

Der Palmenwald beginnt ſofort hinter den letzten Hütten des arabiſchen Biskra. Schlanke Stämme, dicke, niedrige Schaftbündel ſchießen hervor aus dem warmen, künſtlich bewäſſerten Erdreich. Bald umfängt uns dichter Wald. Bisher haben wir die Dattelpalme nur als Zierbaum, als Gartenpflanze kennen gelernt. Hier gewährt ſie einer Bevölkerung von gegen 10,000 Menſchen reiche Ernten, wird gezogen um des Ertrages willen, ſeine Cultur hat ſich zu einer Induſtrie entwickelt, in der die Araber Meiſter ſind. Hier erſt finden wir die Dattelpalme wirklich zu Hauſe, ihre Frucht bildet die hauptſächlichſte Nahrung der Wüſtenbevölkerung, den größten Ausfuhrartikel. Die Dattelpalme muß den Kopf im Feuer, die Füße im Waſſer haben, ſo lautet ein arabiſches Sprüchwort. Das Feuer ſendet

die Sonne, für Waſſer ſorgt der Menſch. Kleine Canäle, enge Rinnſale durchziehen den ungeheuern Dattelwald, der gegen 200,000 Fruchtbäume enthält. Die Wurzel eines jeden umgiebt eine keſſelförmige Vertiefung. Schleuſen, kleine Wehre, Dämme regeln die Waſſerverſorgung. Der nahe Fluß liefert ſeinen ganzen Beſtand den ſieben Dörfern ab, die im Palmenſchatten der Oaſe Biskra liegen. Wenige Quellen vermehren die Menge des befruchtenden Naſſes. So weit dieſes vorhält, iſt die Wüſte in einen einzigen paradieſiſch ſchönen Garten verwandelt, der nur von Arabern bewohnt und beſtellt wird. Gelängen die Verſuche, durch Bohrung arteſiſcher Brunnen die Waſſerleitung auszudehnen, ſo würde auch die Oaſe wachſen, denn das Land ſtromabwärts, nach Süden hin, iſt noch guter Ackerboden. Dann würden aber vielleicht europäiſche Colonen ſich zwiſchen dieſen Araberhütten anſiedeln, die Oaſe hätte damit ihre bezaubernde Eigenthümlichkeit verloren.

Jetzt fühlen wir uns verſetzt in die bibliſchen Zeiten des alten Teſtaments. In Kleidung, Gebräuchen, in Wohnung, Art und Ausſehen mahnen die Menſchen dieſer Palmendörfer an die jüdiſchen Patriarchen; man glaubt die bibliſchen Geſchichten von Abraham und Hagar, von Jakob und Rahel, von Joſef und Benjamin hier lebendig werden zu ſehen. Seit Jahrtauſenden mag ſich in dieſem Nomadenvolke wenig gewandelt haben. Sie ſchlagen von gelbem Lehm niedrige Hütten im Schatten der Palmen, ſie ziehen mit ihrem Stamm und ihren Kameelheerden von einer Oaſe zur andern, dingen und kaufen ihre Weiber, treiben die Kameelheerden zur Weide, führen ein beſchauliches, ruhig dahinfließendes Leben. Die Palme gewährt ihnen Nahrung, jeder Baum liefert in 8—10 Fruchtbündeln von etwa 10 Kilogramm, jährlich mehr als 70 Kilogramm Früchte. Im lichten Schatten dieſer herrlichen Säulen mit den feinen Blattkronen wachſen Feigen, Oelbäume, da blüht jetzt das Obſt und unten zwiſchen dem Gerinne ſchießen Gerſte, Artiſchocken, Feldfrüchte hervor. Die moderne Induſtrie gewinnt aus den Dattelfrüchten noch einen vortrefflichen Weingeiſt, verwerthet

ſie zu Eſſig, kocht ſie ein zu Confecten, deſtillirt aus ihnen Liqueure, dies Alles jedoch nicht hier in der Oaſe, in der der Hirt, der Ackerbauer, der Palmengärtner noch in urſprünglicher Einfachheit leben.

Wege und Stege durchziehen in allen Richtungen den Palmenwald in willkürlichen Windungen. Es giebt kaum etwas Maleriſcheres als den Durchblick dieſer Pfade. Mancher Stamm hängt ſchräg über dem Wege und breitet ſeine Krone dort aus, andere bilden hohe Gewölbe, oben dicht geſchloſſen, unten durchſichtig, ſonnig, ſo daß die Schatten des feinen Gezweigs auf dem ſaftgrünen Grunde und den blühenden Bäumen ſpielen. Wir kommen zu einem der kleinen Dörfer. Die grauen Lehmhütten unterſcheiden ſich kaum von dem Erdboden. Vor den Thüren, auf den platten Dächern, auf niedrigen Mauervorſprüngen ſitzen biskriſche Weiber in dunkelrothen oder blauen Gewändern. Die eine ſpinnt nach Art der Antiken Baumwolle oder Flachs aus freier Hand mit Wocken und Spindel, eine andere hat ein braunes Kind im Schooße, wieder eine ſchöpft Waſſer aus einem der kleinen Canäle. Der Anblick fremder Männer ſcheucht die Meiſten ins Haus zurück, denn hier ſind die Sitten reiner als in Biskra ſelbſt. Wir folgen, obgleich das oft zu ſchlimmen Händeln führen ſoll. Ein dunkler Gang führt zu einem niedrigen Gemache. Die Maler ſind entzückt über das „Interieur“. Es iſt ſehr einfach. Einige Decken machen die aus der Wand vorſpringende Bank zu Divan und Bett, an zwei Schnüren hängt von der aus Palmenſtämmen gebildeten Balkendecke ein Korb herab, das iſt die Wiege für das Jüngſte, ein hoch in der Mauer angebrachtes Fenſter erleuchtet den Raum von oben mit ſchräg einfallenden Sonnenſtrahlen. Während wir betrachten, umſchauen, nachſpüren, tritt der Hausherr ein, ein junger, ſehr ſchöner Araber. Er iſt erzürnt über das Eindringen der Fremden, vor denen die Weiber eilig flüchten. Man beruhigt ihn endlich. Wir hätten nichts Böſes im Sinne, fänden nur Gefallen an Häuſern, Bäumen, Menſchen. Zuletzt wird man mit ihm einig, er will

geſtatten, daß die Künſtler ihn ferner beſuchen, um Studien zu machen.

Auf jedem Schritte wechſeln die Bilder, immer bleiben ſie gleich reizvoll. Ohne die Menſchen, die in lebhafte Farben gekleideten Weiber, die in weiße Burnus gehüllten Männer, die ſchwarzen, krausköpfigen nackten Kinder, die überall eine Staffage bilden, wie ſie zum Charakter der Landſchaft nicht herrlicher ſtimmen kann, böte die Wanderung doch nur halben Genuß. Wir blicken in eine Schule, wo der Lehrer zwiſchen ſeinen Jungen am Boden hockt, ihnen vorträgt, ſich das Gelernte herſagen läßt. Man geſtattet uns aus dem Vorraum einer kleinen Moſchee das einfache Innere zu betrachten, auf das Minaret zu ſteigen, von dem man den Wald der Oaſe überblickt, aus deſſen Grün die einzelnen Dörfer kaum hervortauchen, durch den ſich tauſende kleiner Canäle gleich Silberbändern ſchlingen. Wir gehen weiter. Bald ſpringen die niedrigen Mauern weit in den Weg vor, bald wird dieſer überbaut, thorartig mit einem Stockwerk, das auf Palmenbalken ruht. Neugierig blicken zwei braune Weiber mit dicken Widderfriſuren auf uns herab, verſtecken aber ſofort die Köpfe hinter die Mauer, ſobald wir näher kommen. Ein Kirchhof liegt am Ende des Dorfes. Er iſt ſehr einfach gehalten. Statt der beturbanten Köpfe, die man ſonſt wohl aus den Grabhügeln hervorragen ſieht, hat man hier Lehmziegel am Kopfende aufrecht in die Erde geſteckt und um dieſe die Schnur von braunem Kameelhaar geſchlungen, mit der jeder Araber das weiße Tuch auf ſeinem Haupte umwickelt; je mehr Windungen, deſto vornehmer, reicher, angeſehener iſt er. Nur das Grab des Marabut zeichnet ſich aus. Es liegt allein unter zwei herrlichen Palmen, einer jener kleinen Tempel, die wir in derſelben Form überall antreffen. Nach und nach haben wir Begleitung erhalten. Ein ganzer Haufen Araber und Biskris, letztere bilden die braune Arbeiterbevölkerrng, die niedrigſten Schichten in der geſellſchaftlichen Ordnung, die ſelbſt in der Wüſte herrſcht, hat ſich zu uns geſellt. Wir ſollen Palmenwein koſten. Einen ſchönen Baum hat man enthauptet.

Schnell holt einer der Männer einen Topf, klettert an dem ſchuppigen Stamm hinauf und füllt den aus der Wunde hervorquellenden Saft in das Gefäß. Der Trunk ſchmeckt wie jeder ſüßliche Fruchtſaft. Dort wird auch das Mark der Palme gewonnen, von dem wir jedoch keine Probe bekamen.

Sehr intereſſant und maleriſch ſchön war zwar die Wanderung durch das Innere der Oaſe, am ſchönſten wird es aber doch, wenn wir uns wieder ihrem Rande nähern. Dann erſt tritt die majeſtätiſche Grazie jedes einzelnen Baumes hervor, dann erſt gewinnt jede Einzelheit ihren Werth durch den Hintergrund der gelb ſchimmernden, von der Sonne durchglühten Wüſte, von dem die ſtolzen grünen Palmen ſich abheben. Der Blick in die Wüſte hinaus aus dem Rahmen des Palmenwaldes, das endloſe Sandmeer, die kryſtalliſch leuchtenden Salzfelſen, die Kamelpfade, die leicht in den Grund ſich einfurchen, die Züge der nomadiſirenden Araber und im fernen Hintergrunde die Contouren eines anderen, kleineren Palmenwaldes, das iſt denn doch ein Geſammtbild, dem ſich wenige an die Seite ſtellen laſſen. Nun eilen wir heim, es begann ſehr heiß zu werden, die Stunde des Mittagsfrühſtücks nahte. Für den ſpäteren Nachmittag und die Frühe des nächſten Tages wurden mit den ſchnell gewonnenen Freunden andere Ausflüge verabredet.

Oft ſind wir hinausgewandert durch die Oaſe, über den Rand der Wüſte, wo die Palmenwälder den Ueberſchuß der Waſſernahrung abgeben an Gerſtenäcker, Oelhaine, Obſtgärten, überall feſſelt uns die paradieſiſche und patriarchaliſche Umgebung, bibliſche Landſchaften mit bibliſcher Staffage. Gern bin ich aber auch ganz allein durch die Umgebung von Biskra geſtreift. Man kommt dann den Dingen und den Menſchen noch näher. Einmal ruhte ich aus auf einem der Lehmwälle, die den Beſitz des einzelnen Dorfes einfriedigen. Es war ſo ſchön, dort ſeinen Gedanken nachzuhängen, hinauszublicken in dieſes wunderbare Land, aus den Schatten der Palmenhaine nach den hellen Bergen und zu dem weiten Horizonte hin, auf deſſen goldgelben Rand ſich der tiefblaue Himmel ſenkt. Lange blieb ich nicht allein.

Ein vornehmer Araber trat zu mir hin, begleitet von einem Diener, einem ſchlanken Jüngling, der ihm die Pfeife, einen langen ledernen Tabaksbeutel und den Stab nachtrug. Er ſetzte ſich zu mir auf den Grenzwall. „Iſt es nicht ſchön bei uns auf der Oaſe?“ fragte er, neugierig wie alle ſeines Volkes, „iſt's in Frankreich ſchöner?“ Es iſt anders dort, man hat keine Palmen, keine Wüſte, aber ſchön iſt das Land ebenfalls. „In welcher Gegend von Frankreich biſt Du zu Hauſe?“ Ich bin kein Franzoſe, bin ein Deutſcher, weit vom Norden her, aus Preußen. Das reizte offenbar ſeine Neugierde noch mehr, einige Genoſſen ſammelten ſich um uns und was wir ſprachen, das verdolmetſchte er ihnen ſofort arabiſch. „Iſt Deutſchland ſehr groß? gehört Oeſterreich auch zu Deutſchland? Wir haben hier ebenfalls ein Autriche in der Wüſte, aber das iſt kein Land, das iſt ein Vogel.“ Ich lächelte, belehrte ihn, daß Oeſterreich ſeinen eigenen Kaiſer habe, daß es an Deutſchland grenze und in Freundſchaft mit ihm lebe. Der Sandboden und mein Stock mußten aushelfen. Ich zeichnete ihm die Lage Frankreichs, Deutſchlands, Oeſterreichs auf den Sand. „Dann hat Deutſchland wohl einen König?“ Nun wurde die Erklärung ſchwieriger, meine Landkartenzeichnung ebenfalls. Das iſt Preußen, Bayern, Sachſen, Baden, lauter Königreiche. In der Eile ließ ich unſern Schwiegerſohn des leichteren Verſtändniſſes wegen ebenfalls zum König avanciren. Der mächtigſte und größte dieſer Könige iſt zugleich Kaiſer über ganz Deutſchland. Selbſt politiſch reifere Köpfe als ein Wüſtenaraber dürften Mühe haben, das ſofort zu begreifen. Er mußte noch viel fragen, ehe er im Stande war, die Art dieſes eigenthümlichen Staatsgebildes den Nachbarn zu erklären. Dem Diener nahm er den Stab ab, um ſich gleichfalls der Landkarte auf dem Boden zu bedienen. Noch ein Land erregte ſein beſonderes Intereſſe, das einzige wahrſcheinlich, von dem er gehört hatte. „Aber die Türkei, die gehört doch zu Deinem Deutſchland, ſie grenzt wenigſtens daran?“ Neue Sgraffiti im Erdreich, neue Erklärungen waren nothwendig, um ihn und ſeine Freunde zu unterrichten. Dafür er-

wies er ſich denn auch dankbar und zeigte mir die beſten Wege, wies mich nach einem Hügel hin, der ſich mitten aus der Oaſe erhebt.

Von dort haben die früheren Gebieter des Ziban das Land beherrſcht. Auf dem Hügel ſehen wir die Ruinen der ehemaligen Türkenſtadt, die mit einem Schloſſe und einer feſten Mauer ſich über die Umgebung erhob, in der ein Paſcha gebot. Noch liegen die Trümmer umher auf der Höhe, von der man den ganzen Ziban überſchaut. Es iſt das eine Art Palatiniſcher Berg, Herrenſitz, Feſtung und Mittelpunkt der Gebietenden in der arabiſchen Welt. Auch die franzöſiſche Herrſchaft ſteckt hier ihren letzten feſten Grenzpfahl aus. In den ſüdlicheren Oaſen giebt es keinen militäriſchen Stützpunkt mehr, dort verwiſchen ſich die Grenzen. Die Meiſten zahlen den Franzoſen geringen Tribut, gleichſam als Anerkenntniß ihrer Herrſchaft und ihres Schutzes.

Man ſteht aber in freundſchaftlicher Beziehung zu Allen. Der militäriſche Befehlshaber von Biskra giebt den Reiſenden gern Briefe mit an Gaſtfreunde nach der Oaſe von Sidi Okba, nach Zeribot el Oued, wo ein kleines Waſſeräderchen wieder eine Oaſe geſchaffen hat. Dort nimmt das Leben einen noch reiner patriarchaliſchen Charakter an. Man iſt auf die Gaſtfreundſchaft der Caids und der Häuptlinge angewieſen, dieſe aber verſagt niemals. Wenn man vom Kameele abſteigt, bietet der aus ſeiner Hütte tretende Araber zuerſt eine Hand voll Datteln als Willkommengruß. Er läßt ein Lamm ſchlachten, giebt ſein Beſtes her, um den Gaſtfreund zu ehren. Vielleicht kommt einſt lebhafterer Verkehr in dieſe wenig beſuchten Gegenden. Nicht weit entfernt liegen halb ausgetrocknete Salzſeen, ſumpfige Lachen mit Salzkruſten bedeckt, vielleicht die letzten Ueberreſte des Meeres, das einſt die Wüſte theilweiſe bedeckt hat. Es liegen weite Landſtrecken bis 70 Meter unter dem Niveau des Mittelmeeres. Darauf gründet Leſſeps ſeinen Plan der Canaliſation. Von Tunis her will er die verſperrenden Riegel durchſtechen, das Waſſer hineinlaſſen, hier ein Binnenmeer ſchaffen.

Damit wäre zunächſt ein großer, directer Verkehrsweg für das algieriſche Innenland gewonnen, auf dem die Producte leicht verſchifft werden könnten. Dann aber hofft man durch die feuchten Ausdünſtungen, die ſtärkeren Regenniederſchläge, den Boden auf weite Strecken befruchten zu können. Vorläufig iſt das nur Entwurf, ein Plan, dem man in Algier keineswegs große Sympathien entgegenbringt. Die Leute meinen, wenn man ſo viele Millionen für ihr Land ausgeben wolle, ſo wäre damit Näherliegenderes, Nützlicheres zu ſchaffen als dieſer Waſſerbau. Der Suezkanal hat bekanntlich einer ſonſt geſunden Gegend verheerende Fieber gebracht. Auch das fürchtet man hier. Vorläufig fehlt für die Ausführung noch die Einwilligung der Regierung, das Geld und — der Beſitz von Tunis; Alles freilich wohl nur Fragen der Zeit.

Tunis.

(1879.)

Tunis.

Tunis lag während längerer Zeit im Banne der Quarantäne. Die Dampferlinien hatten die Fahrt dorthin eingestellt. Es hat sich zwar niemals der geringste Pestverdacht gegen das von dem Bey beherrschte Land erregt, dieser aber kümmerte sich um keinerlei Schutzmaßregeln, gestattete den aus Mekka rückkehrenden Karawanen ohne jede Vorsicht den Eintritt in die Heimath und so wurde denn die Sperre über Alles verhängt, was die Bucht des alten Karthago berührt hatte. Da besann der Vasall des Großherrn sich, sperrte den türkischen Provenienzen den Hafen und sofort ward Tunis dem Verkehre freigegeben. Dieser Gunst des Zufalls danke ich den Besuch des interessanten Ländchens.

Denn obgleich Volk, Land und die Grundbedingungen des Lebens ganz ähnliche sind wie in dem nahen Algier, so glaubt man doch, eine völlig andere Welt zu betreten sofort beim Verlassen des Dampfboots. Alte Erzählungen und Märchen vom Oberon her bereiten uns auf Märchenhaftes vor, die in der französischen Colonie von Algerien gemachten Erfahrungen auf ein in moderne Cultur übergehendes Land. Nichts von beidem finden wir hier, weder die zauberhaft üppigen Gärten, die verschlossenen Paläste, die Sclavenmärkte, die bunte, phantastische Märchenpracht, mit der Wieland seine Rezia umgiebt, noch die geordneten Zustände, in denen wir drüben auf algierischem Boden gelebt haben, von denen aus wir Volk und Land kaum als etwas mehr denn eine bunte Staffage betrachten. Hier stehen wir mitten in einem Leben, wie es vielleicht auf der ganzen Welt nicht zum zweiten Male anzutreffen ist, mitten in einer

asiatischen Despotie, deren Formen noch nicht zerbrochen sind, die sich aber in so tiefem Verfalle befindet, daß sie jeden Zug von barbarischer Größe, Kraft und Würde verloren, nicht mehr imponirend, sondern nur noch erheiternd, komisch, burlesk wirkt.

Unser Dampfer hält in der wundervollen Bucht von Karthago, angesichts des alten punischen Burghügels und schroffer, malerischer Gebirgszüge, die am gegenüberliegenden Ufer den Golf großartig umrahmen, wohl eine halbe Meile draußen vor dem Hafen. Nichts ist geschehen, um diesen zu vertiefen, kleine Kähne müssen uns auf langer Fahrt ans Land rudern. Tunis sieht man ganz von Ferne mit seinen weißen Häusern an einer Hügellehne liegen, von Goletta, der Hafenstadt, weiter als eine Meile entfernt. Man hatte von einer Flotte, von kleiner Heeresmacht, von den Kanonen des Bey erzählt, doch nichts ist mehr vorhanden. Die Schiffe, bis auf drei oder vier ganz kleine, sind verfault oder verkauft, die Kanonen bis auf das unentbehrlichste ebenfalls, die Truppen sehen wir beim Aussteigen an dem schmalen Hafencanal umherlungern. Statt der wilden Piraten, die einst der Schrecken der Meere gewesen, der beutegierigen, lüsternen, kühnen Gesellen, die unter dem allmächtigen Gebieter ihre Raubzüge ausführten, umgeben uns armselige, zerlumpte Gestalten, die nackten Füße mit einer dicken Schmutzkruste bedeckt, die Hosen zerrissen, die mantelartige Kapotte fadenscheinig, verschossen, die Gesichter der meist ältlichen Waffenträger verhungert, elend, das Ganze ein Bild der Trübsal, des Verfalls. Der Bey, der Millionen verpraßt, verschenkt, der in wüster Verschwendung die Finanzen des Ländchens, das sich heute nicht von Seeraub und Sclavenhandel mästen darf, zu Grunde gerichtet hat, besitzt nicht mehr die nöthigen Mittel, seine Hand voll Soldaten zu kleiden und zu besolden. Die meisten sind abgeschafft, der zur Besetzung der Wachen unumgänglich nothwendige Rest führt ein mageres, erbärmliches Leben. Die Posten stricken emsig an langen Strümpfen, auf der Wache liegen die abgelumpten Kerle am Boden, flechten Körbe, alles um einige Karuben damit zu verdienen. Wie der Lohn, so die Leistung.

Der Offizier, der übrigens nicht viel beſſer ausſieht als ſeine Untergebenen, mag commandiren, rufen, befehlen, man kümmert ſich nicht viel darum, lehnt das Gewehr an die nächſte Mauer, ſtrickt ruhig die Nadel ab, unterhält ſich mit den Kameraden. Nicht impoſanter als dieſe Militärmacht erſcheinen die Gebäude, die man uns hier als Schlöſſer zeigt, der Sommerpalaſt des Herrſchers und das Haus, in dem er während des Aufenthalts in Goletta rechtſpricht, ſchäbige Ueberbleibſel einer längſt verblichenen und verfallenden Pracht. Scheint es doch, als ob Seeräuberei und Sclavenhandel dem Lande allein noch Lebenskraft verliehen hätten; ſeit deren Aufhören ſind Reichthum, Energie und Ueppigkeit dahin, nur die despotiſche Macht, die Willkürherrſchaft iſt geblieben.

Ein ſtiller, klarer Binnenſee, El Bahira, liegt zwiſchen dem Hafenörtchen und der Hauptſtadt. Er hat wohl anderthalb Meilen im Durchmeſſer und verſchönt weſentlich die anmuthige Landſchaft. Er dankt keiner Haffbildung ſein Entſtehen, denn nicht Dünenwälle, ſondern ein ſchmaler Erdriegel trennt ihn von der Meeresbucht. Es müßte eine liebliche Fahrt zur Hauptſtadt ſein auf dieſem ſtillen durchſichtigen Waſſer. Aber das Dampfboot, das auf demſelben verkehrt hat, iſt längſt verſchwunden, weil es nichts mehr taugte und weil die ehemalige Fahrrinne mehr und mehr verſchlammt. Denn dieſes herrlich leuchtende, ſilberhelle Waſſer bildet die große allgemeine Kloake für die mehr als hunderttauſend Bewohner der Hauptſtadt. El Bahira iſt für Schiffe unfahrbar geworden, verſchönt heute nur noch mit dem glitzernden Waſſerſpiegel die Landſchaft, die, ein Hügelkranz mit einigen bedeutenderen, von Villen und alten Schlöſſern eingenommenen Vorſprüngen, das Waſſerbecken in weiter Rundung umzieht. Aus dem Waſſer ſelbſt ragt ein verfallener mittelalterlicher Bau hervor, es wird belebt mit Tauſenden ſchlanker, roſiger Flamingos, die in der Sumpfbrühe umherſtelzen, reihenweiſe aufmarſchirt daſtehen, um jedes durchſchlüpfende Fiſchchen zu erjagen. An den moraſtigen Ufern flattern Sumpfſchnepfen umher, auf trockneren Stellen weiden

einige Rudel Kameele. Die Engländer hatten ſich erboten, El Bahira zu canaliſiren, eine breite, tiefe Schiffſtraße anzulegen vom Meere bis zur Hauptſtadt. Sie hofften, in dem Schlamme des Sees Alterthümer, Kunſtſchätze von hohem Werthe aus den Zeiten des puniſchen und des römiſchen Karthago zu finden. Der Bey geſtattete die Anlage nicht. Eine erklärliche Furcht warnt ihn vor den Europäern, die ihm immer näher auf den Leib rücken, und dann geht im Lande die Sage, daß zwei rieſige Säulen, ganz von reinem Golde, im Grunde des Sees liegen. Die gönnt er den Engländern nicht, möchte ſie gern ſelbſt fiſchen, aber ſogar zu ſolchem Verſuche fehlen Kraft, Unternehmungsgeiſt, Mittel. Nun haben die Engländer eine klapperige Eiſenbahn um das Geſtade des Binnenſees gelegt, die wir benutzen. Es iſt das eine prachtvolle, genußreiche Fahrt. Fern im Rückblicke die blauen Felsmaſſen des Golfs, vor uns das weiße Tunis, lauter kleine, einförmige Häuſer, aus denen nur Minarets hervorragen, nicht ſpitze, nadelförmige Thürmchen, wie im Orient, ſondern breite, viereckige Pavillons, durchbrochen von zierlichen Säulenſtellungen, ähnlich denen an den Campaniles der römiſchen Baſiliken Italiens. Es gewinnt den Anſchein, daß, wie der Oſten als ſein Vorbild für den Moſcheenbau die herrliche Kuppel der byzantiniſchen Sofia genommen, ſo dieſer ſtets mit Rom und Italien in Verbindung gebliebene Weſten des muhamedaniſchen Glaubensgebietes von dort den mittelalterlichen Campanile für ſeine Minarets entlehnt habe. Das von der Sonne durchleuchtete Waſſer, die fremden, roſenrothen, ſtelzbeinigen Flamingos, die weidenden Kameele, dann zur Rechten der ins Meer hinlaufende Hügel von Karthago, mit einem chriſtlichen Kapellchen gekrönt, bieten der europäiſchen Touriſtengeſellſchaft von Franzoſen, Belgiern und Deutſchen, die ſich auf dieſem Streifzuge nach Tunis zuſammengefunden hatte, wechſelnde Unterhaltung auf der halbſtündigen Fahrt, die wir alle draußen, auf den freien Perrons ſtehend, zurücklegten.

Die Canaliſirung von El Bahira hat der Bey nicht geſtattet, gegen Größeres vermag er ſich nicht aufzulehnen. In

ſeiner Hauptſtadt mündet die bald vollendete Eiſenbahnlinie Conſtantine-Tunis, die, von Frankreich gebaut und betrieben, ſein Ländchen mitten durchſchneidet. Iſt dieſe Bahn erſt im Betriebe, ſo muß der jetzt ſchon recht bedeutende franzöſiſche Einfluß wachſen. Von der anderen Seite, im Süden der Regentſchaft, da wo die afrikaniſche Küſte jäh nach Süden abfällt und der Meerbuſen der kleinen Syrte ſich öffnet, beabſichtigte Frankreich ebenfalls in das Land des Bey zu dringen. Herr Leſſeps iſt vor kurzer Zeit hier geweſen, um die großartigen Canaliſirungspläne an Ort und Stelle zu unterſuchen, die Frankreich auf der vorjährigen Ausſtellung in die Oeffentlichkeit gebracht hat. Von tuneſiſchem Gebiete aus iſt es allein möglich, das von den Franzoſen geplante Binnenmeer zu ſchaffen. Im Alterthum ſind die ſalzigen Fluten jedenfalls tief in das Gebiet gedrungen, das wir heute die Wüſte nennen. Zahlreiche kleine Salzſeen und Lachen, Salzkruſten an Boden und Geſtein mögen die Ueberreſte deſſelben ſein. Während im Norden und Weſten das hohe Gebirgsland des Atlas und ſeiner Ausläufer ſich zwiſchen Küſte und Wüſte legt, wären hier nur geringe Bodenerhebungen zu durchſtechen, um dann leicht jene ausgedehnten Becken zu füllen, die bedeutend tiefer liegen als der Meeresſpiegel. Dann würden Dampfer bis zu den Südgrenzen der franzöſiſchen Colonie dringen können, dann hofft man den dürren Boden, ſoweit er aus nutzbarem Erdreich beſteht, mit Palmenhainen und Fruchtgefilden zu bedecken, wie er es zu alten Zeiten geweſen ſein ſoll, dann erſt meint man die unſichere Colonie in ein Stück Frankreich verwandeln zu können. Wird aber, wenn dieſe beiden Verkehrsſtraßen ausgeführt ſein werden, der Bey noch länger im ſouveränen Beſitze ſeines Ländchens bleiben? Die Vorfälle neueſter Zeit machen das wenig wahrſcheinlich, ſie erſcheinen faſt wie Verſuche, um die Widerſtandsfähigkeit des abſoluten Herrſchers zu prüfen. Ein Herr v. Sarcy hatte Conceſſionen auf Ländereien erhalten unter der Bedingung, daß er durch rationelle Viehzucht, Einführung beſſerer Raſſen ꝛc. dieſen Theil der Landwirthſchaft heben und beſſern ſolle. Die Europäer

behaupten nun, daß Herr v. Sarcy nichts von alledem, wozu ihn seine Concession verpflichtet, ausgeführt, vielmehr, wenn Revisionen seinen Viehstand prüfen wollten, sich Rinder und Hammel von den Nachbarn geborgt habe. Als man ihm darauf seine Concession entziehen gewollt, ist der Streit ausgebrochen, der sich dann bald zu einem ernsten Conflict verschärft hat, aus welchem das starke Frankreich als Sieger hervorgegangen ist.

Wie sollte das auch anders sein? Die Beys von Tunis sind mächtige, reiche und starke Fürsten gewesen, seit um die Mitte des 16. Jahrhunderts nach blutigen Kämpfen der tartarische Stamm der Türken das von Arabern 644 n. Chr. völlig eroberte Land sich unterworfen hatte. Jenen Arabern galt der sog. sechste Kreuzzug, den der heilige Ludwig gegen die Ungläubigen unternommen, ohne daß es ihm gelungen, sie zu bezwingen. Oft sind die Spanier unter Karl V., Philipp II., angeführt von Don Juan d'Austria, in das Land gedrungen, oft haben innere Unruhen, wie die blutigen Aufstände der Janitscharen 1576, die Herrschaft erschüttert. Man hat die Beys, wenn sie gar zu arg wirthschafteten, das Land gar zu furchtbar drückten, weggejagt, durch andere vom Sultan ernannte Paschas ersetzt, immer aber hat Tunis sich zwar als ein barbarischer, von Willkür regierter, von Piraterie und Sclavenhandel lebender, aber doch kräftiger, mit Schiffen, tapferen Kriegern und Schätzen ausgestatteter kleiner Raubstaat erwiesen. Das ist dahin. Mohamed es Sadok hat das Letzte verpraßt und vergeudet, was er vorgefunden. Statt des Schatzes von 150 Millionen, den er im Bardo vorgefunden, besitzt das Land jetzt über 100 Millionen Schulden, deren Tilgung oder wenigstens Verzinsung eine internationale Commission leitet; statt der Krieger, die einst der Schrecken der Meere gewesen, verfügt der Bey über die zerlumpten, nackfüßigen, verlotterten Gesellen, die wir gesehen, mit denen verglichen die Bürgergarde irgend eines Krähwinkel sich ausnimmt wie eine Elitetruppe. Den kleinen Despoten scheint das freilich wenig zu kümmern, er führt sein asiatisches Autokratenleben weiter, ist absoluter Herrscher und Besitzer des

Landes, verfügt darüber nach Laune und Belieben, zieht mit einer Schaar von 40 bis 50 ſchönen Jünglingen und Knaben, die er oft aus den niedrigſten Lebenskreiſen zu ſich erhebt, von einer Reſidenz zur andern, ſchenkt ihnen Geld, Land, Juwelen, macht aus ihnen ſeine poſſierlichen Generale, ſeine allmächtigen Miniſter, regiert ungefähr nach dem Muſter der Großherzogin von Gerolſtein. Muſtapha ben Ismail, dem wir in prächtiger Karoſſe auf der Straße nach dem Bardo begegnen, iſt von dem Paſcha Bey mit der höchſten Macht betraut und noch immer der geliebte Günſtling des Herrn. Ganz Tunis hat den kaum dreißigjährigen, ſehr ſchönen Mann noch gekannt, als er in einem arabiſchen Kaffeehauſe Kellnerdienſte geleiſtet; jetzt verfügt er über die unbedingte Gunſt ſeines Gebieters. Andere, weniger ehrgeizige Mignons begnügen ſich mit Grundbeſitz, mit Baarvermögen, mit Generalchargen, die bei dem Stande der Heeresmacht wenig Pflichten auferlegen. Wird dieſe burleske Wirthſchaft dauern können? Und wäre es nicht ein Akt hiſtoriſcher Nothwendigkeit, wenn der ehemalige Raubſtaat in andere politiſche Formen gebracht würde? Wir genießen die intereſſanten Tage auf tuneſiſchem Boden immer mit dem Gefühle, daß es nicht Vielen, nicht lange mehr beſchieden ſein werde, ſich an den originellen Bildern und Scenen, die uns hier umgeben, zu erfreuen.

Hier finden wir die arabiſche Race in allen ihren Abarten noch rein, frei, ſicher in dem Beſitze des von ihr bewohnten Bodens. Ein ſchmale Vorſtadt nur gehört den Europäern. Chriſtliche Handelsleute, Genueſer, Venetianer, Seefahrer aus Catalonien, ſpäter auch viele Malteſer, die ſich in ihrer halbarabiſchen Sprache leicht mit den Eingeborenen verſtändigen können, haben ſich, meiſt ſchon vor Jahrhunderten, hier an der Südſeite der Hauptſtadt angeſiedelt, ihre Nachkommen füllen auch heute noch das europäiſche Viertel. Dort flattern die Fahnen der Conſuln, die ſich mit dem Schutze zugleich die volle richterliche Gewalt über ihre Landesangehörigen gewahrt haben, hier liegt auch der einzige gute Gaſthof in einer freundlichen Vorſtadtſtraße, in der wir ebenfalls ein Kaffeehaus nach unſerm

Geſchmacke finden. Das bildet den feſten Stützpunkt, von dem aus wir unſere Eroberungszüge beginnen. Dieſe richten ſich auf ganz verſchiedene Ziele. Unſere Geſellſchaft iſt bunt, von verſchiedenen Wünſchen und Intereſſen bewegt. Sie flattert deshalb immer auseinander während des Tages. Das Diner Abends um 7 Uhr vereint ſie aber ſtets an der langen Gaſthaustafel des Herrn Bertrand, und dann werden die Abende gemeinſam zugebracht. Tunis lockt viele Jagdliebhaber an. Schon vom Dampfer aus knallte man auf Möven und kleine Strandvögel, hier ziehen nun täglich kleine Gruppen, ſtattlich bewaffnet und ausgerüſtet, zur Jagd aus. Alle Jagd iſt in Tunis auf jedem Boden frei. Jetzt zogen die Wachteln nach Norden, die Krammetsvögel und Schnepfen ebenfalls in dichten Schaaren, jeder pufft zwiſchen die Schwärme und macht leichte Beute. Unſerer Tafel fehlt das Vogelwild niemals. Kühne Nimrods miethen einen Wagen, fahren hinaus in das gebirgige Hinterland, um dem Eber, der Gazelle, den Füchſen, den Schakals nachzuſtellen, kommen aber meiſt mit leeren Händen heim. Für noch ſchwieriger gilt die Jagd auf dem Waſſer. Die Flamingos ſind gar ſcheue vorſichtige Thiere. Sie ſtellen Wachen aus, laſſen keinen Feind an ſich kommen, und höchſt ſelten gelingt es, einen dieſer ſchönen, roſenrothen Vögel zu erlegen. Niemals fehlen unſerer Tafelrunde die Jagdgeſchichten. Einer iſt in den Sumpf gefallen, einem andern die Flinte in die große Kloake der Bahira geglitten, wieder andere, die aus dem innern Lande zurückkehren, ſchildern daſſelbe als ein fruchtbares, aber wenig anmuthiges und nur ſchwach beſiedeltes. Dann kommen die Forſcher. Der eine iſt nach Utica auf Entdeckungen gefahren, der andere durchſtöbert den Boden des alten Karthago, einige ſuchen die Reſte antiker Bauwerke auf, die ſich noch zahlreich im Lande finden. Wir andern begnügen uns mit der Stadt und deren nächſter Umgebung. Auch da will der eine Waffen, Teppiche, Burnus in den Bazars kaufen, der andere das Volk, die Architektur, der Maler die Trachten, der Gourmand die Würzen und Parfums ſtudiren.

Wir finden wenig von der Pracht mauriſch-arabiſcher Paläſte und Wohnhäuſer in Tunis. Kleine würfelförmige Häuschen reihen ſich zu engen, gewundenen Gaſſen aneinander. Ihr Aeußeres iſt meiſt weiß getüncht und ziemlich ſchmucklos. Nur Einzelheiten beſtechen. Hoch ſchweift der Hufeiſenbogen über mancher Pforte ſich aus, Linienornamente hat man in den Stein geſchnitten, Gitter von Schmiedeeiſen bezeugen den Geſchmack und das techniſche Geſchick ihrer Fertiger, zierlich geſchnitzte Holzarbeiten umkleiden die Eingänge der Schreibſtuben, Kaffeehäuſer und die kleinen Grabſtätten, die gelegentlich die Reihe der Wohngebäude unterbrechen. Meiſt finden wir dieſe letzteren verſchloſſen, doch geſtattet uns einmal die offene Pforte einen Blick in das Innere, ſo ſehen wir dort weit mehr Geſchmack, Pracht und Kunſt entfaltet, als an der einfachen Außenſeite des Hauſes. Ganz reizend, maleriſch, ſtilvoll und reich dabei ſind oft die mauriſchen Höfe, von Arkadengängen umzogen, mit Fayenceplatten in leuchtenden Farben bekleidet, die Gewölbe und Decken mit orientaliſchem Linienſpiel in Stuck belebt, in der Mitte mit einem Springbrunnen geſchmückt, deſſen ſchlanke Waſſerſäule niederplätſchernd die Stille der Umgebung mildert. Dieſe feſſelnden Einzelheiten müſſen aufgeſucht oder eigentlich zufällig angetroffen werden, denn ſie bergen ſich tief in dem wirren Gezweige der engen Gaſſen, durch die ſelten einmal ein Zug beladener Kameele einhertrottet.

Still und verlaſſen erſcheinen dieſe Straßen, da alles Leben ſich nach innen kehrt oder, ſobald es in die Oeffentlichkeit tritt, ſich in den Bazaren entfaltet. Dieſe Reihen von Kaufhallen, kleinen Läden, Geſchäftslokalen ziehen deshalb den Fremden am meiſten an. Sie ſind weder von der Feſtigkeit der Anlage noch ſcheinen ſie in ſo geordneter Verwaltung zu ſtehen, wie die Bazare von Konſtantinopel und Smyrna. Mit Tunis verglichen erſcheinen die Einrichtungen der Türkei noch muſterhaft und zuverläſſig. Aber Tunis beſitzt mehr als 100,000 Einwohner, iſt nächſt Cairo die größte Stadt des muhamedaniſchen Afrika, erzeugt und beſitzt alſo immer einen

bedeutenden Geſchäftsverkehr. Der entfaltet ſich nur in dieſen Gängen, die nothdürftig mit Brettern, mit Zelttüchern auf Stangen, von überhängenden Dächern bedeckt, gegen Sonne und Regen geſchützt ſind. Durch Spalten, Lücken und Oeffnungen dringt das Licht von oben auf das Gewühl der bunten Völkerſchaften, in die niedrigen, niſchenförmigen Verkaufsſtände, die der tuneſiſche Araber aufs beſte ausſchmückt. Wir wandern durch den Gewürz- und Kräuter-Bazar. Da duften uns Arome von Pflanzen und Sämereien, von Roſenöl und Lavendel entgegen. Die ſüßen Gerüche werden bekämpft von den ſtrengeren der Medicamente; neben den vergoldeten Fläſchchen voll köſtlichen Aetheröls ſchimmern hohe, bunt bemalte Wachskerzen, drängen ſich gläſerne Ballons mit Sennesblättern hervor, liegen Kräuter, wohlriechende Salben, Räucherwerk und Heilmittel, die der Gläubige hier holt. Mit gekreuzten Beinen ſitzt der bleiche, olivfarbene Tuneſier auf dem Tiſche inmitten ſeiner Schätze. Er ruft Dich nicht an, preiſt ſeine Waare nicht aus, giebt aber freundlich Beſcheid, wenn wir ihn fragen. Unſer Geſchmack ſtrebt aber den Teppichen, den gewirkten wollenen Decken mit arabiſchen Muſtern, den florartigen Seidenſtoffen zu, die in dem Bazargange der Gewebe aufgeſpeichert liegen. Meiſt finden wir freilich dort gewöhnliche Waare, ſeidene, baumwollene, wollene. Einzelne aber beſitzen wahre Schätze alter und neuer Kunſtweberei. Ein alter Handelsmann mit ſchönem Vollbart, prachtvoll in feinfarbiges Tuch, mit Gold geſtickt, gekleidet, der auf ſeinem Kauftiſch ſaß, wie auf einem Throne, winkte uns freundlich einladend heran. Von Polſtern und Teppichen waren vor ſeiner Bude zwei Divanſitze aufgeſchichtet. Dort mußte man Platz nehmen. Nun ſuchte er ſein beſtes Italieniſch, untermiſcht mit wenigen Brocken Franzöſiſch, zuſammen, um ſeine Waare zu empfehlen. Da kamen nacheinander gar ſchöne Dinge zum Vorſchein. Lange, ſchmale, golddurchwirkte Tücher von milchweißem, klarem Seidenſtoffe windet der tuneſiſche Araber mit bewundernswerthem Geſchick als Turban um ſein Haupt. Der Feſttagsſtaat verlangt einen Burnus von ähnlichem Stoffe, klare, mattweiße Seide

mit dickeren Streifen, mit Goldſtickerei und langen Seidentroddeln. Der Verkäufer legt uns wundervolle orientaliſche Teppiche vor, anders gemuſtert, feſter gewirkt als die türkiſchen und perſiſchen, in tiefen, lebhaften Farben von ganz eigenthümlicher, dem mauriſchen Geſchmacke entſprechender Schönheit. Beſonderer Liebhaberei erfreuen ſich die dicken Wollendecken, heller Grund mit arabiſchem Ornamentenſpiel durchzogen. Mit dieſen Wollengeweben bekleidet man Polſtermöbel, benutzt ſie zu Thürvorhängen, hüllt ſich auf der Reiſe in dieſelben. Kleine, ſilbergeſtickte Täſchchen, Etuis, Beutel für Tabak, Alles für den eigenen Bedarf der Landsleute gearbeitet, legt der mauriſche Händler uns vor. Er wird nicht verdrießlich, wenn wir wenig oder gar nichts kaufen, er fühlt ſich während der wenigen Augenblicke zur Gaſtfreundſchaft verpflichtet, plaudert, fragt und bietet uns, wenn wir von ſeinem Divan aus in den Vorhof der nahen, jedem Ungläubigen verſchloſſenen Moſchee blicken, ſogar noch eine Taſſe des ſchwarzen, chokoladendicken Kaffees an, den der nahe Kaffeeſieder in kleinen, henkelloſen Täßchen verſchenkt.

Seidene Tücher und Binden, ſtreifige Baumwollenſtoffe zu Frauengewändern, wollene Burnus, wie die benachbarten Kabylen ſie tragen, werden im Lande entweder von kleinen Induſtriellen oder in den Wohnungen durch die Frauen gefertigt. Wir finden in der Nähe derartige Werkſtätten, in denen auf verſchiedenen Webeſtühlen hochfarbiger Seidenſtoff mit lebhaften Randſtreifen gearbeitet wird, wir ſehen auch die Färbereien, die dem Rohmaterial jene reinen, leuchtenden Farben geben, in deren Hervorbringung der Orient überall unſer Lehrmeiſter geweſen iſt. Weiter aber als auf dieſe Artikel, die Teppich- und Deckenwirkerei erſtreckt ſich die Webe-Induſtrie der Tuneſier nicht. Der ſtarke Bedarf an feinen leichten Tuchen in zarten, unbeſtimmten Farben, in vielfachen Schattirungen von Maisgelb, Erbſengrün, Mattblau, Silbergrau wird nicht im Lande befriedigt, ſondern, wie auch die Merinos, die während des heißen Sommers ſtatt dieſer Tuche getragen werden, vom Auslande bezogen. Und es ſind ausſchließlich deutſche Fabriken aus dem ſächſiſchen Induſtriegebiete,

die das Land mit dieſer Waare verſorgen. Kein benachbartes Volk hat unſere Tuchfabrikanten aus dieſer Kundſchaft zu verdrängen vermocht. Leipzig bildet den großen Stapel, der den tuneſiſchen Markt noch immer allein verſorgt. Ebenſo werden die kleinen Quincaillerie-Artikel, die Rauchutenſilien, Knochen- und Elfenbeinarbeiten, das vielgeſtaltige Allerlei ſolcher Art, das die Tuneſiner maſſenhaft kaufen, ganz allein von Nürnberg bezogen. Die Leute dort rühmten mir, als ſie erfuhren, daß ich ein Deutſcher ſei, die Firma Tauber in Nürnberg als ein ausgezeichnet tüchtiges, ſolides und vortrefflich arbeitendes Geſchäft. Derartige Erfahrungen ſind beſonders erfreulich gegenüber den unausgeſetzten Angriffen und Herabſetzungen, die unſere Induſtrie ſich von den eigenen Landsleuten gefallen laſſen muß, die größtentheils durch die unwahre Behauptung begründet werden, daß wir den ausländiſchen Markt mehr und mehr verlieren.

Die deutſchen Tuche, die ſelbſtgearbeiteten Seidenzeuge, Florſtoffe, Goldſtickereien werden zu Kleidungsſtücken, Hüllen und Schmuck der männlichen Bevölkerung verwendet, die ſich in dieſen Bazargängen durcheinander drängt. Ihr Aeußeres und ihr Coſtüm ſind völlig andere, als wir ſie in den algieriſchen Landen angetroffen haben. Die Männer zeichnen ſich durch hohe und impoſante Schönheit aus, die nur ſehr oft durch ſtarke Spuren erlittener Pockenkrankheit beeinträchtigt wird. Man glaubt es den Menſchen anſehen zu können an der Freiheit des Weſens, der Sicherheit des Auftretens, der Beſtimmtheit des Blickes, daß ſie ſich nicht gedrückt fühlen durch die Herrſchaft fremder Eroberer, einer ihnen auferlegten unbequemen Cultur, wie ihre Nachbarn unter fremder Herrſchaft. Den Stamm der tuneſiſchen Bevölkerung bilden mauriſche Araber, die ſich durch Reinheit der etwas bleichen, olivfarbenen Haut, durch feine Modellirung des Kopfes, große dunkle Augen, kräftige, ſchön gezeichnete Brauen auszeichnen. Mit ihnen miſchen ſich die braunen Schattirungen der Wüſtenbewohner, der Biskris, und nicht wenige gänzlich Schwarze, die tief aus dem Innern Afrikas, aus unbekannter Ferne hier auftauchen und als Freie leben,

denn auch die Sclaverei der Schwarzen iſt längſt abgeſchafft. Sie alle kleiden ſich in feinfarbiges Tuch. Blaßgrüne, maisgelbe, waſſerblaue kurze Burnus, beſetzt und geſtickt mit farbiger Seide, mit wollener Plattſchnur, auch wohl mit Gold, werfen dieſe tuneſiſchen Männer mit großem Geſchick über die Schulter. Bald hängt die Kapuze zur Seite, ſo daß ſie zu einer Art Vorrathstaſche, ihre Oeffnung dazu dient, den Arm hindurch zu ſtecken, bald flattert der Mantel frei um den Körper, nur gehalten durch das auf den Kopf geſtülpte Capuchon, bald fällt dieſes weit auf den Rücken und das Gewand ſchlingt ſich gleich einer Toga um Schulter und Leib, bald wieder wird daſſelbe wie die griechiſche Chlamys von der einen Schulter allein gehalten. Die Hülle wird eben benutzt wie ein Kleidungsſtück, das jeder ſeit früheſter Jugend zu drapiren, zu den verſchiedenſten Zwecken zu verwenden gewöhnt iſt, deſſen man ſich mit voller Freiheit und mit bewundernswerthem Geſchick bedient. Immer erſcheint der Faltenwurf des feinen Stoffes, als ob er von Künſtlerhand geordnet wäre, immer die Gewandung der zarten Farben, der lebhaft hervortretenden Stickereien maleriſch. Ein langer Streifen von klarem weißem Baumwollenſtoff oder von Florſeide, manchmal goldgeſtickt, manchmal ſtreifig gemuſtert, wird mit gleicher, natürlicher Kunſtfertigkeit um den rothen Fez als Turban geſchlungen. Auch die weiten Unterkleider ſind von feinfarbigem Tuche, wie die kurzen geſtickten Jacken. Gürteltaſchen, Schärpen, Waffen von kunſtvoll ausgelegtem Stahl mit ciſelirtem Ornament bedeckt, vollenden das Coſtüm, das jeder trägt, von dem kleinen Buben an bis zu dem weißbärtigen Greiſe. Der weiße Burnus verräth faſt immer einen Bewohner des nahen Algerien. Von dort ſind viele, meiſt vermögende Leute vor der franzöſiſchen Herrſchaft entflohen, um nicht in die Gewalt der Ungläubigen zu gerathen, haben ſich hier niedergelaſſen und Landbeſitz gekauft. Der arabiſche Menſchenſchlag übertrifft an Hoheit der Erſcheinung, an Adel des Geſichtsausdrucks weit den mongoliſch-tartariſchen Stamm, der die Türkei bewohnt und dieſem Volke hier die Herrſcher geliefert hat.

Dieſe ſchönen, prachtvoll gewandeten, in feine Farben gekleideten Geſtalten bewegen ſich den ganzen Tag über in den Bazaren. Die Händler ſitzen zwiſchen ihren Waaren, die Waffenſchmiede, die Juweliere, die Schuſter, Schreiner, Schwertfeger, Schloſſer arbeiten eifrig und geſchickt in den kleinen Gaſſen, in deren jeder ein beſtimmtes Handwerk ſich zuſammenfindet. Dazwiſchen aber bieten umherziehende Trödler mit lautem Geſchrei ihre Waaren aus. Sie führen alte Waffen, die langen mit Perlmutter und Metall eingelegten Flinten, Dolche in kunſtvoll geſtickten Ledertaſchen, ſie ſind beladen mit alten Teppichen, haben Schulter und Arme mit Decken bepackt und verſperren oft die ſchmalen Gänge vollſtändig mit ihrem Handel. Wir haben in unſerer Geſellſchaft eifrige, faſt leidenſchaftliche Sammler, andere, die ihr Herrenzimmer daheim auszuſtatten wünſchen mit orientaliſchem bric-à-brac, mit Waffen, Ottomanen, Teppichen. Die können ſich nicht trennen von den koſtbaren, für ſolche Zwecke ungemein geeigneten Sachen, die hier meiſt um geringen Preis zu haben ſind. Während da gehandelt, ausgewählt, unterſucht wird, ſchlendern wir weiter und betrachten die Gruppen der tuneſiſchen Mauren in den arabiſchen Kaffeehäuſern, den Schreibſtuben, bei den Barbieren, in den öffentlichen Leſeräumen. Sie alle geben Bilder von köſtlicher Originalität. Auf niedrigen, rings um die Wände laufenden Divans ſitzen in den engen Kaffeeſiedereien die Männer von Tunis dicht bei einander mit untergeſchlagenen Beinen, die langen Pfeifen im Munde, die kleine Kaffeeſchale in der Hand, entweder phlegmatiſch, beſchaulich vor ſich hin ins Leere blickend oder in ruhigem Geſpräch mit einander. Dort verbringen viele den größten Theil ihres Tages, dort treffen die Männer einander; dieſe Kaffeebuden, in denen meiſt ein Junge den braunen Abſud aus der Metallkanne vom glimmenden Kohlfeuer den Gäſten credenzt, ſind durch die entfernteſten Quartiere der weitgedehnten Stadt zahlreich verbreitet und die einzigen Stätten geſelliger Unterhaltung. Anders geht es in den Leſe- und Schreibſtuben zu, die ebenfalls innerhalb der Bazargänge liegen. Da ſtecken die älteren Männer

die Naſe häufig in große Bücher oder Papierrollen, mit arabiſchen Schriftzeichen bedeckt, da kritzeln die Schreibkundigen Briefe und Dokumente auf, da ertönt kein lautes Wort, alle ſind tief verſunken in ihre gelehrte Beſchäftigung. Unter allen öffentlichen Räumen erſcheinen dieſe als die intereſſanteſten; man brauchte eine jede nur zu fixiren, um ein hochintereſſantes Bild zu haben. Leider duldet der tuneſiſche Muhamedaner den zeichnenden, malenden Europäer nicht. Will der Künſtler ſchnell eine Skizze entwerfen von ſolchen morgenländiſchen Weiſen, die maleriſch gewandet dort über ihren Schriftſtücken kauern, ſo jagen erſt drohende Schimpfworte, dann Steinwürfe ihn bald in die Flucht. Am lebhafteſten geht es in den zahlreichen Barbierſtuben zu. Sie ſind am ſchmuckſten herausgeputzt mit allerei blankem und buntem Tand. Der Bartſcheerer, ebenfalls meiſt ein glattwangiger Burſche, ſteht in der Thür, die Kunden ſetzen ſich auf den Divan nieder und laſſen an ſich das Verſchönerungswerk in voller Oeffentlichkeit vollziehen.

Zu ſehen giebt es alſo auf den Wanderungen durch die tuneſiſchen Bazarſtraßen ſehr viel. Sie ſind denn auch unſere beliebteſten Ausflugziele. Jeder weiß den Gefährten etwas Neues, das er entdeckt, zu zeigen. Wo der Eine heute eine lange Flinte, ein geſticktes Gürteltäſchchen, einen Teppich gekauft, dahin führt er morgen die Freunde. Wir ſehen den Arbeitern zu, wie ſie mit dünnem Draht die Flintenläufe umſpinnen, wir prüfen die Wohlgerüche des Gewürzbazars, treten in einen Khan, eine jener Herbergen ein, die einen Binnenhof umſchließen, in den unteren Stockwerken Lagerräume für Waaren und Kameelſtälle, in den oberen kleine Schlafzimmer enthalten. Manchmal ſperrt ein Karavanenzug die enge Gaſſe. Da kommen beladene Kameele, den Führer mit dem Zügel in der Hand voran, in langer Reihe und nöthigen Jeden zum Ausweichen. Gar gern ſuchen wir den Juwelenbazar auf. Er iſt der einzige, in dem man öfter Frauen trifft. Die tuneſiſche Muhamedanerin ſchlüpft allerdings nur ſelten verſtohlen durch die Gaſſen. Ob ſie hübſch iſt, weiß man nicht, denn das Geſicht deckt ein ſchwarzes Maskentuch,

einmal um Haupt und Stirn, ein anderes um Kinn und Mund geſchlungen, ſo daß nur die Augen und ein Stück der Naſe frei bleiben. Auch der Körper wird bis zur Unförmlichkeit verhüllt in einfache mißfarbene Gewänder. Was dieſe Frauen zu wenig von ihren Reizen enthüllen, das zeigen dagegen die tuneſiſchen Jüdinnen leider zu viel. In Conſtantine, in Algier haben die orientaliſchen Jüdinnen uns angezogen durch ihre Schönheit, durch ihre phantaſtiſchen, wunderbar maleriſchen Coſtüme. Hier ſehen dieſelben aus wie Carrikaturen, über die man ſich anfangs entſetzt, über die man immer wieder lächelt, ſobald man ihnen begegnet. Die Jüdin ſucht den Händler mit Ringen, Spangen, Nadeln, die Brillanten und Geſchmeide gern auf, handelt und kauft Juwelen, um ihren drallen Körper damit zu ſchmücken. Die tuneſiſche Jüdin iſt die einzige komiſche Geſtalt in dem bunten Straßengewühle, in das ſie ſich ungenirt begiebt. Faſt immer zeichnet ſie ſich durch unförmliche Leibesfülle, gedrungene Geſtalt, durch geſchminkte Wangen, dick getuſchte Brauen aus. Ein enges Tricot bedeckt die Beine bis zum Gürtel. Nur die Wohlhabenderen legen über daſſelbe ein ebenfalls prall anſchließendes Gewebe von Spitzen oder eine Silberſtickerei, die aber höchſtens bis zum Knie reicht und um die Wade ebenfalls einen ſilberbeſtickten Spitzenſtreifen in Form der Beinſchienen einer Rüſtung. Die Bekleidung des Unterkörpers iſt mit dieſem Tricot vollendet. Oben fällt ein loſes Bluſenhemd von feuerfarbener oder blauer Florſeide vom Nacken bis kaum auf die Schenkel, ſo leicht, frei und dünn, daß die geringſte Bewegung der Luft oder des Körpers damit ſpielt. Ein kleiner farbiger oder weißer Schleier, der niemals zur Verhüllung, ſondern nur zur Zier dient, fällt vom ſpangengeſchmückten Hinterkopfe herab auf die feiſten Schultern, über den Rücken und deckt nur wenig die formloſe Fettbildung des Oberkörpers. So eine daher watſchelnde tuneſiſche Jüdin ſieht unglaublich poſſierlich aus, ſcheint ſich indeſſen ihrer Reize ſehr bewußt, denn ſie blickt mit überlegenem Selbſtgefühl um ſich auf die Männerwelt, die ſonſt keine Gelegenheit findet, ſich an den

Reizen des andern Geſchlechts außerhalb des eigenen Hauſes zu erfreuen.

Naht der Abend, ſo ſchlendern wir vielleicht zuvor noch durch das Marinethor hinaus auf die Strandpromenade, wo die europäiſche Welt ihren Corſo hält, und finden uns darauf zuſammen im Gaſthof zum gemeinſamen Mahle, das mit Wachteln, Krammetsvögeln, Datteln ausgeſtattet wird. Dann plaudern wir von den Erlebniſſen des Tages, von den kleinen Abenteuern und Begegnungen mit den Eingeborenen, es werden die Einkäufe gezeigt und geprüft, die Erfahrungen und Mittheilungen ausgetauſcht, die man durch die Conſuln, durch die europäiſchen Bewohner oder andere Freunde vom Leben des Bey, von den curioſen Einrichtungen und dem Treiben in Tunis erhalten hat. Alle dieſe Europäer, die hier ſeit Urvaters Zeiten angeſiedelt ſind, betrachten ſich noch als Italiener, Malteſer, Franzoſen, Griechen, Deutſche und wären ſelbſt ihre Vorfahren hier geboren. Sie wollen nicht unter der willkürlichen, ſummariſchen Rechtspflege des Bey ſtehen, der alleiniger oberſter Richter im Lande iſt, den Koran und ſein perſönliches Belieben als höchſtes Geſetz betrachtet, der mit ſeinen Unterthanen ſchaltet und waltet wie es ihm gutdünkt und wie ſeine Mignon-Miniſter ihm rathen. Deshalb unterſtehen die europäiſchen Tuneſier niemals ſeiner Jurisdiction, ſondern der ihrer Conſuln, die geringe Strafen ſofort verhängen, größere Verbrecher aber den heimiſchen Gerichten überliefern. Unſere Conſuln kommen dann wohl zur Dinerſtunde ſelbſt in den Gaſthof, um ihre franzöſiſchen, italieniſchen, deutſchen Landsleute aufzuſuchen, mit ihnen zu plaudern, ihnen manches zu erzählen.

Das füllt indeſſen den langen Abend nicht aus. Das italieniſche Theater iſt ſchlecht und giebt nur wenige Vorſtellungen während der Woche: es muß alſo für andere Unterhaltung geſorgt werden. Iſt dieſe auch nicht ſehr gut, ſo iſt ſie doch originell. Unten im Hausflur wartet ſchon lange ein im Dienſte des Gaſthofes ſtehender Muſelgreis, der etwas italieniſch und franzöſiſch ſpricht, mit einer großen Laterne in der Hand. Zu

abendlichen Ausflügen in die innere Stadt ist die Laterne unentbehrlich, denn Straßenbeleuchtung giebt es inmitten dieses Häusergewirres nicht, die Polizei macht deshalb jedem Passanten eine Laterne zur Pflicht. Der Alte führte uns ins Judenviertel hinein, durch unglaublich schmutzige Gassen, in denen nur selten Menschen wanken. Die arabischen Häuser sind den ungläubigen Europäern absolut verschlossen, nur jüdische stehen uns offen, in denen Abends Musik, Tänze und Belustigungen ausgeführt werden. Auch hier sehen wir wie in dem ganzen übrigen Tunis oft römische Säulenstümpfe, Architrave, gemeißelte Friese, Fundstücke der antiken Ansiedelung in die schmucklosen Häuser verbaut. Vor einer Thüre macht der Alte Halt, klopft, sie öffnet sich und zeigt eine Treppe. Wir tasten uns hinauf und gerathen in das Empfangszimmer einer grell geschmückten Jüdin, die mit ihren Gespielinnen auf diesen Besuch vorbereitet sein muß oder vielleicht allabendlich ähnlichen erwartet. Denn es ist für Musik gesorgt worden. Einige Bursche vollführen auf Blechinstrumenten einen wahren Höllenlärm, der schrill in die Ohren gellt. Man ladet uns ein, auf den mit Decken belegten Divans ringsum Platz zu nehmen, die jüdischen Mädchen, keine schön, keine liebreizend, alle unförmlich dick, arg geschminkt, alle in dem drolligen Kostüm, das wir von der Straße her kennen, bemühen sich mit gar zu beflissener Liebenswürdigkeit um ihre Gäste. Dann kommt das Hauptvergnügen, der Tanz. Auf dem über den Fußboden gebreiteten Teppich beginnen die dicken, häßlichen Gestalten ihre hastigen Bewegungen, die sie den Tänzen der Beduinenweiber nachahmen. Das Zucken des Unterkörpers, das Andrängen und Entfliehen, die Bewegungen, die eine entflammte Sinnlichkeit ausdrücken sollen, waren kaum anmuthig und verführerisch bei jenen schlanken Weibern der Oase. Hier wirken sie erst komisch, bald aber widerwärtig und ekelhaft, denn die unförmlichen Leiber macht dieses Schnellen und Zucken noch unförmlicher. Erst kann man sich kaum halten vor Lachen und Spott, dann belästigt der Anblick fast noch mehr als die Musik. Wir blieben nicht lange dort. Die arabischen Tunesier sollen diesen

Jüdinnen, den einzigen Frauen, die ſie außer denen des eigenen Hauſes ſehen, gern und oft abendliche Beſuche abſtatten, wobei dann immer mit Muſik und aufregenden Tänzen begonnen wird.

Sucht man nun in Tunis auch vergeblich die märchenhaften Wunder und Entzückungen aus tauſend und einer Nacht, ſo will man doch wenigſtens die Paläſte des Bey, die Schlöſſer, Gärten und Hofhaltungsräume ſich anſehen. In der Stadt, hoch über dem Gaſſengewirre des bürgerlichen Tunis liegt der eine Palaſt, draußen, eine Stunde vor dem Thore, der intereſſantere, der Bardo, der etwa wie der Moskauer Kreml einen ganzen Bezirk von Märkten, Wohnungen, Moſcheen, Schlöſſern, Gärten bildet. Der Weg dorthin führt anſteigend durch hügeliges Land, an einigen übel gehaltenen, verwilderten muhamedaniſchen Kirchhöfen vorüber, unter den Bogen einer antiken Waſſerleitung hindurch. Tunis beſitzt weder Fluß noch Bach, es nahm ſein Verbrauchswaſſer großentheils aus Ciſternen, in denen der Regen ſich geſammelt hatte. Es beſaß auch die verfallene karthagiſche Waſſerleitung, die auf ihrem unterirdiſchen Wege durch die Felſen plötzlich abbrach, deren geborſtene Bogen aus der Landſchaft aufragten. Man hat hergeſtellt, geflickt, ergänzt, und nun ſtrömt treffliches Quellwaſſer durch die alten Kanäle der Stadt. Bald nachdem wir den Aquaduct paſſirt, ſehen wir den Bardo. Es war lebhaft dort vor der Gebäudemaſſe, die mit Mauern und Gräben ausſieht wie eine Feſtung. Kameele und allerlei Fuhrwerk hielten an dem Brunnen draußen vor dem Thor, die Caroſſe des Miniſters Muſtapha ben Ismail, des geliebten Günſtlings, den der Bey aus der Niedrigkeit eines Kaffeekellners zur höchſten Würde erhoben, jagt ſtaubaufwirbelnd nach dem nahen Manuba, wo der Herrſcher noch wenige Tage reſidirt. Schon werden alle Anſtalten getroffen, um den Hofhalt in den Sommerpalaſt nach Goletta ans Meer zu verlegen. Dahin nimmt der Bey denn alles mit, was ſeine autokratiſche Macht den Augen der niederen Sterblichen verſinnlicht. Alle ſeine Gefangenen, die in Ketten gelegten Galeerenſträflinge, ziehen mit ihm aus einer Reſidenz in die andere, ebenſo die zerlumpte

Heeresmacht, ebenſo die Schaar der ſchönen Knaben und Jünglinge, die ihn ſtets begleitet und unterhält, ebenſo die einzige Frau, die aber fernab in eigener kleiner Villa wohnen muß.

Vormittags hatte der Bey im Palaſte Gericht gehalten. Alle größeren Rechtshändel im ganzen Lande kommen vor ihm zum Spruch. Er ſitzt, von ſeinen Günſtlingen umgeben, zu Gericht. Ein öffentlicher Ankläger trägt den Fall vor, dem Angeſchuldigten dagegen wird das Wort nicht verſtattet. Der Bey liebt kurze, ſummariſche Sentenzen, für deren Begründung er nur ſelten ſeine Räthe, die Jünglinge, die er zu Miniſtern gemacht, befragt. Auch er ſelbſt incommodirt ſich nicht viel. Er fuchtelt mit der flachen Hand durch die Luft, während Geſicht und Auge in phlegmatiſcher Apathie bleiben, macht Zeichen des Köpfens, des Hängens, denen ſofort die Vollſtreckung folgt. Manchmal zeigt er ſich leutſelig und human. Ein armer Teufel hat einen Reichen beſtohlen, dieſer dafür den Dieb gezüchtigt. Er iſt zwar der größere Uebelthäter, ſoll da der Bey zu dem Vermögenden geſagt und entſchieden haben, aber er iſt ein armer Teufel und Du haſt viel. Gieb ihm Geld und bezahle die Koſten, Dir wird das nichts ſchaden! Aufs Geldzahlen laufen die Sentenzen des Bey überhaupt gern hinaus, denn er und ſeine Mignons gebrauchen viel davon. Aber auch, wenn ein Miſſethäter zu Ketten und Galeeren verurtheilt wird, ſo beſtimmt der hohe Richter ſelten die Dauer der Strafe, wartet ab, bis die Sippe des Sträflings dieſen losbittet und zeigt ſich ſchnell zur Gnade bereit, ſobald die Bitte mit klingendem Nachdruck unterſtützt wird. Reden oder gar Begründung ſeiner Wahrſprüche liebt der Herrſcher nicht. Die Procedur geht ſchnell von ſtatten, Kopfab! Gehängt! bedeutet ein wagrechter oder ſenkrechter Hieb durch die Luft, ſelten nur neigt der Gebieter das Ohr den berathenden Miniſtern zu, manchmal müſſen dieſe auch die Verkünder ſeines Urtheilsſpruches ſein. Das hängt eben immer von Launen und augenblicklichem Belieben ab.

Die Paläſte, Dar el Bey in der Stadt und der Bardo, wo während des Winters dieſe eigenthümlichen Gerichtsverhand-

lungen ſtattfinden, bilden ein ſeltſames Gemiſch von herrlicher mauriſcher Architektur und modernem Plunderkram. Durch drei oder vier Vorhöfe gelangt man ins Innere des Bardo, Arkadenhöfe mit rauſchenden Springbrunnen, kühlen Hallen, Marmortreppen und Vorgemächern, von mauriſchen Bogen überwölbt, deren Innenflächen reizend belebt ſind mit den geometriſchen Linienſpielen von Stuckreliefs. Die filigranartigen Stuckverzierungen, die alle Flächen in leichtes Ornamentenwerk auflöſen, gehören zum Reizvollſten, was die mauriſche Kunſt ſchafft, ſie gehen durch alle Gemächer, bedecken den Plafond der Säle und Hallen, füllen die Wände zwiſchen den ſchlanken Säulchen und den geſchweiften Hufeiſenbogen. In ihnen ſieht man aber nur die Ueberreſte der alten mauriſchen Herrlichkeit. Eine wüſte bettelhafte Geſchmackloſigkeit hat ſich ſpäter breit gemacht. Die Wände ſind meiſt, beſonders im Stadtſchloß, mit ordinären Papiertapeten beklebt, altmodiſche Kronleuchter hängen von den buntbemalten Decken hernieder, kleine, nackte, zappelnde Engel, Fruchtkörbe, europäiſche Landſchaften, wie kein Gewürzkrämer ſie in ſeiner Wohnung dulden würde, hat ein Stubenmaler an Wände und Decken gekleckſt. Der Herrſcher des Volkes, das die ſtilvollſten Teppiche der Welt wirkt, legt in ſeine Prachträume altmodiſche widerwärtige engliſche Decken, mit Roſen ſo groß wie Kohlköpfe durchwebt. Dazu paſſen denn auch die harten Sophas mit ſteilen Holzlehnen und mit knallgelbem Damaſt beſchlagen, wie Jeder ſie in der Putzſtube ſeiner Großmutter geſehen hat. In den am ſchönſten geſchmückten Sälen hängen große Bildniſſe aller europäiſchen Fürſten, darunter auch das des Prinzen Friedrich Karl, dort ſtehen ebenfalls die Geſchenke, die man dem Bey von befreundeten Höfen zugeſchickt haben mag. Solcher Luxus herrſcht indeſſen nicht überall. Meiſt begnügt der fürſtliche Geſchmack ſich mit Stahlſtichen, wie ſie auf unſeren Jahrmärkten die Bewunderung biederer Landleute erregen. Rebekka am Brunnen, Laban mit ſeinen beiden Töchtern und dem freienden Jacob, ein Kalif in der Mitte ſeiner Favoritinnen und ähnliches hängt in ſchmale goldne Rahmen

gefaßt an den Wänden des Herrſcherſchloſſes. Dieſer Miſchmaſch von ſtilvoller, mauriſcher Pracht und ordinärem, werthloſem, altmodiſchem Plunder wirkt erſt erheiternd, dann aber wahrhaft barbariſch. In die alten zauberhaft ausgeſtatteten Schlöſſer der mauriſchen Piratenfürſten iſt die Erbärmlichkeit der heutigen verkommenen Wirthſchaft eingezogen und macht ſich hier breit. Eine Oberlichthalle im Stadtſchloſſe giebt uns die Vorſtellung einer Harem-Einrichtung. An dem kurzen Abſchluſſe des langen Ovals tieft ſich ein weites niſchenförmiges Gemach ein, dort ſchläft der allmächtige Paſcha. Ringsum in den Wänden finden ſich ganz kleine Schlafniſchen, mindeſtens ein Dutzend, jede für eine der Lieblingsfrauen eingerichtet, unter denen der Bey alſo bequem Answahl treffen kann. Heute wird dieſer Schlafſaal indeſſen nicht benutzt, Mohamed es Sadok wohnt niemals im Schloſſe.

Gegen Abend verließen wir das Maurenſchloß. Auch vor ſeinen Pforten ſtanden barfüßige Wachtpoſten, jeder einen langen Strickſtrumpf in der Hand. Auf dem kalten Marmor würden ſie ſich die Füße fürchterlich erkältet haben. Deshalb war von der beſorgten Staatsregierung jedem ein rundes Brettchen untergelegt, das auf kleinen Klötzen ſtand. Die armen Kerle ſchienen dennoch zu frieren, denn oft legten ſie den Strickſtrumpf aus der Hand, balgten mit einander, prügelten mit den Flintenkolben, rangen und ließen ſich in ihrer Kurzweil weder durch unſer Kommen noch durch die Anweſenheit des Offiziers ſtören. So weit alſo iſt der einſt ſo gefürchtete Raubſtaat geſunken. Heute kann Tunis kaum für etwas mehr gelten, als für eine intereſſante Curioſität, für ein Ländchen, in dem die Volksart, die phantaſievolle Architektur, die Willkürherrſchaft und auch der tiefe Verfall des arabiſchen Maurenthums und ſeiner politiſchen Schöpfungen grell zu Tage tritt. Heute iſt Tunis für niemanden mehr eine Beſorgniß als höchſtens für ſeine Staatsgläubiger; deshalb eben allein beſteht es vielleicht noch und erfreut mit ſeinen originellen Reizen den Reiſenden.

Karthago.

(1879.)

Karthago.

Man ſcheidet nicht von Tunis, ohne auf den Ruinen Karthagos verweilt zu haben. Nach dem tollen, bunten Leben in der Reſidenz des Bey, aus dem Gewühle der großen afrikaniſchen Araberſtadt geht man gern hinaus an den Strand, in das ſtille freundliche Goletta, das Hafenſtädtchen, zwiſchen dem Golf und dem Bahiraſee auf ſchmaler Landzunge erbaut. Bei einer ältlichen, ſehr liebenswürdigen franzöſiſchen Dame finden wir dort behagliches Unterkommen. Der Strand bietet angenehme Spaziergänge. Nahebei aber, kaum eine halbe Stunde entfernt, liegt der Burghügel von Karthago, von dem wir nicht nur den Boden der verſchwundenen puniſchen Seeſtadt überblicken, ſondern auch eine entzückende Ausſicht genießen. Der Weg ſelbſt wird zu einem angenehmen Spaziergange. Am Strande des Golfes liegen die Villen der Günſtlinge, Generale, Miniſter, die der Bey dieſen in guten Stunden geſchenkt hat. Dorthin zieht während des Sommers in eine Reihe luftiger Strandhäuſer auch die europäiſche Bevölkerung der Hauptſtadt, um zu baden, in kühlerer Seeluft zu athmen. Hier ſpürt man noch nichts von der Nähe der berühmten Nebenbuhlerin Roms. Nach einer Viertelſtunde aber, ſobald wir aus dem Bereiche der letzten Landhäuſer und ihrer Gärten ins freie Feld gelangen, ſehen wir die Strandebene bedeckt mit Steinbrocken, Geröll und unkenntlichen Scherben, ſehen arabiſche Arbeiter mit Gräbereien beſchäftigt, um aus tiefen Löchern Quadern, Säulenſtumpfe, alte Bauſtücke von Marmor, Granit, Kalk zu heben. Die Flur des alten Karthago iſt ſeit Jahrtauſenden der unerſchöpfliche Stein-

bruch, aus dem nicht nur die nächſten Umwohner, Byzantiner und Araber, aus dem auch Piſa, Genua, die Deys von Conſtantine und Algier das Material zu ihren Kirchen und Paläſten geholt haben.

Ein Vorland, an breiteſter Stelle höchſtens eine Viertelmeile meſſend, legt ſich zwiſchen den Golf und den Burgberg der verſchwundenen Stadt. Auf dieſem Gefilde hat das bürgerliche, das geſchäftliche Karthago ſich einſt angebaut, als jener Hügel zu eng geworden, der dann allein von der Byrſa, der Burg, eingenommen war. Kleine Dörfer, Gerſtenfelder, magere Weiden bedecken jetzt den Boden, in dem ſchmale Wege gewunden bergan führen zur Höhe des Felſens, welchen nun eine kleine chriſtliche Capelle krönt. Erſt hier oben orientiren wir uns über die Lage, die Landſchaft, die wunderbar glückliche Wahl dieſes Punktes, der Meer und Land weit umher beherrſcht. Rom iſt durch ſeine centrale Lage geſchaffen zur Gebieterin des latiniſchen Bodens, dann zur Bezwingerin Italiens; was weiter gefolgt iſt, dankt es anderen Umſtänden, ſeiner Verfaſſung, ſeiner centraliſirten Kraft, ſeiner zähen Energie. Karthago liegt da als Beherrſcherin des Mittelmeers. Der Felshügel der Byrſa iſt halbinſelgleich weit in das Meer hinausgeſchoben, nicht ſchutzlos ins offne Meer, ſondern in einen Golf, viele Meilen im Umfange meſſend, umgeben von ſtarren, maleriſch geformten Felſen, die auf der gegenüberliegenden Seite jäh ins blaue Meer abfallen. Weit öffnet ſich der Mund dieſes Golfes nach Nordoſten zu, bequem jedem fremden Seefahrer Eintritt gewährend. Dennoch war dieſes Wagniß zu Karthagos Zeiten gefährlich. Der Grund iſt ſeicht, birgt Untiefen und Hinderniſſe, ſo daß wir heute noch eine Stunde vom Hafenplatz entfernt anlegen müſſen. Karthago war deshalb für feindliche Schiffe kaum nahbar und hatte nahe dem Burghügel unter deſſen Schutze ſeine geſchloſſenen Kriegs- und Handelshäfen in den weiten Golf eingetieft.

Vor uns überblicken wir oſtwärts und nach Süden wie nach Norden hin das dunkelblaue Waſſer der Bucht, in die der letzte Ausläufer der Küſte, auf der wir ſtehen, ſich weit hinaus-

ſchwingt. Die ſtarren Felſen drüben am gegenüberliegenden Ufer leuchten in tiefem Stahlblau, jedes Riff, jede hinausſpringende Klippe, jede Schlucht, die Ketten und die Zacken, die Schlünde und die Thäler tönen ſich in der klaren Luft, der ſtrahlenden Sonne fein, aber ſcharf ab. Die Ausſicht über die prachtvolle Meeresbucht iſt köſtlich, ſie gehört zu den großartigſten und maleriſchſten Küſtenbildern des afrikaniſchen Strandes. Nun wenden wir den Blick rückwärts ins Land hinein. Auch dort blitzen zwei klare Waſſerſpiegel auf, El Bahira, der weite, jetzt verſumpfte Landſee zur einen, der haffartige See von Marſa zur anderen. Ein ſchmaler Hügelzug, eigentlich nur ein Erdriegel, ſcheidet dieſe beiden Becken und verbindet das Gebiet von Karthago mit dem Hinterlande. So liegt der Burgberg mit der Strandebene ringsum inſelgleich in dem Golfe, nur durch den natürlichen Erdwall im Weſten verbunden mit der Landſchaft. Die Bedeutung dieſer Lage begreift der Laie ſelbſt ſofort. Sie iſt nicht nur allen Herrſcherzwecken günſtig, auch den Naturfreund entzückt ſie. In ſanften Hügelzügen hebt ſich das Land um die beiden Seen; Berge, kleine Flußthäler geben dem Boden anmuthigen Wechſel, höheres Gebirge ſteigt im Hintergrunde auf. Gar lieblich lagert die weiße Häuſermaſſe von Tunis ſich zwiſchen das ſtille Becken der Bahira und das anſteigende Hügelland. Kleine Schlöſſer, Landſitze, Gärten ſchmücken alle Höhen, alle in den Landſee vorſpringenden Felskuppen. Auch in der Ebene haben die Tuneſier ſich angeſiedelt, in ihren kleinen, weißen Schlößchen mit dunkeln Parks umgeben, in denen man den langen Sommer verlebt. Unſer karthagiſcher Berg hat eigentlich zwei Gipfel. Auf der andern Höhe drüben, etwas nördlich von unſerem Standpunkte, liegt Sidi Bu Said, ein umfangreiches Dorf, das ſich nach einem Heiligen, einem berühmten Marabut, nennt. Zwiſchen beiden tieft die Marſa-Ebene ſich ein, in der wohl ebenfalls die zerſtörte Stadt gelegen hat.

Das iſt es, was wir heute von dieſem klaſſiſchen Punkte aus überblicken. Alle Zeiten, alle Völker faſt haben hier mit

einander blutig gerungen. Die erste Eroberung ist allerdings eine friedliche gewesen. Die seefahrenden Phönizier hatten 800 Jahre v. Chr. auf dem in die ausgedehnte Bucht vorspringenden Felshügel eine Colonie errichtet, den Hügel nothdürftig befestigt und ihn „Byrsa", Festung, genannt. Dieses Byrsa blieb seiner Bestimmung als fester Stützpunkt vorbehalten auch später, da die Ansiedelung der Punier, die den Werth der Lage für allen Handelsverkehr im Mittelmeer schnell erkannten, die Strandebene rings um den Burgberg füllte, als die Colonie von dieser Neustadt, „Karthada", den Namen entlehnt hatte. Auf der Höhe des Festungsberges, da wo wir jetzt an dem Gemäuer der kleinen Capelle sitzen und die mitgenommenen Datteln verspeisen, erhob sich der Tempel des Heilgottes Aesculap, des berühmtesten Heiligthums von Karthago. Wir wissen, wie die punische Stadt gewachsen, wie ihre Macht zu einer Besorgniß für Rom geworden, wie sie zerstört worden ist nach furchtbaren Kämpfen, welche gewüthet haben an den Küsten beider Welttheile. Das erzählt uns die Geschichte. Aber von dem punischen Karthago selbst berichtet sie fast nichts. Wir kennen dieses kaum, wissen wenig von dem Culturleben, von dem Glanze, von allen bedeutenden und merkwürdigen Einzelheiten der herrlichen Großstadt. Denn nur durch den Mund der Todfeinde ist uns eine Kunde von Karthago zugekommen, nur die Aufzeichnungen seiner Zerstörer unterrichten uns über das größte Emporium der alten Welt. Die Römer haben uns viel von der Unterwerfung und Vernichtung Karthagos, fast nichts von seinem Glanze, seiner Macht, seinem geistigen Leben erzählt; Karthago hat für die Nachwelt keine andere Geschichte, als die kurze, tendenziöse, subjective, die uns in den Aufzeichnungen der Römer aufbewahrt geblieben ist.

Was wir heute hier sehen, die Marmorscherben, die zerbrochenen Säulen, die Ziegelstücke, um die hohes Unkraut, schönblättriger Akanthus, streng duftende Asphodelosstauden wuchern, das alles entstammt dem römischen Karthago. Von dem punischen war gewiß schon zu Römerzeiten jede Spur verschwunden. Als

Mittelpunkt einer ausgedehnten, reichen römischen Colonie, als wichtige Marinestation hat dieses römische Karthago sich bald zu einer prächtigen, mit Palästen, Tempeln, Bädern, Theatern geschmückten Stadt entfaltet, aus deren Ruinen später zwei Welttheile Material zu monumentalen Bauten geholt haben. Die Vandalen, die Heerführer der Kaiser von Byzanz, die Truppen des ägyptischen Hassan haben dann in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeit um den Besitz der punischen Byrsa gekämpft. Der Muselman ist endlich Sieger über die christlichen Byzantiner geblieben. Er hat etwa 700 n. Chr. zum letzten Male und für immer Karthago zerstört, das damals noch der Hauptort des Küstenlandes, noch von dem oströmischen Kaiserreiche befestigt und vertheidigt war. Hassan hat das nahe Tunis zu seiner Hauptstadt gemacht, Karthago wurde vertilgt, aus ihm fortgeschleppt, was irgend Werth besaß. Nur noch einmal wird der Burghügel der punischen Stadt in der Geschichte genannt. Ludwig IX. von Frankreich, der „heilige" Ludwig, unternahm 1270 einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen an der nahen afrikanischen Küste, der vielleicht der erste Vorläufer der algierischen Eroberungszüge seiner Nachkommen genannt werden kann. Ludwig wollte von dieser Höhe aus Tunis bezwingen. Er starb auf dem Feldzuge, nahe den Mauern des befestigten Tunis, keinenfalls aber auf der Höhe der Byrsa, die er nie erstiegen haben soll. Louis Philipp, der Erbe und Nachfolger des heiligen Königs, der Eroberer von Algier, hat von Achmed Bey, dem Regenten von Tunis, sich die Höhe der Byrsa, den Mittelpunkt des alten Karthago, erbeten und dort dem Ahnherrn eine Capelle errichten lassen.

Dieses Stückchen Christenthum bildet seit jener Zeit die orientirende Landmarke für jeden Besucher des interessanten Städtefeldes. Die Phantasie schafft sich leicht einen Anhalt durch diese Capelle inmitten der allgemeinen Zerstörung, die sich nicht nur auf Bauwerke und sonstige Anlagen, die sich auch auf die Formation des Bodens, der Küstenstriche, auf die gesammte Configuration der näheren Umgebung ausgedehnt hat. Die kleine

Capelle bietet einen angenehmen Raſtort. Es iſt kühl und ſchattig in der Halle, noch angenehmer in dem beſcheidenen Gärtchen, das man um ſie angelegt hat. Dort, an den Wänden der umſchließenden Mauer, ſind mancherlei alte Sculpturen, Capitäle, Friesſtücke, Reſte von Statuen befeſtigt, die man damals in dem noch wenig durchſuchten Boden gefunden. Aus dem Schatten dieſer kleinen Oaſe von Palmen und Johannisbrodbäumen betrachten wir das weite Panorama und die nächſte Umgebung. Die Landſchaft iſt von entzückender Schönheit. Das tiefblaue Meer wirft leichten Silberſchaum an den Fuß der Gebirge, die den ausgedehnten Spiegel des Golfes umſchließen; heiter, in glänzendem Sonnenlichte funkelnd, liegt die Hügellandſchaft von Tunis drüben im Weſten, überall mit weißen Häuſern, mit Palmen- und Bananengärten beſiedelt. Das Alterthum, das in unkenntlichen Trümmern und Scherben Hügel und Ebene bedeckt, das ſich in einigen Waſſerleitungsbogen noch kenntliche charakteriſtiſche Denkmale erhalten hat; die mauriſche Cultur der tuneſiſchen Araber, die aus den Minarets, den in der Hügellandſchaft ſich erhebenden Kuppeldächern, aus den Gräbern der Marabuts uns verſtändlich entgegentritt; das chriſtliche Capellchen, das hier errichtet worden zum Andenken des fränkiſchen Eroberers, vielleicht auch als Wahrzeichen für Frankreich, das auf dem karthagiſchen Burghügel noch einmal und für immer ſeine Standarte aufzupflanzen gedenkt: dieſe eigenartige Staffage giebt der entzückend ſchönen Küſtenlandſchaft einen vorwiegend hiſtoriſchen Charakter.

Wir ſtehen allein hier oben auf den Ruinen von Karthago. Oede, tiefſte Einſamkeit umgiebt uns. Aber der Hirt unten in der Thalſenkung der Marſa, der ſeine Schafe und Ziegen das niedere Kraut abweiden läßt, das zwiſchen den Scherben hervorſprießt, hat uns geſehen. Er möchte ſich gern einige Kupfermünzen verdienen, läßt ſeine Thiere im Stiche, ſchlägt den weißen, ſchmutzigen Burnus um die Schulter und klettert herauf, um uns Führerdienſte anzubieten. Sprechen kann er zwar mit den Fremdlingen nicht, kennt indeſſen die wenigen Stätten, die ſie intereſſiren und zu denen geleitet er ſie, ohne zu wiſſen oder

zu ahnen, weshalb die fremden Männer aus Europa ſolche Mauerbrocken, ſolche Kellergrotten und Steintrümmer wohl durchforſchen mögen. Viel iſt es nicht, was ſich von der römiſchen Anſiedelung erhalten hat. In den Mauerreſten, an die des heiligen Ludwig Todtenkapelle ſich lehnt, will man die Spuren des großen, alle Umgebung beherſchenden Aesculaptempels erkennen und in der That muß er hier geſtanden haben, wenn er von der Höhe des Burghügels das Land beherrſcht haben ſoll.

Der tuneſiſche Hirt leiſtet uns gute Dienſte. Die allgemeine Lage des ausgedehnten Trümmerfeldes, das ſich über Strandebene und kleine Hügel, durch das muldenförmige Gebiet des Araberdörfchens Malka und über den ſchmalen Streifen hinzieht, der Karthago mit dem Hintergrunde verbindet, können wir ohne ſeine Hilfe uns deutlich machen, können auch einzelne Mauerbrocken aufſuchen, die noch hier und dort in den Feldern liegen. Aber das meiſte, was von der Anſiedelung übrig geblieben, verbirgt ſich dem Auge und iſt nur auf wegloſen Wanderungen zugänglich. Wir klettern hinab nach Malka, einem kleinen Hirtendörfchen, das ſeine ärmlichen Hütten in der Tiefe zwiſchen den beiden Hügelklippen erbaut hat. Dort führt der Burſche uns in weitgedehnte Grotten, von Backſteinen gemauert. Jetzt dienen dieſelben als Stallungen für das Vieh, als Obdach bei ausbrechendem Wetter. Einſt haben in ihnen die Waſſer ſich geſammelt, die von hier aus die Stadt verſorgten. Dieſe Grotten bildeten die Ciſternen, deren Anlage allerdings noch von den puniſchen Karthagern herrührt, die aber ausgebaut und eingerichtet worden ſind von den Römern zur Zeit der erſten Kaiſer. Kaum erſcheint noch etwas kenntlich in den Wölbungen, die das Innere des Hügels einſt ausgefüttert haben mit Mauerwerk. Geſtrüpp hängt über den geborſtenen Wänden, Feuerſtellen, Viehdünger zeugen von der augenblicklichen Benutzung. Weiter im Lande ſehen wir Spuren der Waſſerleitung, die einſt köſtlich kühle und reine Quellen der nahen Gebirge auf ihrem Rücken hierhergetragen und in die Ciſternen ergoſſen hat. Von dem Amphitheater, das weiter im Süden am Fuße des Burg-

hügels gelegen hat, vermag die lebhafteſte Phantaſie kaum andere Spuren mehr zu entdecken als die Stätte, an der es erbaut geweſen. Auch an eine Rennbahn aus römiſcher Zeit führt uns der braune Tuneſier. Vielleicht erkennt man in den Conturen des Bodens deſſen einſtige Beſtimmung, erhöhte Sitzreihen für die Zuſchauer bei den Wettkämpfen zu bilden, vielleicht ſchließt man aus dem in das Terrain getieften Eirund auf den ehemaligen Zweck? Einen feſten Anhalt findet man auch hier kaum mehr. Von allen Sehenswürdigkeiten des alten Karthago ſind nur die rieſigen Ciſternen und die Trümmer der Waſſerleitung wirklich deutbar und intereſſant.

Aber man bedarf des Anhaltes ſolcher Reſte kaum, um ſich in der Vorſtellung die herrliche Seeſtadt wieder aufzubauen. Die puniſche nicht, denn von der wiſſen wir nichts. Wohl aber vermögen wir uns dieſe ins Meer hinausragenden Hügel zu denken, gekrönt von Tempeln; Luſtreviere, öffentliche Thermen, Theater, künſtliche Waſſerſpiele in der Tiefe, die Ebenen und Thalmulden gefüllt mit Handel und bürgerlichem Gewerbe, mit Foren und Baſiliken; die Höhen eingenommen von Feſtungsanlagen, welche die Anſiedelung vor Angriffen zu ſchützen beſtimmt waren. Keine andere Stadt des römiſchen Gebiets, weder Syrakus noch Taormina, ſelbſt das ferne Byzanz nicht, hat dagelegen ſo allſeitig vom Meere umſpült, ſo frei hinaus gebaut in das weltbeherrſchende Element, ſo ſicher und feſt und dabei zugleich ſo ſchön und majeſtätiſch. Erſt wenn wir von einſamer, aber keineswegs genußloſer Wanderung über Berg und Thal, über ſcharfes Geſtein und durch ſtachelichtes Geſtrüpp zurückgekehrt ſind in das Kirchhofsgärtchen des heiligen Ludwig, vermögen wir alle Vorzüge dieſer einzigen Lage zu erkennen und zu würdigen. Eine kleine Ciſterne ſpendet uns einen kühlen Trunk. Ob der Brunnen im Gärtchen auf eine Quelle führt, ob ſein Waſſer noch aus verborgenen Leitungen quillt, weiß ich nicht. Es iſt aber in aller Umgegend berühmt und die Großen in den nahen Strandvillen laſſen hier während des Sommers ihre Henkelkrüge füllen.

Alle Gunſt der Lage, alle Schönheit der Küſtenlandſchaft hat dieſes weite trümmerreiche Blachfeld nicht vor vollſtändiger Verödung zu bewahren vermocht. Die Weltgeſchichte geht andere Wege. Die Herrſchaft Roms, der allmächtigen Nebenbuhlerin, begreift längſt nicht mehr die ganze Erde, der Golf von Karthago liegt weit ab von den neuen Bahnen des Weltverkehrs; eine Stunde entfernt, mitten im Lande, erhebt ſich jetzt die Reſidenz des Landesfürſten, eine Stadt von weit über 100,000 Einwohnern, während hier Schafe und Ziegen weiden. Noch verlaſſener und vergeſſener ſind die etwa 4 Meilen nordweſtlich im Lande liegenden kaum kenntlichen Reſte des alten Utica. Selten nur unternimmt einer der zahlreichen Beſucher dieſer Stätten den Ausflug dorthin, denn er ſoll durchaus nicht lohnend ſein. Nach Karthago wandern wir aber von dem kleinen, freundlichen Goletta aus an jedem ſchönen Vormittage oder Abende, durchſtreifen die Fluren, klettern in den Klüften umher, lagern auf der Höhe, um uns an der entzückenden Rundſchau zu ergötzen, beſuchen die kleinen Araberdörfer, die ſich auf dem ausgedehnten Gebiete der untergegangenen Weltſtadt angeſiedelt haben.

Das größte dieſer Oertchen iſt Sidi Bu Said. Wir wandern dort hinüber durch die Gründe der Marſa, die einſt eine Gartenvorſtadt von Karthago geweſen ſein ſollen. Auch von Tunis aus wird Marſa als Sommerfriſche benutzt, es giebt einige Landhäuſer mit Gärten dort, ſogar ein kleines arabiſches Café, aus deſſen kühler Vorhalle man aufs nahe Meer blickt. Löcher, kleine Canäle, Grotten müſſen oft umgangen oder überſprungen werden, die unterirdiſchen Reſte der untergegangenen Stadt ſind weit zahlreicher als das Getrümmer, das noch aufrecht über der Erde ſteht. Nach Sidi Bu Said ſteigt man wieder ſteil hinan. Es iſt das der äußerſte nordöſtlichſte Vorſprung der Halbinſel, die das alte Karthago einſt eingenommen hat. Ein Araberdorf gruppirt ſich dort um das Grab des Marabut, von dem die Anſiedelung den Namen trägt. Es iſt das ein heiliger Ort; die Kubba, die das Gebein des

Hohenprieſters umſchließt, wird hoch verehrt. Wunderbarerweiſe verwechſelt die Vorſtellung der Eingeborenen ihren Marabut jetzt mit dem heiligen Ludwig. Man hält beide, deren Grabmäler die Spitzen der Strandhügel krönen, für dieſelbe Perſon, hält den Frankenkönig für einen Heiligen des mohamedaniſchen Glaubens, der hier, zum Muhamedanismus bekehrt, dann geſtorben ſei als ein Marabut und nun vereint mit Sidi Bu Said das Hügelland am puniſchen Strande unter ſeinen Schutz genommen habe. Jedenfalls thronen die Gräber beider auf den ſchönſten Punkten der geſammten Landſchaft. Es iſt das Cap Karthago, auf dem Sidi Bu Said liegt. Von hier aus, da man eigentlich hier ſchon außerhalb des eigentlichen Gebietes der untergegangenen Stadt ſteht, kann man ihr Geſammtbild vollſtändig in ſich aufnehmen. Die Byrſa mit dem Aesculaptempel erhebt ſich ſteil und iſolirt mitten aus den umgebenden Waſſern. Zu ihren Füßen, zum Meere führend, lag der Marktplatz, das Netz der Geſchäftsſtraßen, deren Zerſtörung den Boden noch heute mit Scherben bedeckt. Gegen das Hinterland wehrte die Burg von dieſer Niederſtadt jeden Feind ab. Zwiſchen ihr und dem Cap Karthago, auf dem wir ſtehen, dehnt ſich heute wie damals in der Tiefe der Thalſenkung die Garten- und Villenſtadt El Marſa aus, die nicht mehr von den Mauern Karthagos umſchloſſen, ſondern durch ihre Lage und außerdem durch einen leichten Erdwall geſchützt war.

Hat man mit dem eigentlichen Ruinenfelde des alten Karthago ſich abgefunden, ſo bildet der Weg über die Marſa nach Sidi Bu Said das angenehmſte Ziel unſerer gemeinſamen Abendſpaziergänge von Goletta aus. Da konnte man ſich an einer Taſſe ſchwarzen Kaffees erquicken, gelangte aus der majeſtätiſchen Oede des meerumſpülten Vorgebirges wieder unter Anſiedelungen, Gärten, Menſchen und genoß von dem alten Cap Karthago aus, wenn die Sonne ſich den Hügelzügen von Tunis zuneigte, eine zauberhaft ſchöne Ausſicht über die wundervolle Bucht, die hohen Gebirge an ihrem Rande, über das lieblich hingebreitete tuneſiſche Land mit den ſtillen, glitzernden

Waſſerſpiegeln, über den glänzenden, farbenreichen Rahmen, der ein einziges Stück Alterthum umſchließt, die Stätte Karthagos, das ernſte, claſſiſche Todtengefilde inmitten einer lachenden, wunderbar reichen Natur.

Und wenn wir endlich hinausrudern dem Dampfer zu, der uns aus dem Golfe, von der afrikaniſchen Küſte wegführen ſoll, ſo verſchwindet alles Uebrige bald gänzlich dem Blicke. Den letzten Gruß aus dem Lande, das ein ſemitiſches Volk einſt zu höchſter Blüthe, zu einer weltbeherrſchenden Stellung gebracht, das ein anderer ſemitiſcher Stamm heute noch beſitzt, ſenden uns die weit in den Golf hinausſpringenden Felskuppen, die heute mit der Kapelle des chriſtlichen Heiligen, mit der Grabſtätte des afrikaniſchen Marabut gekrönt ſind, die Hügel, um deren Fuß, in deren Schutz einſt die Weltſtadt Karthago gelegen hat.

Malta.

(1879.)

Malta.

Es war eine ſtürmiſche Fahrt quer durch das Mittelmeer von dem karthagiſchen Golfe hinüber. Nur eine kleine Nußſchale vermittelt den Dienſt zwiſchen Tunis und Malta. Am Vormittage hatten wir den Hafen verlaſſen, in zwölf Stunden ſollten wir die engliſche Felſeninſel erreichen. Aber es wurde Mittag und wurde faſt Abend, ehe wir die ſenkrechten Steinwälle aus der heftigen Brandung hervortauchen ſahen, erſt die kleinen Inſeln von Comino und Gozzo, zuletzt das langgeſtreckte Malta ſelbſt. Es erſcheint wie ein öder, ganz unbewohnter Felſen, ſelbſt aus ziemlicher Nähe geſehen. Falbes Kalkſteingrau, ohne jede Spur von Vegetation, zerklüftete Gebirgswände voller Grotten und Höhlen, in die der Giſcht des erregten Meeres hineindonnert, feſſeln den Blick, der, von den Reizen anderer Küſtenlandſchaften des Mittelmeeres verwöhnt, hier ebenfalls Lieblichkeit und Pflanzenpracht zu finden hofft. Die Lage Malta's iſt die denkbar günſtigſte. Wo das langgeſtreckte Italien mit dem vorgeſchobenen Poſten von Sicilien das Mittelmeer in zwei Hälften theilt, da, als Wächter zwiſchen Oſten und Weſten, iſt dieſer Klotz von Kalkſtein mitten in das ſchmale Meer geſtellt, von der Natur ſchon zu einem Hafen und zu einer Feſtung erſten Ranges ausgerüſtet. Ernſt, faſt drohend erhebt der blaßgraue Kalkſtein ſich aus der Flut. Er klüftet ſich in unzählige Ausläufer und Arme und jeder umfaßt ein ſtilles Waſſerbecken, eine tief ins Land ſchneidende Fahrgaſſe, in denen ganze Flotten ſich ſicher bergen könnten.

Solche centrale, alle Umgebung beherrſchende Lage, ſolche

natürlichen Schutz- und Vertheidigungsmittel hätten Malta bereits zu früheſter Zeit, als die Geſchichte der Welt nichts weiter war als die Geſchichte der Mittelmeerufer, zu einem auserwählten, begehrenswerthen, ewig unſtrittenen Stützpunkte für Herrſchermacht und Geſchäftsverkehr machen müſſen. Das iſt wunderbarerweiſe nicht der Fall geweſen. Alle Hafenplätze ringsum, drüben Karthago an der afrikaniſchen Küſte, nördlich Sicilien mit Syrakus, Girgenti, Selinunt, Meſſina haben eine reiche Geſchichte, ſind Sitze mächtiger Gemeinweſen geworden, oft zerſtört, immer wieder emporgewachſen, allbekannt der damaligen Welt wie jedem, der ſich je um alte Geſchichte gekümmert hat. Von Malta weiß man faſt garnichts. Eine ſeiner zahlreichen Höhlen hat Homer's Dichtung der Nymphe Kalypſo zum Wohnſitz angewieſen; an ſeinen felſigen Geſtaden ſoll das Schiff des Apoſtel Paulus einſt zerſchellt und dieſer Unfall Anlaß geworden ſein, daß der ſtreitbare Chriſtenheld die Bewohner des Eilandes zu ſeinem Glauben bekehrt habe. Das Alles iſt aber kaum mehr als Sage. Von der früheren Geſchichte Malta's wiſſen wir nur, daß einſt phöniziſches Schiffervolk hier ſich feſtgeſetzt hat, daß dann Griechen, Karthager, Römer auf der Inſel gewohnt haben. Alle Völker, die während des Mittelalters hier umhergezogen ſind, haben auch auf Malta Fuß gefaßt, niemals indeſſen wird dieſe natürliche Felſenburg in der Geſchichte beſonders erwähnt, niemals ſcheint auf ihren Beſitz erheblich Gewicht gelegt worden zu ſein. Erſt weit ſpäter, erſt als den Johannitern aus Rhodos das Eiland 1530 von Karl V. überwieſen worden war, wurde es ein feſter Wall gegen das Vordringen der Türken nach Weſten hin, an dem die Macht Soliman's faſt zerſchellte. Erſt dieſe ſpäte Zeit giebt Malta einen Platz in der Geſchichte.

Wie die ſalzigen Waſſer des Mittelmeeres, ſo brandeten die Völkerwogen aller Nationen auch Jahrhundert auf Jahrhundert an dieſem Felsgeſtade. Dieſe Fluten haben ein wunderbares Gemiſch zurückgelaſſen. Nirgend ſieht es bunter, verworrener, intereſſanter aus unter den Bevölkerungen, die die

Strandgelände des Mittelmeeres beſiedeln, als bei den Malteſern. Zunächſt grüßt und empfängt uns England, deſſen blonde Söhne die alleroberſte Schicht der verſchiedenartigſten Ablagerungen bilden. Das engliſche Banner weht von den Thürmen der Hafenfeſtung. Es muß ſchwer ſein, ſich zurechtzufinden in dieſen Hafengaſſen. Schmale Felſenthore, von Klippen umwehrt, geſtatten Einlaß. Nach allen Seiten öffen drinnen ſich weite Becken. Senkrechte, wegloſe Kalkſteinwände umſchließen dieſe zahlreichen Binnenhäfen, und oben auf der abgeplatteten Höhe dieſer kahlen Steinklötze liegen Theile der Stadt, ſcheinbar auf jedem einzelnen eine Stadt für ſich. Malta oder Lavaletta, wie der Hauptort eigentlich heißt, ſcheint aus 6 bis 7 beſonderen Anſiedelungen zu beſtehen, deren jede einen der Felſen krönt, deren jede von hoher Warte hinausſchaut auf das weite Meer, hinab in das Hafenbecken mit Maſten, Dampfern, kleinen Booten angefüllt, das ihr zu Füßen in der Tiefe liegt. Zwiſchen dieſen Stadtgruppen fahren wir hinein. Das ſieht ganz maleriſch aus ringsum. Dort die breite Front einer Seemannskaſerne, drüben eine Warte, auf der anderen Seite die verwitterten Mauern einer Altſtadt, vor uns der Kern der eigenthümlichen Gruppenſtadt mit Kirchen, Paläſten, öffentlichen Gebäuden. Zweierlei wiegt vor und beſtimmt den Charakter der äußeren Erſcheinung. Zunächſt die allerjüngſte Gegenwart, engliſche Ordnung, engliſches Schiffer- und Handelsleben, engliſche Einrichtungen. In keinem Hafen des Mittelmeeres geht es ſo ordentlich, ſo glatt, ſo ernſt geſchäftig zu, wie in dieſem engliſchen. In keinem verkehrt man zum Vergnügen ſo viel auf und mit dem Meere wie hier. Es war Sonntag. Da tanzten Hunderte von Jollen, kleinen Booten, ſchlanken Ruderſchiffchen im Hafen und draußen in der Brandung umher, alle bemannt mit herzhaften Burſchen, die ſich auf ihrem Lieblingselemente zu unterhalten ſuchten. Wir ſtiegen ans Land. Selbſt der gebräunteſte Malteſer hatte ein Dutzend engliſche Worte bereit, um uns ſeine Dienſte anzubieten. An allen Straßenecken ſtehen Conſtabler, überall erhält man knappen, ſicheren

Ausweis von ihnen. Den zweiten bestimmenden Zug in das Aeußere Malta's hat ihm die Zeit der Ordensherrschaft gebracht. Alles vorher scheint verschwunden, ausgetilgt zu sein; vielleicht war auch wenig vorhanden. Der Baustil ist der pomphaft dekorative des 17. Jahrhunderts. An Palästen, Kirchen, Staatsgebäuden prangt noch überall das scharfgespitzte Malteserkreuz. An jeder Straßenecke fast erhebt sich die hohe Steingestalt eines Heiligen, ebenfalls in üppig überladener Gewandung, mit allem Pomp an Faltenwurf, mit allem Schwulst des Ausdrucks und der Action ausgestattet, wie die Zeit Bernini's und seiner Nachfolger so etwas zu schaffen liebte. Da stehen Altäre, da brennen Lampen, da spendet man dem Schutzpatron Blumen. Das protestantische England geht gleichgiltig an diesen Wahrzeichen einer Zeit vorüber, in der Malta der Besitz eines geistlichen Ordens, seine Beherrscher ritterliche Priester gewesen sind. Ganz unvermittelt stehen diese beiden Züge in der Physiognomie der Inselstadt neben einander.

Es ist nicht ganz leicht, in dieselbe hinaufzugelangen. Unten am Hafen hat man nur einen ganz schmalen Quai in die Felsen gesprengt. Da liegen die Bureaux der Dampfer, der Hafenbehörden und wenige Häuser. Man muß die Kalkfelsen hinanklettern, um in die Stadt zu gelangen. Wer fahren will, thut dies auf weiten Umwegen, die den Felsen umziehen. Wer schneller hinaufkommen möchte, nimmt einen der Knaben, die überall Dienste anbieten, und klimmt mit ihm die endlosen Treppen in die Höhe, die von dem tiefen Hafenbecken hinauf in die Felsenstadt führen. Eine ganz fremde Welt umgiebt uns in der eigentlichen oberen Stadt. Man glaubt von Tunis, von Sicilien, vom Mittelmeere endlos weit entfernt zu sein. Und doch mahnt Manches an den Orient, an Arabien. Die ungeheuern, in breiter Pracht sich an den offenen Plätzen hinlagernden Paläste der Malteserritter und ihrer Meister sind von den jetzigen Besitzern benutzt zu Residenzen für Gouverneur, hohe militärische und Verwaltungsbeamte. Die zopfigen, mit altmodischen Schnörkeln überladenen Architekturen passen übrigens ganz gut zu der be-

treßten Dienerſchaft, den rothröckigen Militärs, dem ſteifen, komiſchen Pomp, den das offizielle England überall entfaltet. Dieſes England beherrſcht entſchieden die Oberfläche des Lebens, beſtimmt deſſen materielle Führung. Unſer Gaſthof, und jeder andere ebenfalls, hat nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit allen, die wir auf der Reiſe beſucht haben. Er iſt durchaus engliſch. Engliſche Betten im Schlafzimmer, engliſche Saucen, engliſches Roaſtbeef, engliſch, d. h. entſetzlich, bereitete Fiſche und Gemüſe auf der Tafel, morgens Thee ſtatt Kaffee, Biscuits überall, das iſt ſelbſtverſtändlich. Hier kann auch der Biergourmand, der lange hat darben müſſen, endlich ſeinen Durſt gründlich löſchen. Pale-Ale, Stout, Porter und engliſche Biere aller Art führt jedes Café, jeder Reſtaurant, jede kleine Soldatenkneipe. Es wirkt recht wohlthuend, für einige Tage einmal das halborientaliſche, halb franzöſiſche, internationale materielle Leben abwechſeln zu laſſen mit engliſcher Art. Und wie in den Gaſtſtätten, ſo iſt es in den Läden und in allen Geſchäften. Ueberall findet man engliſche Waare, überall radebrecht der Verkäufer etwas engliſch. Dabei ſcheint Alles ſich wohl zu fühlen. Kein Groll, kein verſtocktes Brüten und Haſſen der Einwohner gegen die Eindringlinge; keine Unzufriedenheit, kein Gefühl halben Verbanntſeins bei den Rothröcken, den lebenskräftigen Prachtgeſtalten, die offenbar im Dienſte wenig zu thun haben und ſich in dieſer Natur ihres Lebens ſichtlich freuen. Denn die Art beider iſt ſo grundverſchieden, hat ſo wenig Gemeinſames, daß Eingeborne und Britten kaum äußerlich aneinander kommen. Uebrigens ſcheinen faſt gar keine Geſchäftsleute, Händler, Handwerker aus England auf die Inſel übergeſiedelt zu ſein, das kleine Geſchäft iſt gänzlich in den Händen der Malteſer.

Aus dieſen kann man nicht recht klug werden. Jede der Völkerwogen, die über dieſes mitten im Meere der alten Welt gelegene Felsgeſtade gebrandet, hat hier Schaum zurückgelaſſen, und aus ſolchem, nicht immer reinen Gemiſch iſt dann der Malteſer entſtanden. Sicilianer und Araber mögen wohl den Hauptantheil zu dieſer wunderbaren Miſchung beigetragen haben.

Die Menſchen ſehen olivenfarben aus, ihre Phyſiognomie hat Verwandtes mit den alten Puniern, die aus dem Gebiete von Karthago längſt bis auf die letzte Spur verſchwunden ſind mit den Arabern, die heute noch Nord-Afrika bewohnen, und mit den Süditalienern. Die Miſchung muß gut ſein, denn man ſieht ſehr viele ſchöne Menſchen, ſchlanke, nicht gar große Männer, Frauen mit runden dunklen Augen, vollen Geſichtern, die von dem ſchwarzſeidenen Schleiertuch nur wenig verdeckt werden. Unter ſich ſprechen die Eingebornen eine eigene Sprache, die mit ihren vielen Kehllauten an das Arabiſche anklingt, indeſſen ebenſowohl mit Italieniſch verwandt iſt. Draußen auf dem Lande, wo das Volk weniger mit den Fremden in Berührung kommt, hat das Halbarabiſch, die Malteſerſprache, ſich noch ziemlich feſt erhalten. In der Stadt verdrängt das Italieniſche ſie. Das Volk iſt zwar gutmüthig, aber furchtbar bettelhaft und die engliſche Polizei ſcheint dem hier nicht ſteuern zu wollen. Auf jedem Schritte wird man von ausgeſtreckten Händen, bittenden Geberden, von Stöhnen und Gewimmer beläſtigt. Sitzen wir unter den Palmen und Bananen in einem Kaffeegarten, ſo drängt ſofort ein Rudel ſolcher Geſellen auf uns ein, wandern wir hinaus auf die Wallpromenaden, um die entzückende Ausſicht über das Meer und die grotesken Gebilde des mürben, an der Seeluft verwitternden Kalkſteins zu genießen, ſo folgen uns gewiß einige halbe Krüppel und zerlumpte Geſtalten. An den Kirchthüren iſt das natürlich noch ſchlimmer.

Das Beſte und Intereſſanteſte, was wir hier zu ſehen finden, das iſt eben der eigenthümliche Kalkſteinklumpen, der die Inſel bildet, und das Miſchvolk, die Punier zu unterſt, die Engländer obenauf, das dieſen tief ausgehöhlten Felſen beſiedelt. Wir ſchlendern nur umher, denn beſondere Arbeit, beſonderes Studium erfordern dieſe beiden nicht. Ein Nachen bringt unſere kleine Reiſegeſellſchaft bei ruhigem Wetter wohl einmal aufs Meer. Da erſt bekommt man eine Vorſtellung von den Höhlen, den tiefen Poren, den zellenartigen Ausſpülungen, die das Meer dem morſchen Kalk im Laufe der Jahrtauſende zugefügt

hat. Denn alt müſſen dieſe Klüfte und Grotten wohl ſein, wenn ſchon Homer die böſe Kalypſo in eine derſelben hat einquartieren können. Das mitgeführte engliſche Bier ſchmeckt in ſolcher verborgenen Zufluchtſtätte, gekühlt von dem ſalzigen Waſſer, ausgezeichnet; wir fahren weiter und ſteigen lieber in einem anderen der Hafenbecken wieder ans Land, die tief in das Felſengeſtade einſchneiden. Auch das Innere der Inſel ſuchen wir kennen zu lernen, ſo weit dies in kurzer Zeit möglich iſt. Der kleine Ausflug nach dem Garten des Gouverneurs zeigt uns nicht viel mehr als die entzückende vegetative Pracht, die an den Ufern des Mittelmeeres eigentlich kaum mehr überraſcht. Die Palmen, Rieſenfarren, tropiſchen Blumen, die blühenden Sträucher, die Orangen und Roſenmaſſen, die Anfang März eine wahrhaft betäubende Fülle von Duft ausſtrömen, ſind an ſich nichts Ueberraſchendes, wir haben uns überall an ihnen erfreut. Nur ſind doch auf Malta die Bedingungen ihrer Exiſtenz etwas andere.

Der Kalkfelſen, eine ſtark gewellte Hochebene, von wenigen Thälern durchſchnitten, indeſſen von eigentlichen Gebirgszügen, von Spitzen oder Kämmen nirgends überragt, iſt faſt völlig kahl geweſen und iſt es zum Theil heute noch. Nur der unverdroſſenen Emſigkeit, der Geduld und Ausdauer der Bewohner, die von ihren Stammvätern, den Arabern und Sicilianern, ſolche Fähigkeiten geerbt haben mögen, iſt es gelungen, dem todten Stein Ertrag abzugewinnen. Man hat zuerſt wohl das Verwittern des Geſteins zur Humusbildung verwerthet, dies dann aber unterſtützt durch fremde Fruchterde, die man auf die Felshalden getragen. Darauf galt es, den Schatz zu hüten und vor Verderben zu ſchützen. Deshalb ſind überall Steinwehren, dammartige Einfaſſungen der Felder angelegt. Dort baut der betriebſame Malteſer Baumwolle zur Ausfuhr, ein wenig Getreide für den eigenen Bedarf. Wo der Boden es geſtattet, da legt er Gärten an, Pflanzungen von Orangen, Feigen, Oelbäumen, die dann das Erdreich mehr und mehr befeſtigen. Aber auch dem Unkraut, den ſtark duftenden Kräutern, dem Thymian,

Lawendel, Rosmarin, die aus den Spalten des Kalkgebirges wild hervorwachsen, werden Ernten abgewonnen. Diese tragen die Bienen zusammen, die über die ganze Insel schwärmen, köstlich würzigen Honig, gutes Wachs liefern in so großen Mengen, daß damit ein Ausfuhrgeschäft getrieben wird. Das Fleisch muß der Malteser von anderswo beziehen, denn an Weiden fehlt es auf dem heißen Kalk. Und wo der Pflanzenwuchs knapp ist, da giebt es auch nicht viel Wasser. Wie die Alten sich beholfen haben mögen, weiß man nicht. Die einzige Leitung, die einen der wenigen kleinen Bäche auf der anderen Seite der Insel auffängt und nach der Stadt führt, ist erst zur Ritterzeit angelegt worden. Paradiesisch erscheint daher Malta dem fremden Besucher nicht, wohl aber interessirt es uns.

Von Resten aus dem Alterthum, Ruinen antiker Bauwerke sieht man nichts. Es soll einige Kleinigkeiten aus der Zeit der Römerherrschaft geben, allein sie lohnen wohl kaum die Mühe des Aufsuchens. Das Malta, was wir sehen, ist der Sitz des tapferen, mächtigen Ordens, der von der Insel den Namen erhalten hat. Von Karl V. ist den Johannitern, die aus Rhodos durch die Türken verjagt worden, dieses Felseneiland als Sitz, als Burg, als Wacht im Mittelmeere übergeben worden. Der Meister Johann von Lavaletta erkannte bald, daß die alte kleine, tiefer im Inneren der Insel gelegene Stadt nicht genüge, um eine Schutzwehr vor den wilden, von Osten andringenden Türken zu gewähren, die damals in voller, jugendlicher Völkerkraft Europa zu überfluten versuchten. Lavaletta hat auf diesem unbezwinglich festen Punkte 1565 die jetzige Stadt erbaut, die seitdem Hauptstadt der Insel geworden, Lavaletta oder auch kurzweg Malta heißt. Was wir hier also sehen, ist ziemlich neu, meistentheils Architectur des 17. Jahrhunderts, schwülstig gewordene Renaissance. Der Palast des Gouverneurs, die Bibliothek, eine weiter im Lande liegende Sommerresidenz des höchsten englischen Würdenträgers sind Prachtarchitecturen aus der Blüthezeit des Ordens. Eigenthümlich ist ihnen wie vielen größeren Privathäusern eine weit hinausgebaute, sich auf Balkons

ſtützende verſchloſſene Loggia aus grünen Holzſtäbchen mit Fenſtern darin. Wie Käfige hängen ſolche Ueberbauten überall an den oberen Stockwerken der Häuſer. Sie wehren Hitze und Wind ab, ſind angenehme Wandelbahnen während der Zeit, in der man das Haus nicht verläßt. In den größten Paläſten füllen auch noch üppige Gartenhöfe das von den Flügeln umſchloſſene innere Geviert. Alles zeugt von Reichthum, Prachtliebe, Ueppigkeit weit mehr als in dem ſehr viel ernſter und ſtrenger gehaltenen Ordenshauſe der deutſchen Ritter, der preußiſchen Marienburg.

Auf dem höchſten Punkte der Felſenſtadt liegt die Kathedrale, dem Schutzpatron Lavalettas, dem heiligen Johann geweiht. Es iſt das eins der am koſtbarſten ausgeſtatteten Gotteshäuſer der katholiſchen Kirche. Ehemals hatten die verſchiedenen Landsmannſchaften der Malteſer die einzelnen Capellen inne, die heute alle leer ſtehen. Es ſcheint, daß ſie ſie ſelbſt haben ausſchmücken laſſen. Wir ſehen auf den gänzlich mit edlen Marmorarten muſiviſch ausgelegten Wänden jeder einzelnen Capelle hier das ſavoyiſche Kreuz, dort die Lilien von Bourbon, in einer anderen Capelle Roſen, wieder in einer Kronen und kaiſerliche Doppeladler als durchgehende Ornamente in farbiger Marmormoſaik die Capellenwände bedecken. Der Fußboden des ganzen großen Raumes iſt nur von den Grabſteinen aller Malteſerritter gebildet. Jede dieſer Steinplatten ſetzt ſich zuſammen als koſtbares Moſaik. Aus rothem, gelbem, ſchwarzem, grünem Marmor, aus den ſeltenſten Arten ſind Wappen, Schildereien, Arabesken, Namenszüge, Inſchriften gebildet worden, der ganze Fußboden ähnelt jenen koſtbaren Florentiner Moſaiktiſchen, die wir in den Schlöſſern der Fürſten ſehen. Pilaſter von grünem Marmor tragen die aus goldenen Palmzweigen gebildeten Gewölbegurten, an den Pilaſtern glänzt das weiße Malteſerkreuz auf rothem Grunde, ebenfalls von Marmor incruſtirt. Grabdenkmäler der einzelnen Großmeiſter erheben ſich in den Capellen. Meiſt ſind die Ritter dargeſtellt im Kampfe, mit Schiffsketten, Enterbeilen, Waffen und Siegestrophäen. Keine Einzelheit, weder die Wappen der Staaten, noch die Grabſteine,

die überall vertheilten Malteserkreuze, nicht die von Drachen getragene Kanzel macht für sich einen besonderen Eindruck. Aber das Ganze wirkt großartig und imposant. Hier noch mehr als in den Palästen spricht die Prachtliebe der Ordensritter, der Reichthum der Malteser, aber auch die Tapferkeit, der Heldenmuth, die eiserne Kraft dieser Glaubensstreiter sich deutlich aus. Meist sind die durch Denkmäler Geehrten alte, bärtige Männer mit verwitterten Gesichtern, die auf diesem Inselfelsen dem Tode gewiß oft ins Auge gesehen haben.

Es ist ein Stück untergegangener Welt, das in der Johanniskathedrale der Malteser wieder vor uns aufersteht, eine Welt, die wir kaum mehr ganz begreifen können. Daß sie völlig untergegangen und verschwunden, zeigt ein letztes Wahrzeichen in der dem strengsten katholischen Orden geweihten, marmorschimmernden Kathedrale. Unmittelbar neben dem Hochaltar, an dem noch täglich alles Ceremoniell des Gottesdienstes vorgenommen wird, denn Malta ist, wie ich glaube, Sitz eines mächtigen Bischofs, neben dem Hochaltar ist ein hoher Baldachin aus Purpursammet errichtet, unter ihm steht der Thronsessel der Königin von England, an seiner Rückwand strahlt das große englische Wappen mit seinen vieldeutigen Inschriften. Die protestantische Herrscherin stellt ihren Sitz in der Malteser Ordenskirche dicht neben den des Bischofs.

Nach wenigen Tagen scheiden wir von dieser bunten internationalen Station, auf der englisches, arabisches, italienisches Leben sich ewig mischt. Die Felsen hat England unbezwinglich gemacht. Von den Wällen blicken die Standbilder seiner Admirale und die der alten Ordensmeister hinaus auf das offene Meer, als wollten sie selbst Wache halten. Vorläufig hat es damit keine Noth. Wenn aber Englands Stunde einst schlagen, wenn diese Weltherrschaft in Trümmer fallen wird, dann dürfte selbst der Fels von Malta sich als zu schwach zum Widerstande gegen das Geschick erweisen.

Syrakus.

(1879.)

Syrakus.

Es war ein Zufall, jedenfalls aber ein sehr günstiger, der mich, von Malta kommend, auf Sicilien in Syrakus landen ließ. Meist betritt man die eigenthümlichste und schönste Insel des Mittelmeeres in Palermo oder Messina. Da umgiebt den Ankömmling modernes Leben, das Gewühl des Handels, der Verkehr internationaler Fremdencolonien. Dadurch wird der Charakter des interessanten Inselandes leicht verdunkelt und entstellt. Das ist anders in dem kleinen, stillen, verlassenen Syrakus. Der Morgen war noch kalt und farblos, Alles lag noch in tiefem Schlummer, als unser Dampfer in den Hafen, den sichersten, geräumigsten, wohlbewehrtesten des küstenreichen italienischen Staates, hineinrauschte. Bald aber tauchte die Sonne aus dem östlichen Meere und übergoß mit mildem Frühlichte die Inselstadt, die kahlen, zerfurchten Felsen, auf denen einst die größte und nächst Athen glänzendste Stadt Griechenlands gelegen hatte.

Griechenlands! Das dürfen wir nie vergessen, wenn wir durch Sicilien wandern. Aber wir vergessen es auch niemals. Unsere heutige politische Geographie weist Sicilien dem italienischen Reiche zu, der aus Italien kommende Wanderer meint, hier ein neues Stück Italien, eine weitere Folge dessen zu finden, was er dort gesehen, kennen gelernt, genossen. Sicilien aber ist seinem Charakter, seiner Geschichte, seiner Cultur, seiner Landschaft nach nicht italienisch, ist weit mehr griechisch, alle dem verwandt, was wir in Attika, im Peloponnes, auf den Inseln des Archipels gefunden. Wer sich um politische Zusammen-

gehörigkeit nicht kümmert, der ſieht heute noch auf allen Theilen der Inſel ein Stück Griechenland, das oft reiner, treuer, vollſtändiger die klaſſiſche Vergangenheit wiederſpiegelt, als viele der verödeten, von Slaven, Türken, Albaneſen verheerten und wieder beſiedelten Landſchaften des eigentlichen Hellas. Was Griechen hier vor Jahrtauſenden geſchaffen, deſſen Spuren haben weder die Römer, noch hat ſie das Mittelalter oder die neue Zeit zu verwiſchen vermocht. Um das mit einem einzigen Blicke zu erkennen, muß man in Syrakus landen, in demſelben Syrakus, das gänzlich weggewiſcht erſcheint von den felſigen Hochebenen, auf denen die prächtige und mächtige großgriechiſche Stadt ſich einſt ausgebreitet hat. Das weite, natürliche Hafenbecken iſt unverändert geblieben. In ihm ankerten zuerſt die Handelsleute, etwa ein Jahrtauſend v. Chr., um mit den Sikulern, den hiſtoriſch faſt unbekannten Ureinwohnern, Geſchäfte zu machen, Colonien anzulegen. Kein Punkt der Küſte erwies ſich günſtiger dafür als dieſer. Mitten in der breiten Bucht liegt eine Inſel, länglich, von der Form einer geſchloſſenen Hand, die den Zeigefinger nach Süden ausſtreckt. Auf dieſer Inſel entſtand die erſte Anſiedelung. Und als etwa 3 Jahrhunderte ſpäter die Hellenen über das joniſche Meer weſtwärts ſteuerten, um ihre Cultur und ihre Macht auszubreiten, da faßten ſie wieder zuerſt hier Fuß, die kleine Inſel Ortygia im Buſen des ſpäteren Syrakus war der Boden der erſten Niederlaſſung, und lange Jahre hindurch genügte das kleine Eiland den Coloniſten. Heute nun ſind die vornehmen, reichen, ausgebreiteten Stadttheile oben auf den Hochflächen des feſten Landes verſchwunden, kahl ſchimmern die Kalkſteinflächen in der Frühſonne, auf denen einſt die Paläſte der Vornehmen und Reichen, die Theater, Nymphäen, Bäder gelegen. Nur die alte City des antiken Syrakus, die Inſel Ortygia, iſt bewohnt geblieben; ſeit die Herrſchaft der Griechen aufgehört, iſt die Stadt allmählich zuſammengeſchrumpft auf ihre urſprüngliche Größe oder Kleinheit. Sagen und Mären verbinden die ſiciliſchen Pflanzſtätten mit dem helleniſchen Mutterlande. Auf der Fingerſpitze der Inſel ſprudelt, rings von Meereswaſſer umgeben, ein

klarer Quell aus der Erde mit köſtlichem kühlem Waſſer, umfächelt von ägyptiſchen Papyrusſtauden, die hier allein in Europa gedeihen. Das iſt die Arethuſa, die Nymphe, die, von dem Flußgotte Alpheios in der peloponneſiſchen Thalflur verfolgt, in die Erde flüchtete und hier wieder hervordringt. Den erſten griechiſchen Anſiedler nennt die Sage Archias, ſie giebt ihm zwei Töchter Ortygia und Syrakuſa. Das Orakel hatte ihm Reichthum verkündet und den bot die korinthiſche Tochterſtadt mit dem ſicheren Hafen, den ſteilen, uneinnehmbaren Felſenküſten bald.

Heute treten wir vom Schiffe aus in eine kleine, beſcheidene und ſcheinbar ziemlich verkehrsloſe Stadt. Fünfhundert Jahre hatte die Blüthe der glänzendſten aller griechiſchen Niederlaſſungen gewährt, Jahrhunderte lang war Syrakus nicht nur die herrſchende Macht Siciliens, ſondern auch die politiſchen Geſchicke des Mutterlandes waren in entſcheidenden Wendungen von ihm abhängig geweſen. In den Kriegen Roms mit Karthago galt die Stadt eine Zeit hindurch als der mächtigſte und begehrteſte Verbündete für beide, bis endlich 212 v. Chr. der römiſche Feldherr Marcellus Syrakus eroberte, zerſtörte, die Stadt vom Erdboden vertilgte. Seitdem hat ſie ſich niemals wieder erholt. Rom betrachtete ganz Sicilien als Kornkammer, um die gefräßige Hauptſtadt zu ernähren. Alle Verwaltung hatte den Hauptzweck, die Inſel auszuſaugen. So ſind die herrlichen Griechenſtädte eine nach der anderen geſchwunden, faſt keine Prachtbauten und hiſtoriſchen Denkſteine hat Rom hier errichtet; was wir von Ueberreſten noch vorfinden, entſtammt faſt ausnahmelos der Griechenzeit. Dies allein gäbe Sicilien und giebt beſonders Syrakus den griechiſchen Charakter. Aber auch die Natur, Landſchaft und Pflanzenwuchs, haben wenig mit Italien, deſto mehr mit Griechenland gemein. Hohe, kahle Kalkſteinfelſen, zwiſchen welche grüne Thalfluren ſich einſenken, das tiefblaue Meer, buchtenreich wie ſelten eins, üppige Vegetation, überſchwengliche Fruchtbarkeit, wo immer zwiſchen den Gebirgszügen mächtige Lager von Thon und Fruchterde ſich gebildet,

ein schöner Menschenschlag mit edlen Profilen, feinem Knochengerüst, anmuthigen Bewegungen, das Alles mahnt entschieden an das östliche Mutterland. Wenn man das einzige Athen ausnimmt, so glauben wir, daß unsere Zeitgenossen das historische, künstlerische, architektonisch-monumentale Griechenland heute auf Sicilien mindestens ebenso rein und gut kennen lernen können, als drüben jenseits des jonischen Meeres.

Die kleine Inselstadt Ortygia, das heutige Syrakus, ist bald besehen. Einige griechische Tempel, der eine ein Haufen Trümmer von Säulen und Steingebälk, der andere zu dem Dome benutzt, aus dessen häßlichen Wänden die mächtigen dorischen Säulen des Peristyls hervorblicken, imposante Einzelheiten, die von der Größe des untergegangenen Syrakus zeugen, dann ein Museum, in dem eine Venus, der Kopf eines Poseidon und einige Brocken von Kunstwerken aus antiker Zeit sich finden, nehmen nicht viel Zeit in Anspruch. Die Römer haben alles weggeschleppt. Ihre Paläste, Tempel und Lusthallen schmückten sich durch die Beute des Marcellus zuerst mit hellenischen Kunstwerken. Erst seit der Eroberung von Syrakus hat Rom die griechische Kunst wirklich kennen gelernt, die fortan die herrschende geworden in der Beherrscherin der Welt. Sicilien ist ausgeraubt; was es heute noch in seinen Sammlungen besitzt, das ist meist später den Tempeln ausgebrochen worden. Die kleine Inselstadt bietet indessen andere Schönheiten, die uns mehr anziehen. Wir schlendern zur Arethusa hin, die lebhaft aus dem Felsengrunde hervorsprudelt. Eine hohe Uferpromenade, bepflanzt mit schattigen Bäumen, führt dorthin. Da liegt ein Bild vor uns, an dessen bezaubernden Reizen man sich nicht satt sehen kann. Die Hafenbucht breitet ihren tiefblauen Spiegel uns zu Füßen in weitem Runde; sie wird umschlossen von dem südlichen Gebirgszuge, der als Vorgebirge Plemmyrion ins offene Meer hinausläuft und in herrlichster Bogenlinie das Wasserbecken umarmend schützt. Zwischen jenen fernen Bergen, die in feintönigem Lichtblau und zartem Violett schimmern, und dem Felsenplateau, auf dem die griechische Großstadt einst gelegen

war, deſſen letzten Ausläufer das Inſelchen bildet, auf dem wir ſtehen, ſenkt das grüne Thal des Anapos ſich ein. Das iſt vollſtändige, ſaftgrüne, üppige Niederung inmitten der Gebirgslandſchaft und der ſteilen Ufergelände. Da giebt es Farben und Formen, von deren Pracht man keine Vorſtellung hat. Man könnte faſt an Aegypten erinnert werden, an das von kahlen, hellſchimmernden Bergzügen umrandete, fruchtbare Flußthal des Nil. Nur erſcheint natürlich Alles hier enger, kleiner, näher aneinander, deswegen vielleicht aber noch maleriſcher. Zwei einſame Säulen, Reſte des olympiſchen Zeustempels, die drüben an der Niederſenkung des Berglandes aus der grünen Flur emporragen, zur andern Seite wie Schrammen in den Steinboden gefurcht, die Spuren der untergegangenen Stadttheile, der prächtigen Neapolis, der ſtolzen Achradina, das und der muntere Quell zu unſern Füßen, ſind die einzigen Spuren der ehemaligen griechiſchen Herrlichkeit. Die Natur nur iſt dieſelbe geblieben. Eine kleine aber gute Trattorie hier oben am Ufer-Paſſeggio hat an uns ſichere Stammgäſte. Der weiße, kräftige „Iſola", der drüben am Vorgebirge Plemmyrion reift, der Muskat und der Monte Venere ſind vortrefflich, wenn auch etwas zu ſchwer für Temperatur und Jahreszeit; Fiſche aller, uns meiſt unbekannter Arten, aber von feinem, zartem Fleiſche, finden ſich immer vorräthig und werden ſchnell geſotten; Gemüſe und Früchte bietet der unerſchöpfliche Boden in ſeltener Güte. Da läßt ſichs wohl ſein den ganzen Tag. Mit der entzückenden Golflandſchaft wird man nie fertig. Ihre Farben wechſeln von Stunde zu Stunde. Das Blau des Meeres, das üppige Grün des Anapoſthals, die Felspartien, die zur Rechten weſtwärts weit im innern Lande ſich immer gigantiſcher über einander thürmen, werden in der abſolut reinen Luft wundervoll ſchattirt und plaſtiſch hervorgehoben in allen Theilen durch den Lauf der Sonne, bis dieſe am ſpäten Abend hinter den Hochgebirgen der Inſel verſchwindet. Wir kehren immer wieder zurück zu unſerem freundlichen Padrone, oder beſſer, wir gehen gar nicht weg, denn ſchöner iſt es doch nirgends. Und ſtärken müſſen

wir uns auch, denn um Syrakus, das alte, untergegangene Syrakus, kennen zu lernen, bedarf es langer Spaziergänge und Wanderungen, auf denen so gute Erquickungsstätten fehlen.

Eigentlich ist das eine Entdeckungsreise, aber eine sehr angenehme und lohnende, wenn man die Glut der Sonne nicht achtet, die auf den kahlen Felsen flimmernde Strahlen wirft. Eine alle Umgebung beherrschende Gebirgsplatte, unmittelbar am Meeresufer steil sich erhebend, mußte die Ansiedler von Ortygia bald zur Vergrößerung der wohlgeborgenen Stadt reizen. Oben, unmittelbar über dem Meer, auf einer bastionsartigen Hochebene ward Achradina gegründet. Um es schnell zu bevölkern, siedelte Gelon die Einwohnerschaft mehrerer kleiner Städte hier an, Dionys verlegte alle Einrichtungen des öffentlichen Lebens aus der engen Altstadt auf das Festland an den Fuß der Achradina, also in die Mitte zwischen dem ältesten und dem neuen Syrakus. Hier entstanden Marktplätze, von Säulenhallen umgeben, Tempel, Gymnasien, öffentliche Versammlungshallen, diese Ebene zwischen der Felsenstadt und der kleinen Insel wurde der glänzende Mittelpunkt des prächtigen Syrakus. Aber Macht, Wohlstand, Ueppigkeit und die Bevölkerung der großgriechischen Stadt stiegen schnell und machten immer neue Anlagen nothwendig. Es entstand die Neustadt, weiter landeinwärts, jedoch ebenfalls noch auf der Hochfläche des Felsens gelegen. Wo in allerältester Zeit aus dem Boden die Steine gebrochen waren zur Erbauung der ersten Ansiedelung, da siedelten jetzt die Vornehmen und Reichen sich an, auf gesunder aussichtsreicher Höhe, in reiner frischer Luft. Theater und Rennbahnen wurden in den Abhang des Felsens hineingebaut, sodaß die Sitzreihen der Zuschauer die natürliche Gebirgswand hinanstiegen und köstliche Aussicht gewährten über Gebirge, Thalgründe und Meer. Großartige Cultusstätten wurden hier errichtet, so der Altar des Hieron, 200 Meter lang und über 20 Meter breit, auf dem jährlich 450 Stiere geopfert wurden. Hier erbauten die Tyrannen ihre Paläste, nahe an den alten Steinbrüchen, die längst in große Gefängnisse für Verbrecher

und Kriegsgefangene umgewandelt worden waren. Die Stadt klomm den Felsen immer höher hinan, dehnte ihre Mauern, ihre festen Thürme, ihre Vertheidigungsanlagen immer weiter aus. Noch zwei ausgedehnte Bezirke entstanden und wurden bevölkert mit dem einfachen Bürgerstande, mit Arbeitern und niederem Volk. In dieser Ausdehnung und Blüthe fand Marcellus die griechische Stadt, als er von Nordwesten her in dieselbe eindrang, mordend, raubend, plündernd, Alles wegschleppend oder zerstörend, was er antraf. Völlig kahl gefegt vom Sturme der Geschichte sind diese Höhen jetzt, zusammengeschrumpft wie das älteste liegt das neue Syrakus unten auf seiner Insel still und todt an dem besten aller italienischen Häfen.

Wir wandern hinaus durch Befestigungen, so stark und complicirt, als wäre die ärmliche Inselstadt ein Waffenplatz ersten Ranges. Der Damm, der schon im frühen Alterthum geschüttet ward, um die Ortygiastadt mit dem Lande zu verbinden, führt uns auch jetzt noch hinüber. In der Ebene, am Fuße des Felsplateaus, hat prächtiger Pflanzenwuchs die Stätte der Agora, der Versammlungshallen, Tempel, Luxusanlagen überwuchert. Man weiß kaum mehr genau anzugeben, wo die einzelnen Architekturen gelegen haben. Orangenhaine, Oelbäume, Feigen, Cactus und Agaven füllen die Flur statt der Marmorsäulen, Springbrunnen, Statuen; dazwischen Felder mit Artischocken, Gemüsen, Früchten, denn Sicilien versorgt noch bis heute das unersättliche, nichts hervorbringende Rom mit den Erzeugnissen seines Feldbaues. Landhäuser liegen an den zahllosen Wegen und Pfaden, die von hier die Höhen hinansteigen. Auch oben am Rande haben sich noch wohlhabende Leute angesiedelt, die aus ihren Gärten und Fruchthainen den unbeschreiblich herrlichen Niederblick über die gebirgige Golflandschaft genießen. Dann aber wird es öder und immer öder. Wo einst eine der größten, mächtigsten, reichsten Städte der alten Welt ihre Straßen gezogen, ihre Plätze aufs schönste geschmückt, ihre Tempel und Paläste erbaut, da sehen wir nun einen Felsgrund, kahl, verlassen, gänzlich von aller Cultur entblößt, nacktes Gestein, auf

dem die Sonne flimmert. Nichts, gar nichts iſt geblieben, was von der gewaltigſten Stadt Großgriechenlands zeugen könnte. Nichts wenigſtens über der Erde als die zerborſtenen Trümmer einiger Waſſerleitungen, die das Geſtein hier und dort noch trägt. Der harte Kalkſteinboden kann die in ihn eingedrückten Spuren aber nicht ſo leicht tilgen. Wir ſehen ihn zerfurcht von Wagenſpuren und vermögen ſo den Lauf einiger Straßen zu erkennen, wir ſehen viereckige Einſchnitte in dem Felsgrunde, den man ausgehoben hat, um ein Haus hineinzuſetzen und es aus demſelben Steine zu erbauen. Plötzlich gelangen wir an einen ſchmalen Canal, eine in den Felſen gehauene Rinne. Da läuft heute noch das Quellwaſſer aus dem nahen Gebirge munter dahin, das die Alten einſt zur Verſorgung der Stadt hierhergeleitet. Jetzt knieen Wäſcherinnen, ſchöne braune Weiber und Mädchen, dort, reinigen und ſpülen ihr Linnen, plaudern und geben dem Fremden Auskunft, ſoweit ſie es vermögen.

Wieder öffnet ſich der Felsboden, der kahle, öde, traurige. Er birgt in der Tiefe ein kleines Paradies. Wir ſtehen vor einem der ehemaligen Steinbrüche, der Latomien. Lange ehe noch das alte Syrakus dieſe Hochfläche in den Bereich der Stadt gezogen, ſind hier Steine gebrochen worden, um Mauern, Wartthürme, vielleicht auch Häuſer davon zu erbauen. Ueber hundert Fuß tief ſenken dieſe weiten Grüfte mit ringsum ſenkrecht abfallenden Wänden ſich in den Boden. Als die Stadt über ſie hinweggewachſen war, machte man ſie zu Gefängniſſen; in die kleineren wurden Verbrecher geſperrt, in einer der größten Latomien ſollen die 7000 Athener geſchmachtet haben, die das ſiegreiche Syrakus nach einem der wechſelvollſten Kriege gefangen genommen. Hier haben die Geſchicke Alles völlig umgekehrt. Damals herrſchte oben Leben, Ueppigkeit, Glück, in der grauſigen Tiefe Elend, Hunger und Durſt, ſchmachteten in den kahlen Steinbrüchen Hunderte dahin. Jetzt ſtehen wir auf einſamer, öder Felshalde und blicken hernieder in Gärten und Haine von märchenhafter Pracht und wilder Romantik. Orangenbäume voll goldener Früchte, Feigen, Aloe, Myrthen und Oelbäume

füllen die Tiefe gänzlich. Dazwiſchen liegt und ſteht noch das Felsgetrümmer der alten Steinbrüche. Höhlen tiefen ſich in den Stein, Gänge führen durch die Wände hin, einzelne Nadeln von Kalkſtein ragen aus dem ſatten Grün des Fruchtgefildes hervor; es iſt ein Chaos gigantiſcher, wild durcheinander geworfener Felſen, die von dem üppigſten Pflanzenleben dicht umwuchert werden. Drei, vier ſolcher Latomien tiefen ſich in den Steingrund des alten Syrakus. Wir klettern hinab, der Pförtner öffnet das Thor, wir wandeln durch den Zauberhain, der hier erſt ſeine romantiſche Schönheit entfaltet. Die ganze umgebende Welt, jede Ausſicht iſt abgeſchloſſen. Aus dem Schatten der Orangen erblicken wir nur ein Stück tiefblauen Himmels über uns, nur das graue, todte Geſtein der umſchließenden Wände, der Blöcke und Nadeln, die zwiſchen dem dunklen Laube geſpenſtig ſich aufrecken. Der Schließer führt uns den gewundenen Gang hinauf, der, immer enger und enger werdend, in die Felswand geſchnitten iſt. Jeder Laut hallt da tauſendfach verſtärkt wieder, das Flüſtern wird zum Gebrauſe, der Schall der abgeſchoſſenen Piſtole zu gewaltigem Donner. Dieſen Gang nennt man noch heute das Ohr des Dionys und erzählt gläubig, daß der Tyrann hier die Geſpräche ſeiner Gefangenen belauſcht haben ſolle.

Die Felsebene des alten Stadtgrundes ſteigt an bis zu der Feſte Euryalos weit weſtlich ins Land hinein. Hier ſehen wir noch Mauern, Thürme, Thore, Wallgräben, vielleicht mehr als ſonſt von einer antiken Befeſtigung ſich erhalten hat. Von hier überblicken wir vollſtändig das ausgedehnte Gebiet der untergegangenen Großſtadt, eine der bedeutendſten und ſchönſten der alten Welt. Die Lage iſt unvergleichlich, nicht nur ihrer Feſtigkeit und Sicherheit wegen, ſondern auch in Betreff ihrer Schönheit und der landſchaftlichen Umgebung. Was uns an der entſchwundenen Stadt trotz allen Mangels an Ruinen, Architekturdenkmalen, orientirenden Reſten ſo gewaltig intereſſirt, das iſt die Bodenformation, die eigenthümliche Anlage, die volle Ueberſichtlichkeit des Ganzen. Wir gewinnen hier ein vollkommen genaues Bild des alten Syrakus, ſehen fern im Oſten deren

kleinen Anfang, die Inſel Ortygia im blauen Meere ſchwimmen, blicken das Thal des Anapos und zu den Hochgebirgen Siciliens hinauf, die ihre Ausläufer bis hierher ins Meer ſenden, jene Felszüge, auf deren einem wir ſtehen, während ein anderer mit weit vorgeſtrecktem Arme den Golf ſchützend umſchlingt. Da belebt ſich die Erinnerung an die große Geſchichte der Griechenſtadt, die mit den damaligen Weltmächten, mit Athen, Karthago, Rom ihre Kraft als ebenbürtige Gegnerin in blutigen Kriegen gemeſſen, die, als ſie einmal von ihrer Höhe geſtürzt war, ſich niemals mehr erholt, nie mehr zu einer Scheingröße ſich erhoben hat.

Den Rückweg nehmen wir am Südrande des Felsplateaus entlang. Es beginnt Abend zu werden; ſchärfer als im gleichmäßigen Mittagslicht treten die Formen der Landſchaft hervor, intenſiver werden die Farben, glänzender die Lichter. Der von antiken Wagenſpuren gebildete Pfad ſenkt ſich in eine Art Hohlweg, in eine Gräberſtraße hinab. Auch hier iſt nur wieder das erhalten geblieben, was dem natürlichen Geſtein abgerungen worden war. Die Grabniſchen, kleinen Höhlen ſehen wir noch; Grotten, in die das Waſſer des Canals hinabſprudelt, die man heute als Nymphäen bezeichnet, überhängt mit zartem, flatterndem Venushaare und Schlinggewächſen, gewähren kühlen Schatten. Und nun liegt der letzte, ſchönſte Reſt des alten Syrakus vor uns. Die Stufenreihen des antiken Theaters ſchmiegen ſich an den Abhang des Berges, tiefer unten ſehen wir den ungeheuern Altar des zweiten Hieron, weiter das Eirund des Amphitheaters, den Platz der Rennen und Kampfſpiele des griechiſchen Volks. Die Lage iſt entzückend. Wir ſetzen uns auf den oberſten Stufen des Theaters nieder, überblicken dieſes Stück antiker Welt und die claſſiſche Landſchaft, an der das Griechenvolk ſich ſicher ebenfalls erfreut hat. Man bezweifelt den Naturſinn und die Freude an landſchaftlicher Schönheit bei den alten Völkern. Die ſentimentalen Beziehungen, die der Germane zur Natur hat und pflegt, mögen ihnen wohl fremd geweſen ſein. Wenn man aber wahrnimmt, wie ſie immer ihre Theater an ſolchen

Stätten erbaut, von denen der Zuſchauer eine herrliche Ausſicht genoß, die frei vor ihm lag, ſo darf man wohl kaum annehmen, daß dieſe Lage völlig abſichtslos gewählt worden ſei. Pompeji, Taormina, Tusculum und Syrakus haben die ausſichtsreichſten Plätze ihren Theatern vorbehalten. Wieder liegt hier die Inſelſtadt mit dem Golfe vor uns, wieder die Gebirge jenſeits des Anapoſthals, wieder der Centralknoten des ſiciliſchen Hochlandes, von dem alle dieſe Ketten ſich auszweigen. In großen, edlen Linien profilirt ſich jeder Bergzug, klar gliedert ſich das Cap Plemmyrion, das ſeine ſilbergrauen Ausläufer weit ins blaue Meer ſtreckt. Dazwiſchen glitzert das Waſſer des Anapos aus der grünen Flur hervor. Alles erſcheint wie von Künſtlerhand geordnet in dieſem Landſchaftsbilde, keine romantiſche Unruhe und Verworrenheit der Formen, alles klaſſiſche Ruhe und Heiterkeit. Und nun beginnt es in lebhaften Farben zu ſpielen und zu leuchten von tiefem Purpur bis zu zartem Violett. Dunkel liegt das Meer da, die blaue Fläche, von ſilberner Schaumborte umfaßt, dunkler noch das tiefgrüne Thal des Anapos. Deſto wärmer und lichter färbt ſich der Kalkſtein der Gebirge. Jeder Augenblick faſt übergießt und umſtrahlt ihn mit anderen Farben; wir mögen uns nicht trennen von dem Anblick, den die Syrakuſaner hier an jedem ſchönen Abende genoſſen. Wir müſſen zurückkehren in die engen, dumpfen Gaſſen der italieniſchen Inſelſtadt.

Am nächſten Morgen nehmen wir ein Boot. Der Barkenführer rudert uns durch den Hafen und dann in das Thal des Anapos hinauf. Hier erkennt man, warum die Stadt nicht die bequeme Ebene des Thals aufgeſucht, ſondern den Fels hinangeklettert iſt. Rings umgiebt uns Sumpfland, ſüdlicher Sumpf, dem eine unglaubliche Fülle von üppigſtem Pflanzenleben entſproßt. Der Fluß wird faſt erſtickt von dem Gewilder aller Arten Schilfe, Binſen, Röhricht und Waſſerpflanzen, die überall emporwuchern. Aus dieſem Walde von hochſtaudigem Pflanzenwuchs ſehen wir nur ab und zu die Berge, aus deren weſtlichen Höhen der Anapos herabkommt. Der Bootsmann hat oft Mühe, ſich durch das Dickicht zu winden, denn wir wollen weit auf-

wärts fahren bis zur blauen Kyane. Dieſes Nebenflüßchen kommt klar, mit bläulichem Schimmer zu dem dunkleren Sumpfgewäſſer des Anapos. Von der Kornblume, die ihm ihrer Farbe wegen den Namen entlehnt, iſt dieſe Bläue allerdings weit entfernt. Wenig aufwärts aber umgiebt unſer Boot ein Wald von Papyrusbüſchen. Die ägyptiſche Binſe wächſt hier allein in Europa frei und wild. Ueber 10 Fuß hoch ſchießen die ſchlanken Schafte aus dem Grunde auf und hängen die gekräuſelten Büſchel weit über die ſchmale Fahrt des bläulichen Waſſers. Wir gleiten dahin unter der natürlichen Wölbung dieſer herrlichen Tropenvegetation, die, ſanft von leichtem Winde bewegt, uns leiſe umrauſcht. Man meint am Ganges, am Nil, im Tropenlande ſich zu befinden, in einem Märchenlande jedenfalls, denn nichts derartiges kennt unſere europäiſche Welt. Ein ſüßes Behagen bemächtigt ſich unſer, die Phantaſie träumt ſich weit weg, die Sinne ſchwelgen wie berauſcht auf der ſanften Gondelfahrt durch dieſe Papyruswälder, die immer dichter und dichter werden, ſich weiter und weiter in das Flüßchen vorſchieben, den Nachen vollſtändig verdecken mit ihren buſchigen Wedeln. Wir müſſen endlich umkehren aus dem zauberiſchen Halbdunkel dieſer tropiſchen Waſſerwildniß in das helle Tageslicht, ins offene Meer.

Syrakus, einer der intereſſanteſten Punkte Siciliens und des claſſiſchen Bodens der alten Welt überhaupt, bietet heute dem Beſucher kaum mehr als ein großartiges Negativ. Freuen wird er ſich indeſſen darüber, daß nicht römiſche, mittelalterliche und neue Kultur ſich der Stätte bemächtigt, paraſitiſch ihre Schöpfungen auf den claſſiſchen Grund geklebt haben. Und mit Entzücken wird er ſich an der Landſchaft erfreuen, die nichts von den hohen Schönheiten verloren hat, welche ſie im Alterthume beſeſſen. Es iſt ein Stück edel modellirter griechiſcher Natur, das mit der Nymphe Arethuſa aus dem Lande der Hellenen herübergekommen zu ſein ſcheint.

Catania.

(1879.)

Am Aetna.

Der Aetna iſt ein Rieſe, 10,000 Fuß hoch, ein gewaltiger Herrſcher über alles Land weit umher. Jeder, der in ſeinen Bann geräth, verfällt ihm unbedingt; auch wer nicht auf ſeinen Kratergipfel gelangt, wird dem größten aller europäiſchen Vulkane gern einen Beſuch abſtatten. Die Landſchaften des Aetna beſitzen nicht den Adel der Formen, den Schwung der Linien, die wir an den ſicilianiſchen Küſtengebirgen überall bewundern. Hier merkt man, daß wilde Mächte gehauſt, den Boden geſtaltet haben. Nur das Haupt, der Vulkan ſelbſt, zeichnet ſich in reiner, ſchöner Form als breitbaſige Pyramide gegen den Horizont ab, ſelbſt in warmer Jahreszeit leicht mit Schnee bedeckt, vom Herbſte bis weit ins Frühjahr tief in den weißen Mantel gehüllt, aus dem die bläuliche Rauchſäule langſam aufwirbelt. Wo er hinblickt auf ſein Gebiet, da ſieht der Rieſenvulkan blühendes Leben entſprießen um ſeinen Fuß, den er meilenweit vorgeſchoben hat nach allen Richtungen hin. Erhebungen, Auswürfe, Lavaſtröme haben einſt durch eine der gewaltigſten Revolutionen den Berg ſelbſt und alles Gelände ringsumher erſt geſchaffen. Noch findet man Muſcheln und Meerthiere verſteinert bis weit hinauf, auch miſchen gelegentlich andere Minerale ſich mit den rein vulkaniſchen. Immer wenn einer der großen, gottlob ſehr ſeltenen Ausbrüche neue Lavaſtröme und Schlackenmaſſen bis zur Thalſohle hinab geſchleudert, erweiterten dieſe die Baſis des Berges, die ſich mehr und mehr ins Meer hinein erſtreckt hat und nun gleich ſchwarzen Riffen, Klippen, Vorgebirgen aus ihm emporragt. Es mag viele Jahr-

tauſende her ſein, als zuerſt jene Feuerſtröme in der ſalzigen Flut erſtarrt und Stein geworden ſind, denn ſchon die Sage von Polyphem, von dem wilden Kyklopen, kennt die ſchwarzen, als Riffe emporſtarrenden Brocken, die das Ungeheuer dem Ulyſſes nachgeworfen haben ſoll. Nun iſt auf den verwitterten Vulkanmaſſen längſt ein einziger, ewig blühender Garten entſtanden, der rings den Fuß des Aetna umſchlingt mit Limonen und Orangen, Feigen- und Oelbäumen, Getreide, Flachs, Gemüſen, Blumen und den bizarr geformten Blattſcheiben des Cactus, den hohen Stauden der Aloe, die ſchon in den zerborſtenen Maſſen neuer Lava wurzeln. Es lohnt wohl eine Wanderung zu unternehmen rings um den Fuß des Aetna, bevor man dieſem ſelbſt etwas näher rückt.

Zu keiner Zeit hat man die Wuth der unterirdiſchen Mächte, das Feuer und ſeine glühenden Ströme ſehr gefürchtet. Catania, die große, moderne Stadt, die ſich an den Fuß des Rieſen unmittelbar über dem Meeresſtrande ſchmiegt, hat eine alte, lange Geſchichte. Selbſt die allererſten griechiſchen Anſiedler werden 700 v. Chr. wohl ſchon die Lavadecke vorgefunden haben, die heute längſt von neueren überſtrömt worden iſt. Decken ſind indeſſen dieſe alle nur, der Untergrund beſteht nicht aus vulkaniſchen Stoffen, ſondern aus Sand und Kies. Wohl möglich daher, daß hier einſt Ureinwohner gehauſt, die den Feuerberg noch garnicht gekannt, in der weiten Fruchtebene friedlich gewohnt haben, deren einer Theil jetzt unter vulkaniſchen Stoffen verſchwunden iſt. Wer griechiſche Alterthümer, das Theater und wenige andere Reſte aus antiker Zeit ſehen und ſtudiren will, der muß unter die Erde hinab, ins Innere der Lavamaſſen, die ſich zu verſchiedenen Perioden über die Stadt ergoſſen.

Catania, beſucht von Tauſenden leidender Wintergäſte, die das milde Klima herführt, nimmt ſich heute aus wie eine glänzende Stadt. Breite Straßenzüge führen aufwärts ins Land hinein und jede blickt auf die ſtolze Pyramide des Feuerberges. Promenaden, Wandelbahnen umziehen die hohe Seeküſte und gewähren wundervolle Ausblicke aufs Meer, ins Land hinein, aufwärts in

das Gebiet des Aetna. Dann ſtoßen wir wieder, faſt mitten in der Stadt, auf die ſchwarzen Wälle, die einſt Feuerſtröme geweſen ſind. Hier haben ſie Häuſermaſſen, dort die Reſte des antiken Catane, da wieder Klöſter oder Kirchen verſchlungen und dieſe Stätten ſehen heute noch ſo düſter, ſo ernſt, ſo warnend und drohend aus, als habe ſie das Verhängniß erſt vor wenigen Jahren ereilt. Schrecklich muß der letzte große Ausbruch von 1669 für die Stadt geweſen ſein. Zwei Feuerſtröme, der eine von rechts, der andere von links, rückten da aus den geöffneten Schlünden des Aetna hernieder auf die Stadt los, verſchlangen, was ihnen im Wege lag, wichen aber glücklicherweiſe vor der inneren Stadt zurück und ergoſſen ſich ins Meer, aus dem ſie heute noch als ſchwarze Dämme hervorragen. Nun war Catania aber von der umgebenden Welt abgeſperrt durch zwei glühende Wälle, eine Inſel im Feuermeer. Nur zu Waſſer konnte man verkehren, bis jene Laven endlich erkalteten. Catania liegt in einem Paradieſe, in dem nahezu Alles wächſt und gedeiht. Eine weite Ebene im Süden der Stadt, von der der Aetna nur einen kleinen Theil begraben hat, liefert den beſten Weizen, ausgezeichneten Flachs. Aufwärts den Berg hinan iſt die Umgebung ein meilenweiter Garten voll Orangen und Citronen. Wo wir auch hinſchlendern mögen, überall begegnen wir den zweirädrigen Karren, bunt bemalt mit Heiligenbildern, ſelbſt wohl mit mythologiſchen Scenen auf gelbem Grunde, Pferd oder Maulthier beſchirrt mit blankem, kunſtvoll gearbeitetem Meſſing, und alle hoch beladen mit den Fruchtkiſten, die von hier aus Citronen und Apfelſinen der ganzen europäiſchen Welt zuführen. Das Alles muthet uns freundlich an; die ſchwarzen Lavamaſſen, zwiſchen denen wir wohnen, geben dem glänzenden Bilde aber einen tiefernſten Rahmen. Dennoch möchte ein Geſunder wohl kaum dauernd in Catania ſich wohl fühlen. Das Leben, die Stadt ſelbſt ſind inhaltleer und reizlos; hat man das Wenige beſehen, ſich an der überſchwenglichen Fülle ſüdlicher Vegetation erfreut, ſo geht man gern weiter.

Wie Ungeheures der Vulkan im Laufe der Jahrtauſende

geleiſtet, wie er ringsumher auf viele Meilen weit die Geſtalt und das Niveau des Bodens gewaltſam verändert, darüber belehrt uns die Wanderung weiter nordwärts. Catania liegt ziemlich an der Südgrenze des Bereichs, über das die Macht des Aetna ſich erſtreckt. Bis dort hinab mögen nur die letzten ſtärkſten Ergüſſe gelangt ſein. Unſer Weg, hier iſt es die Küſteneiſenbahn, bohrt ſich durch ungeheure Lavamaſſen, Baſalte ſchießen ſchlank, nadelſpitz in die Höhe an der Küſte und aus dem Meere hervor. Wundervoll iſt der Anblick des blauen Waſſers, das in ſilbernen Schaumflocken an den ſchwarzen Vulkangeſteinen brandet, wundervoll das Vordringen des herrlichen Pflanzenwuchſes auf dieſen Geſteinen. Der Menſchen Fleiß und Ausdauer können hier nicht genug gerühmt werden. Man iſt gewöhnt, die Sicilianer als ein Volk von Räubern, Halsabſchneidern, Briganten anzuſehen. Wohl möglich, daß in einzelnen Gebirgsneſtern, in der wilden, uncultivirten Einſamkeit das von fortgeſetzten Mißregierungen entartete Volk noch in dem Brigantaggio einen Erwerb ſieht. Nur muß man danach nicht die Sicilianer beurtheilen. Nach ihren Anweſen, ihren Feldern und Gärten, ihrem Leben und Thun zeigen ſie ſich überall da, wo die Cultur ins Land gedrungen iſt, fleißig, umſichtig, tüchtig. Muſterhafter gehaltene Aecker, beſſer gepflegte Gärten, freundlichere, gefälligere, gutherzigere Menſchen wird man in vielen Gegenden unſeres heimiſchen Culturlandes vergeblich ſuchen. Erobernd gehen ſie hier ſyſtematiſch, ſchrittweiſe vor, um den verwitternden Lavawüſten allmählich Ertrag abzugewinnen. Zuerſt ſteckt man Cactusblätter in kleine Riſſe und Spalten. Die Cactus Opuntia wird hier zum Pionier. Sie drängt ihre Wurzeln in den feſten Lavaboden, Waſſer dringt nach, der Grund lockert ſich, die Opuntia wird in wenigen Jahren zum Baume, man ernährt ſich zuerſt von den ſüßen Feigen, die ſie im Frühjahr bietet und verſucht es dann bald, dem Boden lohnendere Ernten abzugewinnen. Wo heute noch Geſtrüpp wächſt, die Macchia, der niedere Buſchwald ſich ausbreitet, da finden wir im nächſten Jahre den Boden geebnet,

vorbereitet für den Weinſtock, der hoch hinauf am Aetna bis 3000 Fuß über dem Meere noch gedeiht. Edelkaſtanien, Nußbäume, Oliven füllen jedes Plätzchen, das ſich für den Weinbau nicht eignet. Dies iſt die Cultur der Aetnabezirke, anders wieder die der Ebenen, die den Vulkan von den Maſſen jener Kalkgebirge iſoliren, die den Rückgrat Siciliens bilden. In den Ebenen ſtehen die Weizen- und Flachsfelder ebenſo üppig, ſo wohlgehalten, ſo ſorgſam gepflegt wie die Weinberge und Fruchtgärten hier oben. Das Volk iſt ein gut beanlagtes, tüchtiges, dem nur der Segen einer wohlgeordneten, verſtändigen Regierung gefehlt hat. Das ſehen die Verſtändigen auch ein und halten zu der politiſchen Neuſchöpfung des Nationalreiches zwar ohne Enthuſiasmus, denn eigentlich fühlt der Sicilianer ſich nur halb als Italiener, aber aus der Ueberzeugung, daß die jetzige Regierungsform die für das Wohl der Inſel angemeſſenſte ſei.

Eine zweite Hauptſtation am Fuße des Aetna iſt Acireale. Die Stadt liegt auf einem langgeſtreckten Hügelzuge, der ſteil ins Meer abfällt, mehr als 600 Fuß über deſſen Spiegel. Auch dieſer Hügel iſt ein einziger mächtiger Lavaſtrom, der vor Jahrtauſenden den meilenlangen Weg von den Kraterſchlünden bis zum Meere zurückgelegt hat. Hier in der kleinen Stadt treten dem Fremden die Betriebſamkeit, die Freundlichkeit, die guten und angenehmen Seiten des ſicilianiſchen Volkscharakters mehr entgegen, als in dem auf Fremdenverkehr gewieſenen großen Catania. Acireale liegt eigentlich auch ſchöner als dieſes und iſt als Stadt intereſſanter. Es hat faſt den Charakter einer Gebirgsſtadt. In ſteilen zerriſſenen Wänden fällt das vulkaniſche Trümmergeſtein zum Meere ab, oberhalb thürmen die Maſſen deſſelben ſich wilder übereinander; man merkt es, wir ſind hier dem Hauptheerde näher als in dem ebeneren Catania. Zwiſchen dieſen dunklen Schutzwällen, die ſich vor den Norden und Oſten geworfen haben, bettet ſich das Gartengefilde von Aci, ebenfalls noch hoch über dem Meeresſtrande, auf den man von ſteilen natürlichen Baſtionen herniederſieht. Das Fleckchen iſt geſchützt gegen alle erkältenden Winde, beſſer vielleicht als irgend ein

anderes auf der Inſel. Deshalb wird es gern aufgeſucht von Leidenden, denen die Stadtluft Catania's weniger zuſagt, die den ganzen Winter im Garten unter dem Schatten von Eucalypten, unter blühenden Mandelbäumen und Orangenlaub verleben wollen. Die Stadt ſelbſt muß reiche, angeſehene Bewohner zählen. Paläſte aus guter Renaiſſancezeit, ein Dom mit Anfängen aus der gothiſchen, ſtattliche öffentliche Bauwerke geben der kleinen Landſtadt eine architektoniſch ausgeprägtere Phyſiognomie, als ſie das nüchterne Catania beſitzt. Zum Frühling verlaſſen die nordiſchen Fremdlinge den großen Gaſthof, der aus geſchützteſter Lage mit ſeinem Garten weit über das Meer blickt. Dann ziehen die Sicilianer hier ein, um die Heilkraft des Bades zu nützen. Ein Schwefelquell, ſchon den Römern bekannt, ſprudelt aus den Schlünden des Aetna hervor, einer Heiligen, der Santa Venera, geweiht, die im Lande Sicilien ſehr viele Kirchen und Andachtsſtätten unter ihre Obhut genommen hat. Hier im Garten über der Meeresküſte iſt das Heilwaſſer in Marmor gefaßt, reizend ausgeſtattete Cabinete ſpenden es den Leidenden, die im Sommer zahlreich zu dieſer wirkungskräftigſten Quelle Siciliens kommen. Aci liegt bereits vollſtändig im Bann des Vulkans. Hier giebt es keine Ebene, kein anderes Mineral, keine milderen Formen. Die groteske Romantik wildgethürmter Lavamaſſen, die Riſſe, Schlünde, Abgründe, die ſie gebildet, umgeben auf geringe Entfernung die am maleriſchſten und reizendſten gelegene Stadt am Aetna. Den öffentlichen Luſtgarten, den ſie am hohen Meeresufer angelegt, ſchmücken vielleicht die ſüdlichſten Pflanzenformen und Arten, die in Europa noch gedeihen. Er bildet mit einer Fülle halbtropiſcher Gewächſe wohl die letzte der Zwiſchenſtationen auf dem Wege nach Afrika.

Und nun wollen wir das Gebiet des Aetna auf einen Augenblick verlaſſen, um es deſto beſſer überblicken zu können. Dazu müſſen wir hinauf nach Taormina. Wieder dringt der Weg durch ungeheure Lavaberge, wieder ſpringen Vorgebirge, von erſtarrten Feuerſtrömen gebildet, weit ins Meer, immer

blickt über ſeine niedrigeren Sproſſen und Abſenker, über das Geklüft und Geſtein, das wie Strahlen vom Aetna ausläuft, die gewaltige Pyramide mit dem Schneeſcheitel von Weſten her auf unſeren Weg. Aber Taormina liegt nicht mehr auf Vulkangeſtein. Ein mächtiger Kalkſteingrat bildet hier die natürliche Terraſſenſtufe, von der wir eine wunderſame, ebenſo intereſſante als herrliche Landſchaft, vielleicht die ſchönſte des geſammten Italiens überſchauen. Die Höhe der Gebirgsterraſſe nimmt das wohlerhaltene griechiſche Theater ein. Aus den Oeffnungen des Scenenhauſes, die erſt in römiſcher Zeit zu Rundbogenhallen umgewandelt ſind, blickt man hernieder auf das weite blaue Meer, das ſilbern an die ſchwarzen Steinwehren brandet, auf den ganzen Lauf der Küſte, ſoweit dieſe von den Ausläufern des Aetna beſtimmt wird. Vor uns erhebt ſich der rauchende Koloß mit dem glänzenden Schneemantel. In ſeiner Geſammtheit zeigt ſich das Gebiet deſſelben nirgends ſo klar und deutlich wie von hier. Wie ein gewaltiger Polyp ſtreckt er ſeine Füße nach allen Richtungen hin aus, ſteingewordene Schlackenmaſſen, die beſonders nach dieſer Nordſeite hin wie Rippen und Kämme eines Gebirges erſcheinen. Zwiſchen all dieſen dunkelfarbigen, zum Meere hinſtrebenden Ausläufern quillt übermächtiges Pflanzenleben hervor. Der Fuß des Aetna ſteht in der reichſt cultivirten, am ſtärkſten beſiedelten Landſchaft ganz Siciliens. Zahlloſe Städtchen und Dörfer verſtecken ſich halb unter Orangendickicht und dem zarten Laube des Oelbaumes. Ganze Wälder von Edelkaſtanien und Nußbäumen füllen die Schluchten, klimmen die Höhen hinan; Agaven und Opuntien beleben das ſchwärzliche Geſtein, ſelbſt die Palme, der ſchlanke Baum Afrikas, hebt ihre hohen Schäfte mit den feinen Zweigwedeln über den ewig grünen Luſtgarten empor. Die weithin ins Meer verſenkten Lavaſtröme beleben die Küſtenlinien ungemein maleriſch. Ueberall Vorgebirge, überall Buchten, überall Baſaltriffe, Säulen und dunkelfarbige Inſelbrocken, die wirklich wie in die Flut geſchleudert erſcheinen. Zu unſeren Füßen hat einſt das griechiſche Naxos gelegen, in jede der zahlloſen kleinen Buchten birgt ſich

ein ander Städtchen, je näher dem Feuerberge, deſto dichter rücken ſie aneinander; es ſcheint, daß der gefährliche, nimmer ruhende Nachbar eine beſondere Anziehungskraft ausübe.

Unſer Standpunkt, das große antike Theater mit dem wohlerhaltenen Bühnenbau, iſt hier das einzige bedeutende Baudenkmal aus jener griechiſchen Zeit, die dieſe Küſten überreich geſchmückt hat mit ſtolzen Architekturen, die hier faſt mehr und Schöneres geſchaffen, als daheim im Mutterlande. Alles iſt verſchwunden, zerſtört, begraben in Aſche und Schlacken. Das frühe Mittelalter hat dem Küſtenſtrich von Taormina weit mehr hinterlaſſen. Aus dem ehemals bedeutenden Tauromenion iſt eine kleine Stadt geworden, die zu Füßen des Theaters an dem Felſen haftet. Aber auch e hat eine große Geſchichte. Die Byzantiner haben hier reſidirt, die Sarazenen ſie erobert, die Normannen ſie vergrößert, mit monumentalen Bauten geſchmückt. Spuren jener Zeiten ſind noch heute vorhanden. Maleriſch überragt die Stadt ein altes Caſtell; ſpitzbogige Paläſte, gothiſche Kirchen, alte Thore, manches aus ſarazeniſcher, manches aus römiſcher Zeit machen auch das jetzige Taormina ungemein intereſſant, geben der hoch in die ſtolze Landſchaft geſtellten Stadt einen überaus maleriſchen Reiz. Auch weiter unten fällt das Auge nicht ſelten auf mittelalterliche Burgen, gothiſche Schlößchen, gothiſche Kirchen und Thore. Es iſt ein hiſtoriſcher Zug in dieſer Landſchaft, die ja auch wie die ganze Inſel mehr als ein anderes Land Europas die Züge aller Volksſtämme herrſchend und erobernd auf ihrem Boden geſehen hat, von den Phöniziern, Griechen und Römern, den Mauren, Normannen, Hohenſtaufen und den romaniſchen Kriegern des Mittelalters bis auf die Söldnerſchaaren Karls V., die Franzoſen und Spanier, die hier alle gekämpft und geherrſcht haben. Kein Wunder, daß die Bevölkerung moraliſch darunter nicht gewonnen, und alle Achtung verdient es, daß ſie ſich noch ſo tüchtig erhalten hat, wie wir ſie hier finden.

Endlich verlaſſen wir unſere Ausſichtshöhe, um dem Rieſenvulkan ſelbſt einen Beſuch abzuſtatten. Der Anſtieg durch die

unterſten Regionen des Berges iſt ein anmuthiger Spaziergang auf bequemer Straße durch entzückende Gartenfluren. Niedrige Lavamauern grenzen den Weg ein, ſo daß der Blick niemals die Orangenhaine, die Oelwälder, die von Fruchtbarkeit ſtrotzenden Aecker und den weiten Meereshorizont verliert. Der Fruchtſegen iſt unbeſchreiblich. Für fünf Pfennige reicht man uns eben ſo viele große, ſüßſaftige Apfelſinen. Die ſüße Cactusfeige iſt bereits verzehrt, aber die japaniſche Miſpel, die hier in allen Gärten ſteht, wird eben reif und muß gekoſtet werden, mehr der Curioſität als des Wohlgeſchmacks wegen. Auch friſche Mandeln in grünen Schalen, trockene Feigen und eben gepflückte Walderdbeeren bietet man uns am Wege an. Landhäuſer liegen rings an den Vorbergen verſtreut. Beſſer können die Leute kaum wohnen als hier im winterloſen Klima, in hoher reiner Luft, inmitten heſperidiſcher Gärten, mit der Ausſicht auf das endloſe blaue Meer in der Tiefe und die ſtolze Pyramide des Aetna hoch im Weſten. An die Gefahr eines Ausbruchs denkt man nicht. Wir kommen durch kleine, ſchmucke Ortſchaften. Aus Lava das Pflaſter, aus Lava die Mauern, aus Lava die Häuſer; die Leute haben den guten feſten Bauſtoff ja zur Hand. Es iſt ein heiterer, friſcher Marſch, den wir durch dieſe lachenden, ausſichtsreichen Gefilde machen. Guten Wein giebt es in jeder Dorfſchenke, viel Leben auf dem Wege, denn nach allen Seiten zweigen ſich Nebenſträßchen ab, die zu den anderen Ortſchaften führen, mit denen der Fuß des Vulkans rings umkränzt iſt.

Dieſer verräth ſeine Nähe bald in deutlichen Spuren. Alte Lavaſtröme werden vom Wege durchſchnitten, Vulkanſand, grau und grobkörnig, liegt zwiſchen den Aeckern und auf der Straße, immer voller entfaltet ſich das Profil des Berges, immer deutlicher löſen ſich die Schlünde und Abgründe, die tiefen ſchwarzen Schluchten, die Nebenkrater von der Hauptmaſſe ab, die den Rieſen auf ihren Schultern zu tragen ſcheinen. Der Pflanzenwuchs bleibt reich und mannigfach, verliert aber allmählich den ſüdlichen Charakter. Der Weinſtock, der bisher

den Untergrund aller Cultur gebildet, wird spärlicher, die Orangen haben aufgehört, die Edelkastanie geht mit uns aber noch ein Stück aufwärts. Sie mischt sich mit der Eiche, der Pinie, auch einzelne Buchen kommen vor. Fast die Höhe großer Bäume erreichen hier die Ginsterstauden, die das noch uncultivirte Land dicht bedecken. Den Laven bleibt der Cactus treu, er bohrt sich in die schwarze Masse und bereitet die Humusbildung vor. Ob er diesen Dienst freiwillig leistet, ob des Menschen Hand ihm denselben vertraut, weiß ich nicht, glaube aber das letztere. Eigentlicher Wald liegt nicht an unserem Wege, nur in einzelnen Individuen begegnen wir den Eichen, Kastanien und Pinien, die sich stattlich ausbreiten. Seitwärts aber, besonders nach Norden, bedecken dunkle Waldmassen die Abhänge und Nebengipfel. Der Aetna hat von antiker Zeit her als der große Holzlieferant Siciliens gegolten. Das Material zu den Schiffen der Flotten ist von seinen Höhen hergeholt worden, noch heute liefert er prachtvolles Eichenholz zum Bau und schlanke Fichtenstämme zu Masten. Aber die Zeiten der Mißregierung sind auch der Erhaltung der Wälder nicht günstig gewesen. Viel mag unnütz verwüstet sein, was nun erst künstlich wieder geschaffen werden muß. Natürlich haben die Laven ebenfalls oft den Waldgürtel durchrissen und ebenso haben seitliche Einstürze des von unterirdischem Feuer unterhöhlten Berges ganze Waldreviere verschlungen.

Nicolosi, eine stattliche Ortschaft, die letzte auf der Höhe, zwei Meilen oberhalb Catania, dient als Rast. Nicolosi, der am weitesten zum Aetna vorrückende Flecken, besitzt zwei Gasthäuser, in denen man nothdürftig ein Mahl bekommt. Eigentlich ist hier unser Ziel. Wir wollen nur noch die Monti rossi ersteigen, die Nebenkrater, die der Ausbruch von 1669 emporgehoben hat, um einen Einblick in die Vulkanwüste des Aetna zu erhalten. Diese Eruption von 1669, die gewaltigste und verheerendste, von der man weiß, hat hier begonnen, wir stehen auf dem Boden derselben. Schon Anfangs März hat sie sich verkündet durch Erdbeben, Feuersäulen, Verfinsterung

des Himmels. Erſt im Juli hat ſie ihr furchtbares Werk vollendet. Nicoloſi iſt ihr zuerſt zum Opfer gefallen, der Ort wurde völlig verſchlungen. Darauf ſpaltete die ganze Seite des Vulkans ſich von hier bis zum Gipfelkrater, drei Stunden Entfernung, und nun erſt begann der eigentliche Ausbruch. In einer einzigen Nacht haben die Monti roſſi ſich erhoben, ein zweigipfliger Seitenvulkan, höher als der Veſuv, hier aber faſt verſchwindend gegen die mächtigeren Nachbarn. Der Neuling wollte ſich ihnen aber würdig zeigen. Aus ſeinem Schlunde ſpie er Lavaſtröme aus, wie ſie vorher und nachher noch niemals in gleicher Mächtigkeit vom Aetna herabgekommen waren. Alle kleinen Krater ringsumher beleuchteten mit Feuergarben und Glutſtrömen das Werk. Glühender Sandregen praſſelte nieder, feurige Steine wurden rings umhergeſchleudert. Das waren aber nur Nebenſachen, Schauſpiele. Der mächtige Lavaſtrom wälzte ſich aus dem geöffneten Munde der Monti roſſi nach Catania hin. Er begrub Häuſer, Gärten, Aecker, er theilte ſich dann, um die unglückliche Stadt von beiden Seiten zu umarmen, damit kein Entrinnen aus dem Feuergrabe möglich ſei. Im Augenblick der höchſten Gefahr hat ſeine Kraft ſich gebrochen. Das ebner werdende Land verlangſamte den Lauf, die Stadtmauern hielten nothdürftig aus, ſodaß die glühenden Maſſen ſeitwärts einen bequemeren Weg ins Meer ſuchten, in das ſie heute noch als natürliche Molen faſt eine Viertelmeile hineinragen.

Nun iſt hier Alles ſtumm und ſtill. Die Wunden haben ſich geſchloſſen, nur die Narben ſind noch ſichtbar. Seit jener Zeit erſt exiſtiren die Monti roſſi, die wir jetzt bequem von Nicoloſi aus beſteigen. Vulkanſand und Aſche liegen noch auf den Straßen des wiedererſtandenen Fleckens; ſie ſind wohl von Regen und Wind hineingetragen auf die Lavaquadern, denn die Umgebung ringsum iſt zur Wüſte geworden durch dieſen Sand. Wie über Dünen müſſen wir aufwärts waten den rothen Bergen zu, die von röthlichen Schlacken und winzigen ſchimmernden Kryſtallen überdeckt ſind und davon ihren Namen haben.

Eigentlich ist es, wie wir in der Nähe gewahr werden, nur ein einziger Kegel, der sich aber, um der Lava Ausfluß zu gewähren, in einen tiefen Riß gespalten hat, der ihn jetzt doppelgipflig macht. Es klimmt sich schwer den sandigen Pfad hinauf, erst bis zu diesem Einschnitt, dann noch steiler bis auf den höchsten der beiden Gipfel. Aber die Mühe wird gelohnt. Der Tag war unbestimmt, regnerisch. Wolken fegten in wildem Fluge um den Vulkan. Nur wenn diese Dunstvorhänge plötzlich zerrissen, wurde die Aussicht frei. Aber es gab solcher Augenblicke viele und dieser gespenstige Beleuchtungswechsel erhöhte vielleicht noch den gewaltigen Eindruck des Panoramas. Wie ein Vater und Herrscher erhebt der Aetna sein Haupt über eine unglaubliche Menge kleiner Vulkane, Kraterkegel, die alle einmal selbstständig ausgebrochen sind, fast alle zusammen aber bei der fürchterlichen Katastrophe von 1669. Jetzt liegen sie still und todt da, einzelne bewaldet, einige gespalten, andere eingesunken, viele zu regelmäßigen Pyramiden sich erhebend. Auch der tiefe trichterförmige Kraterschlund der rothen Berge, in den wir hineinblicken, ist gänzlich erstorben; kleine Kräuter, kurzes Gras sprießen am Boden des Erstarrten. Man hat unten am Fuße des Aetna von der Menge dieser Nebenvulkane keine Ahnung, nur die Monti rossi, die am weitesten nach Süden vorgeschobenen, sieht man aus weiter Ferne. Deshalb gewährt aber auch ihre Besteigung den meisten Lohn. Gegen die entzückende Uferlandschaft, die sich sanft abfallend zu unseren Füßen ausbreitet, contrastirt mächtig das wilde, chaotische Durcheinander des Vordergrundes. Erhaben, ernst, ruhig erscheint nur der Aetna selbst, der natürlich auch von hier wieder Alles beherrscht Kahl, scheinbar gänzlich vegetationslos, liegt die mit Schnee bestreute Aschenpyramide da, besonders gewaltig, wenn Wolken rings Alles verschleiern und der Riese allein, von der Sonne beschienen, hervortritt. Wo diese Pyramide aber in breiterer Basis ausläuft, da beginnt das Chaos. Jähe Einstürze bilden düstere Schlünde und Klüfte, an deren Wänden der Forscher die Schichten genau erkennen kann, die Laven, Basalte, Trachyte,

aus denen der Vulkan ſich allmählich ſelbſt aufgebaut hat. Regellos, bald hoch bald niedrig, erheben ſich über dieſe Schluchten die kleinen Nebenvulkane und zwiſchen ihnen kann das Auge den dunkeln Strömen der Laven folgen, die hier oben noch ſtarr, von keiner Vegetation angegriffen, ſich hinabzuwälzen ſcheinen. Es iſt ein Anblick von furchtbarer Großartigkeit, der von der Höhe der rothen Berge aus vor uns liegt. Elementare Kräfte von unglaublicher Gewalt haben hier ihre verheerende Thätigkeit ſeit Jahrtauſenden entwickelt, und von jeder Kataſtrophe ſcheint eine Spur zurückgeblieben. Wir ſtehen eigentlich außerhalb dieſes Chaos. Die Monti roſſi ſind, wie ein eigens von der Natur gebildetes Belvedere, ſo weit an den Rand dieſer oberſten Terraſſe des Aetna vorgeſchoben, daß das Auge alle Einzelheiten der gewaltigen Trümmerwelt umfaſſen kann. Der Anblick hat nicht Seinesgleichen. Nur ſelten einmal wenden wir uns den unteren lieblichen Geländen, den fernen Gebirgszügen zu, die das Meer umgürten; immer wieder ſuchen wir die Spuren der unbändigen Kämpfe auf, die hier einſt gewüthet, Berge gehoben, Abgründe geriſſen, Feuerſtröme entfeſſelt haben, die jeden Tag wieder ausbrechen und das glückliche Land zu ihren Füßen verſchlingen können. Ein ſcharfer Regen machte endlich allen weiteren Betrachtungen ein Ende, er trieb uns in den Schutz der Locanda von Nicoloſi zurück.



Girgenti.

(1879.)



Girgenti.

Noch vor nicht gar langer Zeit galt das Reiſen durch das Innere von Sicilien als ein bedenkliches, wenn nicht gar gefährliches Unternehmen. Jetzt iſt das eine leichte, bequeme Sache. Die Hauptſtränge des für die Inſel geplanten Eiſenbahnnetzes ſind faſt vollendet, in wenigen Stunden durchfährt man das Land nach verſchiedenen Richtungen. Dieſe Anlagen haben für Sicilien die Bedeutung großer Culturhebel. Das Briganten-thum verſchwindet, die reichen Producte des geſegneten Landes finden bequeme Wege zu den Häfen, die Bewohner der Berg-ſtädte, die einſam zwiſchen und auf den Felſen liegen, treten in Berührung mit der Außenwelt. Die Regierung bekämpft die Unſicherheit des Landes mit eiſernen Waffen, aber nicht mit dem Eiſen der Schwerter und Kugeln, ſondern mit dem der Schiene. Das wirkt nachhaltiger, ſicherer, wohlthätiger. Es muß ein ſchwieriges Werk geweſen ſein, das von hohen Gebirgen überall durchſetzte, von Abgründen zerriſſene Inſelland mit Bahnlinien zu durchziehen. Vor etwa 10 Jahren war nur die Eiſenbahn längs der Oſtküſte von Meſſina über Catania nach Syrakus im Betriebe. Während des letzten Jahrzehnts hat man quer durch die Mitte Siciliens von dem nördlichen Palermo nach dem am hohen Südrande niſtenden Girgenti eine Schienenſtraße erbaut und dieſe durch einen nach Oſten abzweigenden, bis auf wenige Meilen vollendeten Seitentract bei Catania mit der Küſtenbahn verbunden. Das iſt viel, ſehr viel für einen Staat, der überall gewaltige, kaum zu bewältigende Aufgaben vorfindet. Dennoch klagen die Leute, beſonders die Fremden, über das langſame

Vorſchreiten des Bahnbaues. Das iſt unbillig, denn unter ähnlichen Schwierigkeiten des Bodens, mit ähnlicher Knappheit der materiellen Mittel würde kein Land der Welt mehr haben leiſten können. Die Verſtimmung darüber, daß der Touriſt einige Stunden in ſchlechten Poſtwagen mit übrigens ſonſt trefflich organiſirtem Dienſt ſich befördern laſſen muß, macht die Leute ungerecht.

Wechſelvoll iſt die Fahrt von Catania durch das Innere der Inſel bis nach dem ſüdlichen Girgenti wie ſelten eine. Schöner und intereſſanter muß es freilich geweſen ſein, in leichtem Wagen die romantiſchen Wege zu benutzen, welche ſteil hinanklettern zu den alten Städten, die mit ihren Burgen, Domen und Paläſten auf den Kuppen der Felſen niſten, durch Olivenhaine, fruchtbare Thalgründe, Schluchten, die von Gebirgsbächen ſcharf in das Geſtein geriſſen ſind, den Windungen der Straßen zu folgen. Behelfen hat man ſich zwar müſſen in den dürftigen Locanden des Binnenlandes. Aber die Romantik der Landſchaft, die wundervollen Ausſichten über kahles Kalkgebirge, das Spitze über Spitze, Kuppe über Kuppe in wilder Zerriſſenheit aufſteigt, über die üppigen Thalfluren, in denen der Johannisbrodbaum, die Olive, die Edelkaſtanie herrlich gedeihen, auf dem fetten Thongrunde und dem Schwemmland Flachs- und Weizenfelder in hellem Grün hervorleuchten, dann die alterthümlichen Städte mit Thürmen, altersgrauen Caſtellen, Kirchen aus allen Zeitaltern von der frühen Gothik her, die in Sicilien mehr Baudenkmale hinterlaſſen hat als im ganzen übrigen Italien: alle dieſe Einzelheiten müſſen eine Wagenfahrt durch Sicilien zu einer Reihe von erleſenen Genüſſen geſtalten.

Reizlos iſt indeſſen auch die Eiſenbahnfahrt keineswegs. Die weite, trefflich beackerete Ebene ſüdlich von Catania, auf deren Grenze der Aetna ſeinen Fuß ſetzt, die zu Urzeiten, ehe der Vulkan ſich erhoben, wahrſcheinlich Meeresbucht geweſen iſt, wie deſſen Boden ſelbſt, wird zuerſt von der Bahn durchſchnitten. Gegen das ſaftige Grün der Weizenfelder, die zarten Fahnen des Flachs treten an den letzten Hügelwänden die noch unbe-

laubten Weinberge, die Oelwälder, die Orangenplantagen, Feigen, darüber die bizarren Pflanzenformen des Cactus hervor. Der Aetna bildet auf weiter Strecke die mächtige Landmarke, bis die Kalkgebirge den Blick auf den majeſtätiſchen Vulkan verdecken. Die wilde, pittoreske Romantik des inneren Gebirgslandes umgiebt uns nun, ſobald wir das heitere Flachland verlaſſen. Ganz wunderbar thürmen ſich die ſiciliſchen Gebirge auf. Man kann keine Structur, keine Züge, Ketten, durchlaufende Kämme in ihnen erkennen. Jeder Berg, ſchlank und ſpitz aufſchießend, erſcheint wie ein von der Umgebung losgelöſtes Individuum, eigen modellirt, von der Spitze bis zur Baſis ſich ſcharf profilirend. So ſtehen ſie da, in Gruppen zwar, aber alle als Einzelweſen, als ob die vom Orkan gepeitſchten und zerwühlten hohen Meereswogen plötzlich zu Stein erſtarrt wären. Der Schienenweg ſchlängelt ſich in Windungen durch dieſes Gebirgslabyrinth. Hoch über unſeren Häuptern ſehen wir vor uns eines jener alten Bergſtädtchen liegen: Centuripe, mit Ruinen von verfallenen Paläſten, einer antiken Stadtmauer; Caſtrogiovanni mit einer Burg aus der Hohenſtaufenzeit, gothiſcher Kirche und trotzigem Caſtell; Caltaniſetta, das mit einer Menge Kirchen ſich breit auf der Anhöhe lagert. Bald verſchwindet es, taucht zur einen Seite wieder auf, erſcheint dann auf der anderen, wir umfahren die Gebirgskegel, bis irgendwo ein geeigneter Platz zum Anhalten erreicht wird, von dem aus ſteile Straßen hinan zur Stadt führen. Die Stationen bringen uns wenig Menſchen zu. Aber aus engen Schluchten oder über niedrige Joche kommen allenthalben Maulthiere daher, hoch mit Schwefelquadern beladen. Die Landſchaften, durch welche die Bahn läuft, gehören zu den ſchwefelreichſten Europas, ja vielleicht der ganzen Erde. In allen Thälern, auf allen Höhen im Südweſten von Sicilien befinden ſich zahlloſe Schwefelgruben, aus denen das rohe Mineral gehoben und in die Schmelzöfen gebracht wird. Dort verglüht es, die Schlacken des Thons, des Gypſes, des Kalks, Mergels, der Kreide bleiben zurück, der flüſſig gewordene gelbe Schwefel rinnt in Formen, wo er zu Barren erkaltet und dann auf Maul-

thiere verladen wird. Ueber $1\frac{1}{2}$ Millionen Centner gehen aus dem Innern der Insel nach den Häfen, um von dort in die ganze Welt, besonders auch nach dem nahen Afrika verschifft zu werden. Schon dieser Schwefelernten wegen waren die Bahnen aus dem Innern zur Küste eine wirthschaftliche Nothwendigkeit. Gelb eingestäubt sind die Wege, die Plätze vor den Güterschuppen, die Bahnhöfe selbst, leichten Schwefelduft wittert das feiner organisirte Geruchsorgan immer in der Atmosphäre.

In einer der kleinen Städte endet die Bahn. Wir müssen wenige Stunden den Wagen benutzen, um die Einmündung in die Linie Palermo-Girgenti zu erreichen. Mich verdrießt diese kleine etwas unbequeme Abwechselung nicht, denn auf der Wagenfahrt sieht man sich noch besser im Lande um. Fruchtbarkeit und Oede liegen dicht bei einander. Die Felsen sind meist kahl, nur selten sehen wir kleine Baumgruppen, nur wo Einsenkungen die Fruchterde festzuhalten vermögen, Haine, Gärten, Felder, dunkelgrüne Flecke auf dem röthlichgrauen Gestein. Alle Tiefen aber füllen mächtige Lager von Thon, Mergel, Lehm, Sinkstoffe, die das Meer, das dieses Land einst überflutet, zurückgelassen hat oder die von den Höhen hinabgeschwemmt sein mögen. Alles ist trefflich unter Cultur. Unsere Straße senkt sich in Thäler ausgetrockneter Flüsse und Bäche hinab, steigt dann wieder die gegenüberliegende Wand hinan, führt immer durch gutbebaute Aecker, auf denen überall Flachs und Weizen vorherrschen. Die Hebungen der Straße gewähren herrliche Blicke über das wechselvoll gestaltete Land, auf die vielen kleinen Orte, die malerisch an Felsen haften. Drei oder vier solcher sicilianischer Landstädtchen berühren wir auf unserer Fahrt. Sie sehen im Innern stattlicher aus als man vermuthet. Das ephemere Leben, das solch ein Troß von 6—8 großen Postwagen täglich bringt, mag wohl hier mit in Anschlag kommen. Die Straßen sind wohlgehalten, die Bevölkerung sieht sauber aus und verräth eine gewisse Wohlhabenheit, was indessen nicht hindert, daß Bettlerschaaren die Wagen umdrängen. Man liebt lange Rast überall. Da finden wir Zeit, Kaffeehäuser, Osterien, Trattorien zu be-

ſuchen, deren es allenthalben eine Menge giebt und alle voll Gäſten. Die Fahrt wird durch ſolche Abwechſelungen ſehr unterhaltend, und, wenn man ſich erſt gut in dem Wagenkaſten eingerüttelt hat, auch erträglich bequem. Bedeutendere Spuren aus griechiſcher Zeit ſieht man nicht. Die Mittelpunkte des Verkehrs, die Sitze der Macht und des Glanzes in Großgriechenland haben wohl meiſt an den Meeresküſten der Inſel gelegen. Außer Segeſta, deſſen ſtolzer doriſcher Tempel mitten in einer Gebirgswildniß auf hohem Fels thront, haben wir alle Trümmerſtätten einer großen Vergangenheit an den buchtenreichen Küſten aufzuſuchen.

Zu ihnen führte denn auch ſchnell der Zug, als wir die Bahn wieder erreicht hatten. Gebirge umringen jetzt den Weg bis zum Ziele. Wir fahren in der Mulde eines Hochthals. Vor uns ſperrt ein zweigipfliger Berg die Ausſicht nach der Küſte hin. Hoch auf der einen Kuppe liegen Häuſer, ein Städtchen, ähnlich denen, die wir auf der Fahrt geſehen haben. Eine alte Mauer umſchließt das Felſenneſt. Unten im Thale hält unſer Zug. Station Girgenti! wir ſind alſo am Ziele? Noch lange nicht. Eine Droſchke nimmt uns auf. Sie führt erſt noch tiefer ins Thal hinab, überſchreitet den Abgrund und folgt den Windungen der Straße, die den Felskopf hinanzieht. Es dauert faſt eine halbe Stunde, ehe wir hinaufgelangen. Eine altersgraue Stadt, auf grauen Felſen von grauen Steinen erbaut, ſcheinbar dem Mittelalter entſtammend, aber mit einer Anzahl neuer öffentlicher Gebäude, mit ſteilen Gaſſen, die in die breitere Hauptſtraße münden, mit höchſt primitiven Gaſtanſtalten nimmt uns auf. Das iſt das heutige Girgenti, in ſeiner jetzigen Geſtalt, von den Normanen, die es den Mauren 1086 entriſſen, wieder hergeſtellt und mit der feſten Mauer umwehrt hatten, auf der Stätte erbaut, die zur Griechenzeit von der Burg allein eingenommen ward. Noch haben wir von der alten griechiſchen Stadt Akragas nichts zu ſehen bekommen. Wir ſuchen den beſcheidenen Gaſthof auf, der uns ein freundliches, ausſichtsreiches Balkonzimmer nach Süden, nach dem Meere hin anweiſt.

Da liegt die Stätte einer der glänzendſten großgriechiſchen Anſiedelungen vor uns. Erſt etwa zweihundert Jahre nach Syrakus iſt auch Akragas von griechiſchen Anſiedlern gegründet worden, die letzte bedeutende Städteſchöpfung der Griechen auf ſiciliſchem Boden. Nicht allmählich wachſend, ein Stück Boden nach dem anderen ſich erobernd, iſt es entſtanden, ſondern ſofort als große, in viele Bezirke getheilte Stadt, in der vornehme und wohlhabende Handelsleute ſich niederließen, das Gemeinweſen ariſtokratiſch verwalteten, bis hier, wie in faſt allen großgriechiſchen Städten, ein Tyrann die Herrſchaft bald an ſich riß, dem dann andere Tyrannen folgten.

Sicilien, mitten inne zwiſchen der afrikaniſchen Küſte, dem italieniſchen Feſtlande und Griechenland gelegen, bildete den natürlichen geſchäftlichen Vermittelungspunkt zwiſchen dieſen. Die Gunſt der Lage, die Fruchtbarkeit des Bodens, die mineraliſchen Schätze der Inſel mußten die ſiciliſchen Griechenſtädte bald zu großer Blüthe bringen, coloſſale Reichthümer in ihnen aufhäufen. Akragas, das heutige Girgenti, dankte ebenfalls den lebhaften Geſchäftsverbindungen, beſonders mit Karthago und dem nahen afrikaniſchen Küſtenſtriche, einen ſchnellen, großartigen Aufſchwung. Die Stadt galt als eine der üppigſten, die Bevölkerung als die verwöhnteſte, anſpruchsvollſte, unkriegeriſchſte unter den doriſchen Städten Siciliens. Der Reichthum und Glanz der Bürger von Akragas zeigte ſich in der Schönheit und Koſtbarkeit ihrer Tempel, in großartigen Anlagen zum allgemeinen Wohle, in der Zahl und Pracht der Kunſtwerke, welche Plätze und Tempel, öffentliche Hallen und Privatgärten ſchmückten. Man lebte aufs herrlichſte, der Wein floß in Strömen, zu den Gewändern der Reichen wurden die theuerſten und feinſten Stoffe des Orients verwendet, alles Geräth war von Gold und Silber, die Gaſtfreundſchaft der Vornehmen kannte keine Grenzen. Die Stadt erhob ſich majeſtätiſch aus dem Meere. Das Küſtengebirge fällt in breiten Terraſſen-Abſätzen zum Ufer hinab. Der Hafen gehört nicht zu den günſtigeren, deshalb ſuchte die Stadtanlage nicht die unmittelbare Nähe des Meeres, ſondern man baute ſich höher

an, den Hafen mit der Stadt nur durch eine Straße verbindend. Unten auf der Strandebene mag der Schiffsverkehr sich angesiedelt haben. Darüber bot die erste Stufe der natürlichen Terrasse dem einfachen Volke, den Arbeitern, genügend Raum zur bequemen Ansiedelung. Dann stieg der Felsen steil höher empor, um hier in sanfter, muldenförmiger Neigung eine zweite, weit größere Fläche der Bebauung darzubieten. Auf dieser ist das griechische Akragas erbaut worden. Eine niedrige Mauer faßte den Rand der Terrasse ein. Neben und über ihr, bis an den äußersten Rand des Abhanges vorgeschoben, erhob sich eine Reihe dorischer Tempel, einer neben dem anderen. Sechs solcher Tempel haben sich, wenngleich in Trümmern, bis auf unsere Zeit erhalten, einige andere liegen tiefer in der Unterstadt. Ein künstlicher Fischweiher, gewaltige Kloaken-Anlagen sind auf diesem Plateau noch in Resten vorhanden, kleinere Bauwerke aus römischer Zeit kommen gegen diese erhabenen Denkmale der dorischen Baukunst kaum in Betracht. Ueber dieser breiten Terrassenflur steigt dann das Küstengebirge noch einmal empor bis zu dem Doppelgipfel, dessen eine Spitze die antike Burg gekrönt hat, während sie heute von dem jetzigen Girgenti eingenommen wird. Oelwälder und Weinberge bedeckten damals und bedecken noch heute allen Boden ringsumher. Oel und Wein waren die beiden Ausfuhrartikel, denen Akragas seine Reichthümer dankte, Oel, Wein und Schwefel werden auch heute noch in dem Hafenstädtchen zumeist verschifft, zu dem die Eisenbahn von der Hochebene hinabführt.

Die glückliche Lage dieser sicilischen Hafenstädte hatte indessen auch ihre Schattenseiten und Gefahren. Die Kämpfe zwischen Dorern und Joniern im griechischen Stammlande wurden nicht selten in Sicilien ausgefochten. Später streckte Karthago begehrlich seine Hand aus nach dem Besitze von Sicilien. Das zur Weltmacht emporwachsende Rom trachtete gleichfalls danach, die Insel dem Reiche einzuverleiben. Ewige Kriege und Kämpfe waren die Folge davon. Wenn die von Tyrannen beherrschten sicilischen Städte einander unterstützten, so gab es wohl glänzende

Siege und auch Akragas durfte solcher sich rühmen, konnte von den kriegsgefangenen Sclaven neue, großartige Bauten ausführen lassen. Wie alle anderen Städte Griechenlands, so hat indessen auch die Blüthe von Akragas, der üppigsten, wohllebigsten, unkriegerischsten nicht lange gewährt. Himilko, der Feldherr der Karthager, durch Abfall und Verrath unterstützt, drang in die Stadt, die damals gegen 800,000 Einwohner gehabt haben soll, plünderte, raubte, schleppte unermeßliche Schätze und Kunstwerke fort, brach die Blüthe der herrlichen Stadt, die kaum zwei Jahrhunderte gedauert hatte. Eine Wüste war Akragas geworden und blieb es acht Jahrzente. Dann neu aufgebaut, neu besiedelt, aufs neue an den Welthändeln und Kriegen theilnehmend, konnte es doch nie wieder den alten Glanz, die alte Größe erreichen. Wieder nach kaum hundert Jahren, 210 v. Chr., im zweiten punischen Kriege, vollendete dann Rom das Zerstörungswerk, das Karthago begonnen hatte. Weggeschleppt ward von räuberischen Prätoren jedes Bildwerk, jede Kostbarkeit, nichts ist übrig geblieben als jene Reihe von Tempeln und die unzerstörbare Formation des Bodens, die heute noch ein deutliches Bild giebt von der unvergleichlichen Lage der üppigen, großgriechischen Küstenstadt.

Wir sind in der Locanda des heutigen Girgenti hoch oben auf dem Kopfe des Felsen, der alles Land und Meer rings umher beherrscht. Der Dienstling stößt die Fensterladen auf, denn es ist Abend geworden, die Strahlen der Sonne belästigen nicht mehr. Da bietet sich den geblendeten und überraschten Blicken ein Panorama ohne Gleichen. In stolzen natürlichen Terrassen senkt das Gebirge sich hinab zum Meere. Wir überschauen sie alle, wir sehen die blaue Flut den Horizont füllen, die Züge der Ufergebirge, die besonders nach Osten hin sich gigantisch übereinander thürmen. Schon als Landschaft ist dieser Ausblick von einziger Großartigkeit und Schönheit. Zu unsern Füßen breitet sich die Stätte des prächtigen altgriechischen Akragas, keine Wüste, kein ödes Trümmerfeld, sondern ein Garten von Fruchtbäumen, Aeckern, bebauten Gefilden. Klöster, Landhäuser,

Weinbauern haben ſich dort angeſiedelt, das goldene Abendlicht flutet durch die Kronen der Edelkaſtanien, Nußbäume, Oliven. Anfangs ſtört, aufrichtig geſtanden, dieſes heitere Pflanzenleben unſere Stimmung, unſere Vorſtellungen. Doch das iſt bald vorüber. Aus dem lachenden Grün, hoch über die Wipfel der Bäume hinaus erheben ſich an der äußerſten Bruſtwehr der Terraſſe, weit an den Rand derſelben vorgeſchoben, die Tempel in ihrer vollen Majeſtät. Einer neben dem andern profiliren ſie ſich klar und ſcharf ab gegen den Meereshorizont, überragen alle Umgebung. Aus der Ferne, im Abendlichte, erſcheinen ſie wohlerhalten, jedenfalls die größte Gemeinſchaft doriſcher Monumentalbauten, welche die klaſſiſche Erde heute noch beſitzt. Auch wer Lage und Geſtalt des alten Akragas genau zu kennen meint, der muß hier erſtaunt und überwältigt den Athem anhalten bei dem plötzlichen Anblick dieſer unbeſchreiblich impoſanten, eben ſo reich und beſtimmt gegliederten, wie charakteriſtiſch ausgeſtatteten Landſchaft. Hier ſchweift die Phantaſie nicht willkürlich umher wie auf dem kahlen Boden von Syrakus, hier ſehen wir die beredten Denkmale der glänzendſten Vergangenheit, ſehen die Umriſſe der doriſchen Stadt, die Mauern, die zum Hafen hinabführende Thoröffnung, das Bächlein, das den Grund durchzieht und einſt die große Kloake hinabgeſchwemmt hat zum Meere hin. Unſer hoher Standpunkt iſt der denkbar günſtigſte, keine Einzelheit geht verloren und jede iſt von ſo packendem Intereſſe, von ſo überwältigender Schönheit, daß der Bote den Hungrigen dreimal vergebens an die bereite Mahlzeit mahnen mußte. Für heute war ohnedies die Freude vorüber. Die Sonne hatte ſich hinter den weſtlichen Bergen geborgen, ein heftiger Wind ſprang auf, rüttelte an den loſen Fenſtern, daß ſie zitterten und klirrten. Alles weitere Entdecken, Durchforſchen und Genießen mußte bis zum anderen Morgen verſchoben werden.

Früh ward denn an dieſem die Wanderung zur alten Stadt angetreten, ohne Führer, ohne Unterweiſung, die immer nur ſtört, nicht ſelten verwirrt. Was hier zu ſehen war, das mußte in andachtsvoller Einſamkeit aufgeſucht und genoſſen werden

oder in Gesellschaft eines gleichgestimmten Freundes. Die Rudel von Touristen, die seit Eröffnung der Bahn das klassische Gefilde durchstreifen, „amüsiren" sich freilich besser, aber ich beneide sie nicht darum. Solche Wanderung zu Stätten, die Cultur, Kunst und Geschichte geheiligt haben, sind Gottesdienst in reinster Form. Aussichtsreich und angenehm ist schon der Weg von unserer Höhe hinab auf den großen Absatz, auf dem die antike Stadt einst ausgebreitet lag. Blick und Aufmerksamkeit werden bei jedem Schritte gefesselt durch die großartig modellirte Landschaft wie durch die Einzelheiten, welche Menschenhand hier geschaffen hat. Dazu gehören nicht nur Denkmale aus altgriechischer Zeit. Klöster und kleine Kirchlein, von den Normanen in dem Rundbogenstil erbaut, den sie hier geschaffen, liegen im Dickicht der edlen Fruchtbäume, von schlanken Pinien überragt. Landhäuser, kleine Güter, ausgedehnte Gärten haben Besitz genommen von dem Boden des alten Akragas. Dieser erweist sich bei der Durchwanderung weit ausgedehnter, als man ihn, von oben gesehen, schätzt. Er senkt sich leicht nach der Mitte hin und steigt dann wieder dem Rande der Terrasse zu, von dem die Gebirgsstufe in steiler Wand zum Meere sich hinabsenkt. Von der Anlage der früheren Stadt ist hier auf der Terrassenbreite nichts zu entdecken. Viel mag kaum der Zerstörung entgangen sein, Alles haben die Weinbauern, die Klöster, die Landsitze dann begraben in der neuen Cultur. Deshalb eilen wir den hohen Rand des Stadtgebietes hinan, den die alte Umfassungsmauer, nicht höher als eine Brustwehr, einfriedigt. Hier stehen in stolzer Ruhe an dem Höhenwege die Tempel in ausgesucht herrlicher Lage. Sie mußten den zu Schiffe Nahenden aus weitester Ferne grüßen, sie blickten von der Steile des Abhanges nicht nur über das Unterland, sondern auch über die ganze jetzt verschwundene Großstadt, sie sind ebenso von der Kuppe des Burgfelsens die hervorragendsten Augenpunkte, wie wir gestern von unserem Balkon aus sie gesehen haben.

Da liegen nun die dorischen Colosse unmittelbar vor uns, viele in Trümmern, manche, von denen nur noch einzelne Säulen

aufrecht ſtehen, andere, die Glieder und das Gebälk erhalten, nur Dach, Cella, Giebel zertrümmert, einer endlich, der von einem mittelalterlichen Gelehrten auf den Namen Concordiatempel getauft iſt, noch völlig erhalten in allen ſeinen Einzelheiten. Ueberall, wo auch nur ein Chaos zuſammengeſtürzter Säulen und Steintrümmer, wie am Tempel des Herakles oder an dem coloſſaleren des Zeus, die entſchwundene Größe und Pracht bezeugen, erlabt das Auge ſich an dem reinen Formenadel aller Glieder, an Einzelheiten, die auf die höchſte Blüthe des doriſchen Stils deuten. Was muß das für eine herrliche Zeit geweſen ſein, in der ſechs ſolcher Rieſentempel faſt gleichzeitig entſtehen konnten, außer den anderen, deren Spuren wir oben auf der Burg, unten auf der niedrigeren Strandterraſſe noch vorfinden. Erweckt das gewaltige Trümmerchaos des Heraklestempels nur eine jener zugleich wehmüthigen und freudigen Stimmungen, der wir ſtets inmitten der antiken Welt unterthan werden, ſo gewinnen Freude und Hochgefühl die Oberhand, wenn wir die Stufen des Concordiatempels hinanſteigen, zwiſchen den mächtigen doriſchen Säulen uns hinſtrecken und dann den unvergleichlichen Anblick auf uns wirken laſſen. Daß drinnen in der völlig erhaltenen Cella ſpäter ein katholiſcher Prieſter hat Rundbogen ſchlagen laſſen, um aus ihr eine Kirche zu machen, dieſe Brutalität ſehen wir nicht, zunächſt wenigſtens nicht. Es ſind die ſtolzen Glieder des reinen doriſchen Bauſtils, des edelſten, großartigſten, den die Welt kennt, die uns hier, noch völlig erhalten, umgeben. Noch ſtehen die Säulen, noch ſteht der Giebel, noch alle Wände; der Tempel tritt uns entgegen als völlig erhalten, der am wenigſten verletzte unter allen antiken Göttersitzen, welche heute noch erhalten ſind. Die Harmonie der Formen und Maße, die würdevolle Einfachheit und heitere Abgeſchloſſenheit der doriſchen Bauweiſe tritt uns hier, wo alle Glieder ſich zu dem majeſtätiſchen Ganzen unzerſtückelt zuſammenfügen, wahrhaft überwältigend entgegen. Die Phantaſie braucht nicht zu ergänzen, nicht wieder aufzubauen, was zertrümmert am Boden liegt. Hier, und vielleicht hier allein

auf klaſſiſcher Erde, haben wir die volle, von der Zeit nur wenig angegriffene Wirklichkeit vor uns. Der Tempel ſteht am Rande eines einzigen Gartens, in dem die rothblühenden Pelargonien zu hohen Bäumen aufſchießen, die reifen Mandeln geerntet werden, Oelbäume, Kaſtanien, Nüſſe, Pinien ein prachtvolles Laubdach bilden, in deſſen Schatten Gemüſe und Feldfrüchte gedeihen. Rebenäcker bedecken das freiere ſonnige Land bis heran zu dem Burgberge, auf dem die kleine mittelalterliche Stadt hängt.

Wenige Schritte weiter oſtwärts bringen uns an den äußerſten Vorſprung des Abhanges. Dort, auf freier Höhe, thront der Tempel der Hera, der ausſichtsreichſte von allen, der auch wohl der älteſten einer ſein mag. Denn ſeinen Gliedern fehlt noch die Feinheit, die harmoniſche Zuſammenſtimmung aller Einzelnheiten; der Ernſt und die Strenge, ebenfalls charakteriſtiſche Eigenſchaften des doriſchen Stils, wiegen vor. Auch hier bewundert man, wie bei ſo vielen Bauten Griechenlands, beſonders am Erechtheion der Akropolis, die Kunſt, mit der dieſes Volk ſeine Architekturen den natürlichen Bedingungen des Bodens angepaßt hat. Wie eine Klippe ragt die Südoſtecke des Felsplateaus über das Unterland hervor. Auf dieſe Ecke ſtützt ſich der Fuß des Tempels, er liegt hier flach auf. Der nach der inneren Stadtſeite abfallende Boden wird durch Syſteme von Stufen und Baſen ausgefüllt, ſo daß der Bau ſowohl von der Meeres- wie von der Stadtſeite ſich hoch erhaben darſtellt. Nur etwa ein Dutzend Säulen, nur einige Gebälkſtücke ſind noch auf ihrer Stelle, auch der Sockel, auf dem im Innern einſt das Götterbild geſtanden, iſt vor Zerſtörung bewahrt geblieben. Dieſer Heratempel bildet unſer letztes Ziel. Großartiger, machtvoller, überwältigender wirkt das Geſammtbild dieſer klaſſiſchen Gefilde nirgends auf uns ein als hier. Tief unten das Meer, ein blaues, weites Rund, das an der flachgeſchwungenen Bucht mit leichtem Schaumgeflock brandet, das niedere Strandland einſam und öde, von zwei kleinen Bächen durchſchnitten, die ihren Lauf ins Meer vereinen. Vor uns auf der ſchmalen

Kante des Felsrandes liegen die Tempel, einer hinter dem anderen, zunächst der fast unversehrte der Concordia, dann die Blöcke, Säulen, Ueberreste, Trümmerhaufen der Tempel, die dem Herakles, dem Zeus, den Dioskuren geweiht gewesen sein sollen. Zur Rechten liegt in flacher Senkung das üppige Fruchtgefilde, in das die neue Cultur den Grund der alten Stadt verwandelt hat, darüber hinauf krönt das mit verwitternder Mauer bewehrte Girgenti den Burgfelsen. Ueber diesen Vordergrund wachsen Gebirgszüge, Einzelhöhen empor, östlich bis zur Maccaluba, dem Schlammvulkan, nach Westen die weglosen Gehänge, hinter denen die Ruinenwüste des alten Selinunt liegt. Es giebt wohl kaum ein Landschaftsbild, in dem Natur, Vergangenheit und erhabener künstlerischer Schmuck sich zu so wunderbarer Wirkung vereinen. Die Griechen haben sich auf die Auswahl der Stätten für ihre Ansiedelungen wohl verstanden. Athen, Syrakus und dieses unvergleichliche Akragas sprechen dafür. Wie anders mag noch der Anblick von den Stufen dieses Heratempels gewesen sein, als unten am Meere lebhafter Verkehr herrschte, als die üppige, verschwenderisch mit Luxusanlagen ausgestattete Griechenstadt den Vordergrund füllte, als von der Spitze des Felsens droben die Tempel des städtebehütenden Zeus, der Athene, der Persephone und der Demeter das ganze Gebiet überragten! Aber das ist wohl zu schön gewesen, um lange dauern zu können. Nach kaum zwei Jahrhunderten war alle Herrlichkeit von Akragas vorüber, die Gier der römischen Statthalter hat später alles Kunstgut geraubt und weggeschleppt, nichts ist übrig geblieben als die entzückende Lage und jene Tempel, deren Namen wir heute nicht einmal mehr kennen. Denn alle Bezeichnungen sind mehr oder weniger willkürlich von einem Gelehrten des 16. Jahrhunderts den Ruinen beigelegt; Niemand vermag heute anzugeben, welcher Gottheit jeder einzelne Tempel geweiht gewesen ist.

Wir gehen zurück vom Heratempel längs der Stadtmauer. In ihr läuft eine Reihe von nischenförmigen Vertiefungen hin, die wohl zu Grabstätten gedient haben. Unser Weg senkt sich

mit dem Boden zugleich zu einer Oeffnung der Stadtmauer hin. Hierher verlegt man den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens. Die Agora, Marktplatz und Forum, mag die Ebene ſtadtwärts von der Maueröffnung gebildet haben, dieſe Oeffnung jedenfalls das Hauptthor, das hinab zum Hafen führte. Hier drängt ſich noch einmal eine Fülle von Erinnerungen, Spuren, Reſten zuſammen. Hier ſind wir zu den Trümmerſtätten gelangt, die von den großartigſten, erhabenſten Tempeln des alten Akragas übrig geblieben. Rechts und links vom Hafenthor, hoch über dem Einſchnitte in den natürlichen Fels, immer noch am Rande der von der Stadt einſt ausgefüllten Terraſſenſtufe, haben ſich ehedem die Cultſtätten des Herakles und des Zeus erhoben. Aus der wild durcheinander geworfenen Maſſe von Bauſtücken der erſteren erkennen wir gemeißelte Friesſtücke, Thierköpfe als Waſſerſpeier, Sculpturen, die einſt das Haus des Gottes geſchmückt haben. Der Zeustempel muß ein Coloſſalbau von gewaltigen Dimenſionen geweſen ſein; ein Werk, in dem der Stolz, die Zuverſicht, die überſchwellende Lebenskraft des üppigen Volkes Ausdruck geſucht haben. Man giebt an, daß dieſer Bau den Flächeninhalt des großen Tempels von Päſtum um das Vierfache, deſſen Höhe um das Dreifache überſteige. Die am Boden liegenden Glieder und Werkſtücke bezeugen die Mächtigkeit der Anlage, die etwas Fremdartiges gehabt haben, von den ſonſtigen griechiſchen Tempelbauten weſentlich abgewichen ſein muß. Eine Anzahl von Telamonen, Oberkörpern von Rieſen, aus Hermenſchaften hervorwachſend, hat das Gebälk des Innern getragen, die äußeren Säulenreihen ſind in die Cellawand hineingebaut geweſen, das Alles iſt einzig unter den Tempelbauten Großgriechenlands. Einer der Telamonen, deſſen Rieſenleib faſt 25 Fuß mißt, liegt unter Säulentrommeln und coloſſalen Steinbrocken am Boden, Vieles iſt weggeſchleppt worden, ehe der Staat ſeine ſchützende Hand auch auf dieſe Ruinen gelegt hat.

Vom Hafenthor führt der Weg abwärts, da iſt aber wenig mehr zu ſehen, nichts mindeſtens was dem Früheren gleich kommt. Wir kehren bald zurück durch die Pforte, ſchlendern erſt weiter

westlich innerhalb der Stadtgrenze, wo Fundamente einer Stoa gezeigt werden, wo aber, interessanter als diese, der sich in einen engen Steinschlund senkende Felsboden die Canalisirung, die Abwässerung, die Cloakensysteme der weiten Stadt zusammenfaßt, um sie hinabzuführen, wo der große künstliche Weiher angelegt war, in dem die schwelgerischen Bürger ihre Fische gemästet haben. Jetzt sehen wir einen wasserlosen Abgrund, an dem Cactus wurzeln, der unten, gleich den Latomien von Syrakus, von einem Orangenhaine ausgefüllt wird. Viele Stunden sind vergangen auf der Wanderung durch die Fluren des alten Akragas. Wir klettern zurück zu unserer Felsenstadt hinauf. Immer wieder treibt es uns auf den Balkon, von dem aus man all das noch einmal überblickt, was wir wandernd und genießend aufgesucht haben. Es waren schöne Tage, die wir in Girgenti verlebt haben, auf dem klassischen Boden einer der herrlichsten Städte Großgriechenlands.

Palermo.

(1879.)



Palermo.

Von allen Städten Siciliens, die durch Anſiedelung der Griechen zu großen und mächtigen Gemeinweſen emporgeblüht waren, ſind die meiſten untergegangen oder zu kümmerlichen Landſtädtchen herabgeſunken. Nur ſehr wenige ſehen auf ihrem Boden heute noch glänzende Emporien des modernen Verkehrslebens. Catania, Meſſina (das ehemalige Zankle) und Palermo ſind vielleicht die einzigen. Palermo überſtrahlt ſie alle, es hat den Handel Meſſina's, die Gelehrtenſchulen Catania's an ſich gezogen, in Wahrheit die Hauptſtadt des Inſellandes, heute noch größer als Rom in Italien, nur von Mailand und Neapel an Bevölkerungszahl übertroffen. Doch das fällt für den fremden Beſucher wenig ins Gewicht. Was wir dort ſuchen und finden, gehört nur zum Theil der Gegenwart an. Es ſind die hiſtoriſchen und künſtleriſchen Denkmale aller Zeiten, es iſt eine Natur, eine landſchaftliche Umgebung, wie ſie in ihrer wechſelvollen Schönheit, ihrer pittoresken Configuration ſelten eine Stadt beſitzt, es iſt Vereinigung und Blüte alles deſſen, was wir auf den Wanderungen und Fahrten durch das Land kennen gelernt und genoſſen haben. Deshalb bildet Palermo den beſten Schlußpunkt einer ſicilianiſchen Reiſe, weil es die geſammte Geſchichte und Cultur des wunderbaren Landes in würdigen Denkmalen darſtellt und erläutert. Freilich kommt zu all dem der Reiz des angenehmen modernen Lebens, des materiellen, geiſtigen, geſellſchaftlichen. Palermo iſt winterliche Fremden-Colonie gleich Catania. Hier aber bleibt man nicht auf die Enge des Gaſthofs, nicht auf wenige Spaziergänge angewieſen. Die goldene

Muſchel, in der die Stadt wie eine rieſige glänzende Perle ruht, iſt ein paradieſiſcher Garten, in weitem Amphitheater von ſchützenden Gebirgsgruppen umzogen, flankirt von dem kühn modellirten, frei aus der Strandebene aufſteigenden Monte Pellegrino, der ſeinerſeits dieſe paradieſiſche Flur wieder vor jedem böſen Lüftchen ſchützt. Dazu das Meer, das volle, blaue weite Meer. Catania liegt ebenfalls am Meere, aber die Lavawälle haben ſich vorgeſchoben, der hohe Eiſenbahnviaduct ſchneidet die Stadt von der Küſte ab, nur eine einzige künſtliche, ſchmale Wandelbahn gewährt den Ausblick auf den blauen, ewig wechſelnden Horizont. Hier kann man meilenweit am Ufer ſchlendern, von hohen und niedrigen Punkten ſich an dem ewig bewegten Schauſpiele der rollenden Flut erlaben. So bildet ein fröhliches Schlenderleben in bald gefundener guter Geſellſchaft den Abſchluß jeden Arbeitstages, ſo unterbricht man dieſen gern, um hinaus in die Conca d'oro, hinauf nach der alten Normannenſtadt Monreale zu ziehen, auf den Pellegrino zu klettern, den Wettrennen, Volksfeſten, Luſtbarkeiten beizuwohnen, Theater und Concerte zu beſuchen. Was zweckmäßigen und wechſelnden Lebensgenuß betrifft, ſo bietet Palermo ebenſoviel und mehr als die Großſtädte Italiens, eine der reizendſten Winterſtationen unter den unzähligen an der Küſte des Mittelländiſchen Meeres.

Man rühmt die Ankunft zu Schiffe. Nicht minder überraſchend und bezaubernd wirkt die in goldiger Flur am Meere hingebreitete Stadt, wenn man aus den ernſten, wild romantiſchen Berglandſchaften des Innern, aus dem jeder Cultur baren Bereiche kommt, das die Eiſenbahn durchſchneidet. Starre Gneisfelſen, waſſerloſe Flußbette, Schwefelſtaub, kleine an den Bergen klebende Neſter begleiten unſern Weg, der hier ſeinen traumhaft ſchönen Abſchluß findet. Auf ſo guter materieller Grundlage vollbringt ſich dann die Arbeit angenehm und leicht, denn Arbeit giebt es hier mehr als in jeder anderen ſicilianiſchen Stadt. Palermo vereinigt in ſich, ſo zu ſagen in einem einzigen Strauße, die Blüten alle, welche die Cultur der einzelnen

Völker während Jahrtausenden getrieben, die je auf der Insel heimisch geworden sind. Palermo kennzeichnet sich auch dadurch als die Hauptstadt Siciliens. Die griechische Zeit ist ziemlich spurlos für die Stadt vorübergegangen. Niemals hat sie damals auch nur annähernd die Bedeutung gehabt wie Syrakus, Akragas, Catania. Monumentalbauten sind deshalb weder durch die Karthager noch durch die Römer, die erbittert um den Besitz des werthvollen Hafenorts gekämpft haben, zu zerstören gewesen. Dennoch enthält Palermo die werthvollsten griechischen Kunstschätze Siciliens, die dem Raube und der Zerstörung späterer Völker entgangen sind. Im Museum finden wir die Metopen der dorischen Tempel von Selinunt. Selinunt, eine der ältesten griechischen Städte Siciliens, liegt fern an der Südküste in trauriger Oede, nur auf beschwerlichen Wegen erreichbar. Auch seine Blüte hat nur kurze Zeit gedauert; ein ungeheurer Trümmerhaufen, gebildet von den Resten sechs gewaltiger dorischer Tempel, bezeugt heute allein die Stätte, auf welcher die reiche Stadt gestanden. Die schmückenden Bildwerke, die hier verwitterten, hat man nun im Museum der Hauptstadt geborgen. Bei der fast gänzlichen Armuth an Sculpturen aus der griechischen Zeit Siciliens sind diese Metopen von um so größerem Werthe, um so mehr, da die den verschiedenen Tempeln gehörenden Reliefs ganz verschiedene Perioden der Kunstentwickelung bezeichnen. Die ältesten Darstellungen in halberhabener Sculptur deuten auf eine sehr frühe Zeit, über 600 Jahre v. Chr. Sie sind derb und naiv, geschaffen mit kindlichem Sinne, der von Formenschönheit noch wenig weiß. Ein Herakles, der unbändige Gnomen mittelst einer Stange fortschleppt, Athene und Perseus, zwei steife Gestalten, er die Medusa tödtend, aus deren Blut Pegasus ersteht, wollen nur Vorgänge erzählen. Die Sculpturen erinnern deutlich an ägyptische und orientalische Denkmale; Gewandung, Körperhaltung, Anordnung sind conventionell, in feste Formen gebannt, ähnlich wie die der byzantinischen Kunst vor Giotto. In einzelnen Zügen merkt man aber doch bereits, wie die griechischen Künstler sich von der altorientalischen Ueber-

lieferung zur Freiheit loszuringen ſuchen, zur Lebendigkeit, Wahrheit und Schönheit, die ſie bald nachher aufs Höchſte entwickelt haben. Die Metopen eines anderen der Selinuntiſchen Tempel bekunden das ſelbſtſtändige Aufblühen der griechiſchen Sculptur. Kämpfe der Athene oder Artemis mit Rieſen zeigen die Geſtalten nicht mehr gebunden, ſondern in freier, erregter Bewegung. Man bemüht ſich ſtreng und ſcharf zu charakteriſiren, hat den menſchlichen Körper ſtudirt, ebenſo die Geſetze der Gewandung. Nur iſt der Geſchmack noch nicht geläutert, das Schönheitsgefühl nicht geklärt. Schroffe Gegenſätze, geſuchte Affecte, übertriebene Hervorhebung einzelner Partien, Mangel an Ruhe und Adel deuten darauf, daß ein Höchſtes noch zu erreichen war. In voller Entfaltung ſehen wir die griechiſche Kunſt dann an einer dritten Reihe von Metopen, die einem Heraklestempel entnommen ſein ſollen. Da bewundern wir die ganze hohe Herrlichkeit der griechiſchen Sculptur. Auf dem vollendetſten dieſer Reliefs ſehen wir die erhabene Geſtalt des Zeus thronend. Er zieht die bräutliche Hera in verlangender Gattenliebe zu ſich nieder, die neben ihm ſteht, den Schleier abwirft, die Fülle ihrer Reize zeigt. Das iſt ſo wahr empfunden, ſo edel und poeſievoll dargeſtellt, wie nur die allerbeſte Zeit der helleniſchen Kunſt dies vermocht hat. Ein jugendlicher Herakles bekämpft auf der anderen Metope eine Amazone, die ihm nach ſchwacher Abwehr unterliegt. Das Ringen der Athene mit einem Rieſen, Artemis, die den Actäon mit einem Hirſchfell bedeckt und ihn ſo den Hunden preisgiebt, ſind die Vorwürfe der anderen Reliefſculpturen. Ueberall dieſelbe Freiheit der Bewegung, gemildert und künſtleriſch gehoben durch das Maßvolle, Edle, Harmoniſche, das die klaſſiſche Kunſt auszeichnet. Erſt hier bekommt man eine Vorſtellung davon, wie jene doriſchen Tempelbauten, deren erhabene Schönheit wir bewundert, mit bildneriſchem Schmuck bedeckt geweſen ſind. Erſt hier ſehen wir die ernſtere, ſtrenger und kräftiger, aber darum nicht weniger poeſievoll geſtaltende doriſche Kunſt, die durch wenige Denkmale nur auf unſere Zeit gekommen iſt, während die heitere, an-

muthsvolle der joniſchen Griechen von Athen durch Originale und Nachbildungen uns weit geläufiger geworden iſt.

Rom und ſeine Herrſchaft haben auf ganz Sicilien nur ſehr wenige Spuren zurückgelaſſen. Nirgends jedoch waren die Beziehungen Roms beſſer, ſeine Herrſchaft dauernder und ſicherer auf der Inſel als in Palermo. Dennoch fehlt auch hier faſt jedes ſichtbare Zeichen dieſes Jahrhunderte langen Beſitzes. Ganz Italien, Südfrankreich, die Rheinlande weiſen mehr römiſche Architekturreſte auf, als dieſe bevorzugten Punkte Siciliens. Während der Kämpfe mit Karthago hat man zu Bauten wohl weder Zeit noch Luſt gehabt, ſpäter unterlag die Inſel einem Syſtem wüſter Erpreſſung, das immer nur nehmen, rauben, wegſchleppen, niemals aber etwas gewähren wollte. Nur einige große, kunſtvoll gearbeitete Moſaikfußböden, die aus römiſchen Wohnhäuſern Palermo's ſtammen, ſind aus dieſer Periode im Muſeum aufgeſtellt, in dem überhaupt Alles geſammelt wird an Bronzen, Vaſen, Marmor, was auf ſiciliſchen Ruinenſtätten ſich findet. Die Gothen, die Byzantiner, die während des früheſten Mittelalters hier gekämpft und geherrſcht, haben Selbſtſtändiges nicht hinterlaſſen. Nur als in ſpäteren Jahrhunderten nordländiſche Stämme ganz Sicilien unterjocht hatten und die Reſidenzen ihrer Fürſten, die Kirchen und Hallen mit künſtleriſchem Schmuck verſehen wollten, ward dieſer byzantiniſchen Werkleuten anvertraut, ſo daß wir die chriſtlich-griechiſche Kunſt erſt aus einer ſpäteren Epoche in Palermo vorfinden.

Dazwiſchen aber lag die zweihundertjährige Herrſchaft der Sarazenen, die Palermo, das nach allen Kämpfen und Beſitzwechſeln ſehr zuſammengeſchmolzen war, zu einer blühenden, großen und reichen Stadt gemacht hat. Das Vordringen der Araber längs der Küſtenlandſchaften des Mittelmeeres überflutete im 9. Jahrhundert auch Sicilien mit Sarazenenſchaaren. Das ganze Nordafrika, Spanien und die Inſeln kamen in die Gewalt der Muſelmänner. Sicilien beherrſchten ſie von Palermo aus. Ein eigener Emir reſidirte hier als Statthalter des Kalifen, Gelehrtenſchulen, Handelsniederlaſſungen entſtanden,

prächtige Moſcheen wurden erbaut, Paläſte und Wohnhäuſer mauriſchen Stils errichteten die Großen und Reichen der auf 300,000 Einwohner angewachſenen Stadt. Von all den Wunderwerken, der phantaſtiſchen Pracht hat ſich indeſſen nichts erhalten. Spanien, Algier, Tunis beſitzen werthvolle Denkmale mauriſcher Baukunſt, in Palermo hat der normaniſche Eroberer Robert Guiscard Alles zerſtört. An arabiſcher Kunſt fehlt es dennoch nicht in der ſiciliſchen Hauptſtadt. Es folgt nun die wunderbarſte Periode künſtleriſcher Entwickelung und Geſtaltung, die wohl einzig in ihrer Art ſein mag und in Palermo die herrlichſten Blüthen gezeitigt hat. Die nordiſchen Kriegsvölker, von den Byzantinern gegen die Araber zu Hilfe gerufen, eroberten Neapel, Sicilien, weite Strecken von ganz Italien, aber nicht um das Land den Scheinherrſchern von Byzanz zurückzugeben, ſondern um in eigenen Königreichen zu herrſchen. Nun ward Palermo die Reſidenz der Könige aus normaniſchem Geſchlechte. Der jugendlichen Heldenkraft dieſes Volkes entſprachen indeſſen keineswegs ſeine künſtleriſchen Fähigkeiten. Eine neue Cultur dem Lande zu geben, waren die Normanen nicht im Stande. Klug genug hatten ſie das eingeſehen und ſowohl die arabiſchen, wie herbeigezogene byzantiniſche Kräfte für die Geſammtcultur, für Kunſt, Wiſſenſchaft und Induſtrie ſich dienſtbar zu machen gewußt. Was aus dem Zuſammenwirken dieſer Elemente erblüht iſt und gerade in Palermo ſeine ſchönſten, großartigſten Denkmale hinterlaſſen hat, nennen wir den normaniſchen Stil. Arabiſche und byzantiniſche Formen, Gebilde, Charakterzüge weiſt Alles auf, was in dieſer Periode entſtanden iſt. Sie war die glänzendſte in der langen, wechſelvollen Geſchichte Palermo's. Ihre Bauten, Kirchen und Capellen, Paläſte und Landhäuſer, haben ſich zum Theil bis heute erhalten, einzig in ihrer Art, der intereſſanteſte Schmuck der wundervollen Stadt. Wir ſehen arabiſche Muſelmänner ihr beſtes Kunſtvermögen aufwenden zum Bau und zur Ausſchmückung der chriſtlichen Dome und Capellen der chriſtlichen Normanenkönige. Den Spitzbogen, den ſie aus fernem Oſten

hergebracht, ſchlagen ſie kühn und ſchlank zu den Gewölben, Kreuzgängen, Portalen, beleben mit ihm die Façaden der Kirchen. Die Deckwölbungen löſen ſie auf in Stalaktiten und Taubennester, ein lebhaftes Spiel der geſtaltenden Phantaſie dieſer Orientalen. Um die Frieſe, Wände, Geſimſe ſchlingen ſie farbige Bänder mit arabiſcher Goldſchrift. Die arabiſche Schrift ſcheint zu jener Zeit die herrſchende, mindeſtens die hoffähige geweſen zu ſein im Normannenreiche. Nun kamen die Byzantiner, ſetzten ihre Kuppeln auf die Dome, überzogen die Wände mit goldener Moſaik, auf der in leuchtenden Farben die Geſtalten der Apoſtel, Heiligen, Märtyrer, die Legenden der Chriſtusgeſchichte dargeſtellt waren. Sie belebten die Architekturen mit figuraler Plaſtik, mit dekorativen Reliefs; die Leuchter für die hohen Oſterkerzen, die Lettner, die Kanzeln wurden getragen und aufgebaut von Thieren, Drachen, Engeln, Geſtaltungen, die außerhalb des Vorſtellungskreiſes, der Kunſtübung, der Traditionen der muſelmänniſchen Araber lagen. Wenig und Unweſentliches iſt an künſtleriſchen Gedanken von dem Nordlandsvolke dem Stile zugebracht worden, der ſeinen Namen tragen ſollte. Aber es gehörte die Verbindung einer ſtarken, thatkräftigen politiſchen Macht, getragen von einem jugendfriſchen Volke, dem hier zum erſtenmale die Schönheit in Natur und Kunſt wie eine übermächtige Offenbarung aufging, mit jenen hochbegabten, aber in Schwäche und Dienſtbarkeit verfallenen Stämmen, die beide auf dem Bodem altorientaliſcher Cultur und Kunſtübung ſtanden, dazu, um den neuen Stil zu ſchaffen, als deſſen Geburtsſtätte Palermo betrachtet werden muß.

Die Wunderwerke, die er hier hinterlaſſen, erfüllen uns noch heute mit Staunen und Entzücken. Der Königspalaſt mit der Capella Palatina, die Dome von Palermo und von Monreale, Paläſte, Landhäuſer und Einzelheiten überall ſtammen aus dieſer glänzenden normaniſchen Zeit. Die Capella Palatina iſt das herrlichſte aller Gebilde derſelben. In mild gedämpftem Lichte liegt der Raum, den ſchlanke, mauriſche Spitzbogen, auf antike Säulen geſtützt, überwölben. Nur aus der byzantiniſchen

Kuppel quillt größere Helle in die heilige Stätte, auf den mit Marmorſchranken abgeſchiedenen Altar. Tropfſteinzapfen quellen aus dem Deckgewölbe hervor, alle Wände, die Kuppel, die Apſis, ja ſelbſt die ſchlanken Bogen, die das Gewölbe tragen, ſind mit Goldmoſaik bedeckt, mit farbenglühenden Darſtellungen aus der bibliſchen Geſchichte, umrahmt von verſchlungenen Bändern, auf denen Porphyr, Gold, Marmor Sterne, Roſetten, geometriſche Ornamente aller Art bilden. Ebenſo iſt der Fußboden mit ſolchen moſaicirten Linienverſchlingungen bedeckt, und Sprüche in kufiſcher Schrift ſchlingen ſich friesartig um die Höhe der Wände. Dem Altar gegenüber ſteht der ebenfalls von Marmor, farbigen Steinen und Goldmoſaik überzogene Königsthron, an deſſen Rückwand jetzt das ſavoyiſche Kreuz prangt. Hier fügt die Kunſt der Araber ſich in vollſter Harmonie mit der byzantiniſchen zu wahrhaft zauberiſcher Geſammtwirkung zuſammen, nirgends ſo rein, nirgends ſo ſtimmungsvoll, ſo feierlich ernſt und doch ſo üppig und reich hat der normaniſche Stil ſich entfaltet wie in dieſer kleinen Schloßkapelle. Selbſt der gewaltige Dom von Monreale mit ſeinen goldgrundigen Fresken, ſeinen ſchlanken Spitzbogen, ſeinen Stalaktiten und arabiſchen Inſchriften giebt uns nichts mehr, ſondern nur dieſelben Einzelnheiten vielleicht in geringerer Vollendung, in weit großartigeren Dimenſionen. Verfallene Schlößchen, die jetzt längſt zu anderen Zwecken verwandelt worden, ſuchen wir auf, die Cuba und die Ziſa, in deren Bau und Ausſtattung das arabiſche Element faſt ausſchließlich vorherrſcht, die im Auftrage der erſten Normanenkönige nur durch die Saracenen ausgeführt worden ſind, welche damals noch die breite Maſſe der Bevölkerung bildeten, allein im Beſitze der Fähigkeiten ſich befanden, deren der neue Staat für ſeine Cultur bedurfte. Dieſe Schlößchen, heute kaum mehr kenntlich, dürfen deshalb als rein ſarazeniſche Architekturen betrachtet werden; die Verbindung der arabiſchen mit der byzantiniſchen Kunſt verräth ſich hier in nichts.

Weitaus willkürlicher, lebhafter, phantaſtiſcher entfaltet ſich der ſiciliſche Stil an der Außenſeite des Doms in Palermo.

Marmor verſchiedener Farben, Poros und anderer Stein müſſen dazu dienen, das ganze Gebäude mit Spitzbogen, Liſenen, Geſimſen zu überziehen, die nur noch äußerlich den Bauſtil der Sarazenen feſthalten. Die Zeit war eine andere geworden, der kriegeriſche Stamm der Normanen, entartet, durch Factionen geſchwächt, fand nach kaum 130 Jahren in den Hohenſtaufen ſeine Erben und Nachfolger auf dem Königsthrone von Sicilien. Die Gothik wurde jetzt bald der beſtimmende Bauſtil. Der üppigen Prachtentfaltung der normaniſchen Periode folgte die kaum minder glänzende des genialen, kunſtbegeiſterten Hohenſtaufen Friedrich II., der ebenfalls in Palermo ſeinen Herrſcherſitz aufſchlug. Nicht ſo großartig, nicht ſo intereſſant ſind die Hinterlaſſenſchaften dieſer Zeit. Wir verweilen aber gewiß voll andächtiger Erinnerung, ſo oft wir auch den Dom betreten, in jener Seitencapelle, in der die rieſigen Porphyrſarkophage Heinrich's VI. und Friedrich's II. ſtehen, Kunſtwerke romaniſchen Stils an ſich, die wahrſcheinlich auch von arabiſchen Künſtlern herſtammen, welche den edelſten, genialſten der Hohenſtaufen eben ſo hoch verehrten, wie dieſer ſeinerſeits die Araber liebte, deren Wiſſenſchaft und Kunſt ihn mächtig anzog.

Doch auch die ſpäteren Zeiten haben Palermo viel hinterlaſſen, Vieles, was heute noch die Phyſiognomie der Stadt beſtimmt. Der Charakter des heutigen, modernen Palermo iſt vorzugsweiſe der einer ſpaniſchen Stadt. Balkons mit weit ausgeſchweiften, barok geſtalteten Balluſtraden von Schmiedeeiſen, überhängende Loggien, leicht verdeckt, die die oberen Stockwerke entlang ziehen, architektoniſche Schnörkeleien aller Art weiſen deutlich auf das Zeitalter hin, in dem die Spanier hier geherrſcht haben. So ſpiegelt jede Periode, jeder Beſitzwechſel ſich wieder in dem Angeſicht der ſiciliſchen Landeshauptſtadt. Vieler fremder Völker Gewalt hat die von der Natur wunderbar ausgeſtattete Inſel beherrſcht. Kurz waren immer nur die Zeiten des Glücks, lange die Kämpfe, Verheerungen, die Wirkungen der tödtlichen Schläge, welche Sicilien hat erleiden müſſen.

Das heutige Palermo geht, wie es ſcheint, einer Zeit der Blüte, des materiellen Aufſchwunges und auch des kräftig ſich entfaltenden geiſtigen, wiſſenſchaftlichen Lebens entgegen. Es iſt die einzige wahrhaft moderne Stadt in Sicilien, die einzige, in der man gern länger leben möchte. Wie die Stadt ſelbſt, ſo vereinigt auch die Landſchaft alle Reize, alle charakteriſtiſchen Schönheiten in ſich, die wir irgendwo in Sicilien vereinzelt angetroffen haben. Die Gebirge ſinken durchaus nicht zu der anmuthigen Lieblichkeit der Dimenſionen und Formen hinab, die ſonſt die Fluren der Goldmuſchel, die fruchtbeladenen Orangengärten und Rebengefilde kennzeichnet. Gewaltig, impoſant heben die ſteilen kahlen Kämme von Gneis und Kalkſtein ſich über die Flur ewigen Blühens hinaus; gleich hinter dem Bergſtädtchen Monreale, kaum eine Stunde von dem Geſtade des Golfs entfernt, beginnt eine rauhe Gebirgswildniß, die noch bis vor Kurzem als Heimath und Zufluchtsſtätte der Briganten in argem Verruf war. Dieſe Gegenſätze, der ſtarre, von Ziegen und Schafen abgeweidete Fels, der paradieſiſche Garten in der Ebene und das ernſte, blaue Meer, das hier nicht ſo lieblich glitzert und leuchtet, wie im neapolitaniſchen Golfe, ſie machen die Landſchaft von Palermo ſo unbeſchreiblich ſchön. Der Rang, den die Stadt neuerdings als klimatiſcher Kurort ſich erobert hat, ſichert auch die Trefflichkeit des materiellen Lebens und die Annehmlichkeiten einer Geſelligkeit, die zwar vorzugsweiſe eine internationale iſt, aber höchſt annehmbare deutſche Elemente in ſich beſitzt. Jeder in dieſer Stadt verlebte Tag bietet ein Bouquet von Genüſſen. Wir ſtudiren die Architekturen und Kunſtwerke aller Zeiten, ſchlendern durch Kirchen, Muſeen, Palaſthöfe, ergötzen uns an reizenden Straßenbildern, verkehren mit dem Volke, das zwar nicht die Feinfühligkeit, die geiſtige Anmuth, die angeborene Liebenswürdigkeit der Toskaner und Römer, aber glücklicherweiſe ebenſowenig die häßlichen Eigenſchaften des neapolitaniſchen Miſchvolks beſitzt. Es iſt ein gutgeſinnter freundlicher Menſchenſchlag, mit dem ſich leicht umgehen läßt. Freilich kann der Fremde nur von den Leuten ſprechen, denen er hier

in der Stadt begegnet. Die Köpfe der erſchoſſenen Briganten, die an allen Schaufenſtern in gräßlich treuen Photographien ausgeſtellt ſind, ſtrafen dieſe gute Meinung Lügen. Wilde ſtruppige Kerle mit wahrhaft beſtialiſchen Köpfen, ſtieren Glotzaugen, ſtark hervortretenden Backenknochen, ſehen ſie ſelbſt im Bilde ſchreckenerregend aus. Es mag in jenen unzugänglichen Bergen wohl noch ein ſchlimmer Menſchenſchlag hauſen, der da lebt wie die wilden Thiere und ausgerottet werden muß wie dieſe, wenn die Inſel vollſtändig zu Ruhe und Gedeihen kommen ſoll. Wie alle Gegenſätze, ſo treffen auch dieſe in der unmittelbaren Nähe von Palermo zuſammen. Keine Stadt iſt der modernen Geſittung, der Bildung, der Cultur feſter und ſicherer unterworfen, keine Landſchaft erfreut ſich einer rationelleren, ſorgſameren, erfolgreicheren Pflege als die palermitaniſche, nirgends aber erweiſt der Brigantaggio ſich unausrottbarer, nirgends findet er in der Bevölkerung mehr Schutz und Rückhalt als in den Gebirgsgegenden, die unmittelbar an die goldene Muſchel der paradieſiſchen Ebene grenzen. Der Staat hat hier noch viel zu thun, aber ſicher wird es ihm gelingen, das ſchöne Sicilien von ſeinen ſchlimmſten Feinden zu befreien.

Barcelona.

(1880.)



Barcelona.

Der ſüdliche Pyrenäen-Uebergang nach Spanien bietet weder großartige landſchaftliche Schönheiten, noch wilde Romantik. Die ſteil ins Meer hinausſpringenden Gebirgsketten ſind verhältnißmäßig ſchmal. Unmittelbar aus den Rebenäckern von Rouſſillon dringt der erſt ſeit Kurzem vollendete Bahnkörper in den Stein, bohrt ſich mittelſt mehrfacher Stollen durch denſelben, durchſchneidet dann einſame Thalgründe, in denen immer noch die Rebe zu gedeihen ſcheint, und langt ungefähr mitten im Gebirge auf der Grenze an. Reviſionen, Wagenwechſel, auch Prüfung der Legitimation dauerten nicht lange und waren nicht umſtändlich. Alles beeifert ſich, franzöſiſch zu ſprechen, ja ſelbſt Verſuche in deutſcher Sprache bekam ich zu hören. Zwei junge Schüler des Lyceums von Perpignan, die zu den Oſterferien heim nach Barcelona reiſten, rühmten ſich, in ihrer Anſtalt gut deutſch zu lernen. „Ich bin der Vater, ich bin der Mutter" plapperte der Eine in kindlicher Selbſtgefälligkeit. Mir war ihr Franzöſiſch entſchieden lieber und auch nützlicher, denn ſie kannten das Land, das wir bis zum Abend durchfuhren. Es bleibt gebirgig, freundlich, ohne ſich zu landſchaftlicher Schönheit zu entfalten. Bisher war es das Meer geweſen, das ſelbſt im Gebirge noch an den ſteinigen Klippen der Küſten brandete, in engen Buchten weit das Felsland durchſchnitt. Jetzt fuhren wir im inneren Lande, dem Strande fern, der erſt in Barcelona wieder erreicht wird. Die Catalonier ſcheinen arbeitſame Ackerbauer zu ſein, man ſieht die Felder überall gut beſtellt, wenn auch nicht mit jener gärtneriſchen Sorgfalt, die den Spaniern tiefer im Lande als Erbe der Araber verblieben iſt. Die Cata-

lonier dieſer Landſchaften ſind noch echte Kinder des Gebirges, die den heimiſchen Herd verlaſſen, anderswo Arbeit ſuchen, wenn zu Hauſe nichts zu verdienen iſt.

Vielen Verkehr bringt die Landſchaft der Eiſenbahn nicht. Nur ſelten ſteigt einmal ein Paſſagier ein, und dann auch nur, um zur nächſten Station zu gelangen. Alles trägt die Manta, den geſtreiften, deckenförmigen Ueberwurf, den die Leute mit Geſchick und Geſchmack über die Schulter, um den Körper zu werfen wiſſen, wie eine Toga. Spaniſch, das reine Caſtilianiſch, wird niemals geſprochen, von den Meiſten vielleicht kaum verſtanden. Es herrſcht bei Vornehm und Gering die catalaniſche Mundart, die für das Ohr eine frappante Aehnlichkeit mit dem Italieniſchen hat. So hilft der, welcher dieſer Sprache mächtig iſt, ſich leicht mit den Worten, auf die es ankommt, fort, falls er mit dem Franzöſiſchen ſcheitern ſollte, was hier indeſſen ſelten vorkommt. Die Fahrt nach Barcelona währt innerhalb der ſpaniſchen Grenze von Mittag bis etwa 6 Uhr Abends und hat nur in Gerona längeren Aufenthalt. Gerona liegt maleriſch mit ſeiner hochthürmigen Kirche an und auf einem Berge, blickt ſtolz auf die Landſchaft und bis zu den Pyrenäen hin, die hier zum letzten Male am Horizonte ſichtbar ſind. Die Gegend bleibt unbedeutend, bis die Dunkelheit jede Fernſicht verſchleiert. Um 8 Uhr blitzen die Gasflammen der Hauptſtadt Cataloniens auf, wir ſind für heute am Ziele.

Man ſagt, Barcelona ſei in ſeinem Leben und allen ſeinen Einrichtungen nach eine völlig franzöſiſche Stadt. Das iſt doch nur ſehr bedingt wahr. Schon wenn wir Abends in einer Droſchke, die hier, wie meiſt überall, die Form eines kleinen ſeitenſitzigen Omnibus hat und ihre Inſaſſen an den Gaſthöfen oder vor dem Centralbureau abſetzt, zur Stadt fahren, ſieht das Leben ſich ganz anders an. Freilich wohnen und bleiben wir in dem älteſten Theil derſelben, in dem Mittelpunkte, der aus engen ſchmutzigen Gaſſen gebildet und nur von einer breiten, baumbepflanzten Promenadenbahn durchſchnitten wird. Das iſt die berühmte Rambla von Barcelona, die vielleicht jetzt am

Abend ſich von allerbeſter Seite zeigt. An ihr liegen die Gaſthöfe, hier die großen Theater, dazwiſchen einzelne, allerdings ziemlich beſcheidene Luxusläden und ebenſo beſcheidene Kaffeehäuſer. Am Tage ſehen wir, daß meiſt der geſchäftliche Kleinkram ſich an der berühmten Rambla breit macht, daß die eigentlichen Geſchäftsſtraßen ſeitab auf dem Wege zur Kathedrale liegen. Doch zuerſt zum Gaſthof. Da herrſcht ſchon völlig ſpaniſche Art. Man verabredet, wenn man nicht arg übervortheilt ſein will, den Penſionspreis für den Tag. Darin liegt das Zimmer und die beiden Hauptmahlzeiten, das Mittagsfrühſtück, das aus drei Schüſſeln, gemeinhin Omelette, ein Fiſchgericht, Beefſteak oder Cotelette mit Käſe, Nachtiſch, Wein ꝛc. beſteht und das große Diner am Abend. Beide Mahlzeiten ſind reichlich und gut, wenn auch nicht von der culinariſchen Feinheit und Delikateſſe wie ſelbſt in den Mittelſtädten Südfrankreichs. Dieſe Gaſttafeln ſcheinen die hauptſächlichſten Speiſeanſtalten der Stadt zu ſein. Reſtaurationen, in denen man ſeine Mahlzeiten nimmt, ſind äußerſt ſelten. Deshalb bilden die Einheimiſchen, die unverheiratheten Kaufleute, Offiziere, Beamte die Hauptgeſellſchaft an allen Tafeln. Zu neun Zehnteln werden von ihnen die Plätze eingenommen, der Reſt bleibt den Fremden. Das hat ſeine Vortheile für dieſe letzteren, denn es wird entſchieden beſſer, abwechſelnder gekocht. So waren denn trotz Gründonnerſtag und Charfreitag in dem katholiſchen Barcelona die Mahlzeiten ſehr gut. Es fehlte weder an Fleiſch, noch an allem von der Kirche Geſtatteten und ich habe nicht bemerkt, daß Jemand auf die Fleiſchgänge verzichtet hätte. Als eine mir neue Delikateſſe danke ich Barcelona die Bekanntſchaft der „Languſtinen“. Das iſt eine Art von Seekrebſen, ohne Scheeren wie die Languſten, nur aus einem wurſtförmigen fleiſchigen Schwanze und einem hohlen Schalenkörper, ſcheinbar nichts als ein Mund, beſtehend. Die kleinen Thiere, von der Größe unſerer Flußkrebſe, ſchmecken außerordentlich gut. Sie beſitzen die zarte Feinheit des Fleiſches dieſer letzteren und zugleich das ſüße Aroma der Hummern. Man giebt ſie kalt, bricht die dünne Hülle auf und nimmt ein

Stückchen frische Butter dazu. Der Wein, ein rother, kräftiger Landwein, etwas paſtos, faſt ſüßlich, mundet beſſer, wenn man ihm einen kleinen Zuſatz von Waſſer giebt, der ihn leichter macht. Hat man ſich an ihn gewöhnt, ſo ſagt er Gaumen und Körper ſehr zu. Die Spanier ſcheinen überaus mäßig zu leben, im Eſſen und Trinken wenigſtens. Wein trinken ſie faſt gar keinen, Fleiſch eſſen ſie ebenfalls wenig. Dem Gemüſe in großen Haufen, das auch täglich in 3 bis 4 verſchiedenen Sorten auf den Tiſch kommt, und dem Nachtiſch von Früchten, Nüſſen, Roſinen, kleinem Gebäck, Mandeln ſprechen ſie ſehr viel ſtärker zu. An die Stunde bindet ſich Niemand. Kommt man in Frankreich, wo ebenfalls um 6 Uhr dinirt wird, erſt nach 8 Uhr an, ſo muß man ſich mit dem behelfen, was übrig geblieben. Hier finden ſich beim Beginne der Wirthstafel oft höchſtens ein halbes Dutzend Perſonen am Tiſche zuſammen. Jeder kommt dann wie er mag und wann er kann, für Jeden iſt das Mahl bereit, es wird zu Mittag gegeſſen bis weit nach 10 Uhr Nachts. Auch das gewährt dem Reiſenden Vortheil.

Heute jedoch waren wir um 9 Uhr fertig mit Nüſſen, Orangen und Kuchen. Auf die Rambla alſo! Das iſt ja das Ziel aller abendlichen Spaziergänger. Die vornehmere Welt beſucht zu ſo ſpäter Stunde die Rambla nicht. Dafür drängte das Volk ſich in dichten Maſſen den Promenadenweg auf und nieder. Die Männer in die farbige Cappa gehüllt, Sandalen an den Füßen, barettartige Aufſchlaghüte von ſchwarzem Filz auf den ſchönen dunklen Köpfen, Frauen nur wenige und dieſe in die ſchwarze Schleiermantilla gehüllt, gaben denn doch dem Straßenleben ein charakteriſtiſches, echt ſpaniſches Gepräge. Auch die Wandelbahn ſelbſt hat ihre Phyſiognomie für ſich. Sie nimmt, etwas über die Fahrdämme zu beiden Seiten erhoben, die Mitte der breiten Straße ein, während rechts und links die Wagen auf ſchlechtem Pflaſter verkehren. Die Rambla ſoll einſt ein tief in den Boden einſchneidender ſchmutziger Bach geweſen ſein, den man überwölbt und ſo die größte Schlagader des Verkehrs geſchaffen hat. Uns Fremden dient ſie als willkommene

Orientirungslinie. Mag man rechts oder links in dem Gewirre der Gassen sich nicht zurechtfinden, immer kommt man schließlich auf die Rambla und ist geborgen. Sie hat übrigens ihre vornehmen und geringer geschätzten Partien. Unten gegen den Strand hin wird sie öde, oben am anderen Ende ebenfalls. Im mittleren Theile aber halten zu beiden Seiten schmucke Catalonierinnen an breiten Tischen köstlich duftende Blumen feil, da entwickeln einige bizarr gestaltete Kirchen ihre Architekturmassen, da münden die schmäleren Hauptstraßen ein, da ist die eigentliche Rambla. Leider wird eben die starke Quaimauer abgebrochen, die Barcelona in stürmischen Zeiten vor dem Anprall des aufgeregten Meeres schützen mußte. Man hat den Hafen verbessert, dadurch ist sie überflüssig geworden. Die Stadt hat damit aber eine ihrer beliebtesten Promenaden verloren. Auf der Höhe des breiten Gemäuers schlenderte bis vor Kurzem die elegante Welt und erlabte sich an dem Fächeln der Seeluft, an dem Blick auf den blauen Horizont.

Nach der Ermüdung des langen Reisetages war die Hoffnung auf eine gute Nacht wohl berechtigt, leider aber vergeblich. Nicht etwa, daß man mit kleinen Wesen hätte kämpfen müssen, die man in Spanien für selbstverständliche Genossen zu halten gewohnt ist. Darin wird das Land arg verleumdet. In Gasthöfen, Zimmern, Betten herrscht eine, wenn nicht grade holländische, so doch immer anerkennenswerthe Reinlichkeit und Ordnung. Alle Fußböden sind mit Teppichen oder den Decken aus Spartegras belegt, das in den spanischen Bergen massenhaft wächst und viel verwendet wird. Die Nachtwächter waren es, die uns alle Stunden mit einem laut abgesungenen Verse weckten, der in ein langhallendes Ave Maria! auslief. Das förderte jedenfalls unser Seelenheil, beeinträchtigte aber das leibliche wesentlich. Am Morgen sucht man das nächste Kaffeehaus auf oder noch lieber den Chokolatier, denn die spanische Chokolade gilt bekanntlich als eine der besten der Welt, wird auch von den Einheimischen mit Vorliebe getrunken. Dann begann die Rundreise nach den Sehenswürdigkeiten.

Man muß in dieſer Beziehung nicht mit zu großen Erwartungen nach Barcelona kommen, nicht hier ſchon das zu finden meinen, was Spanien berühmt und intereſſant macht, mauriſche Cultur, hiſtoriſche Denkmale aus arabiſcher oder mittelalterlich chriſtlicher Zeit. Die Araber ſind zwar bis hierher vorgedrungen, haben indeſſen einen feſten Herrſcherſitz nicht errichtet. Catalonien war zu jener Zeit der viel umſtrittene Kampfplatz zwiſchen Franken und Mauren, bis Karl der Große das Land dauernd für das Chriſtenthum eroberte. Aus den Statthaltern wurden da unter ſeinen Nachkommen ſouveräne Herrſcher, Barcelona eine ſpaniſche Mark, mehrere Jahrhunderte lang die Hauptſtadt eines unabhängigen Landes. Von hier aus zogen die Ritter gegen den Islam ins Feld, der ſich weſtlich zu einer großen Macht entwickelt hatte, hier wurden die Schiffe gerüſtet, die gegen Corſaren und die ſaraceniſchen Herrſcher der Balearen Kriegszüge unternahmen. Das mag die glänzendſte Zeit für das Land und ſeine Hauptſtadt geweſen ſein, die ein Ende nahm, als durch Heirath Catalonien zu Aragonien geſchlagen und beide in einem großen Königreich vereinigt wurden.

Weſtgothen, Vandalen, ja ſelbſt die Römer, die hier eine ihrer großen Hafencolonien gegründet, haben keine Spuren, kaum ein erkennbares Trümmergeſtein zurückgelaſſen. Die Mauren konnten ihre Kunſt hier nicht entfalten. So finden wir denn vorzüglich nur Architekturdenkmale aus jenen Jahrhunderten, da Barcelona die Reſidenz cataloniſcher Fürſten geweſen iſt, alſo Kirchen, Kloſterhöfe, kleine aber ſehr ſchöne Reſte des romaniſchen Stils und der früheren Gothik. Das Alles iſt verſteckt, eingekeilt zwiſchen enge Gaſſen, gehüllt in Halbdunkel, das heute zu völliger Düſterheit wurde, weil der Himmel voll Regen hing und der Charfreitag alle Kirchenfenſter verhängt hatte. Der Kathedrale gilt in den ſpaniſchen Städten gemeinhin der erſte Beſuch. Aus der romaniſchen Kirche vom Beginn des zweiten Jahrtauſends n. Chr. iſt unter den Aragoniern ein mächtiger gothiſcher Bau geworden, gothiſch, wie man den Stil in Spanien verſteht. Man erſtrebt den Eindruck der Mächtigkeit, legt Nach-

druck auf große Verhältniſſe, Weiträumigkeit und Höhe; das Auflöſen aller Flächen, die Vertheilung aller Laſt auf fein gegliederte Syſteme von Streben, Dienſten, ſtützenden Bogen, das ſcheinbare Hinauswachſen in die Unendlichkeit der nordfranzöſiſchen und deutſchen Gothik ſind der ſpaniſchen unbekannt. Die Kathedrale wirkt impoſant, ehrwürdig, ernſt. Mächtige Pfeiler tragen Wölbungen von kühner Conſtruction. Der Rundbogen herrſcht in allen Theilen noch vor. Er ſcheint den Spaniern überall beſonders lieb; keine ihrer großen Kirchen, die man gothiſch nennt, mag ganz auf ihn verzichten. Der Bau erſcheint um ſo maſſenhafter und ernſter, weil ihm die großen gothiſchen Fenſter gänzlich fehlen, die in unſeren Domen eigentlich an die Stelle der Wände treten. Hier ſcheinen alle Fenſter willkürlich, wo man grade Licht braucht, in die Wand hineingebrochen; ein großer Theil der Wirkung gothiſcher Kirchen geht damit verloren. Endlich aber liegt der Chor nicht am Abſchluß, im oberen Kreuzarme des Baues, ſondern errichtet ſeine Schranken im Mittelſchiffe, recht eigentlich im Mittelpunkte der Kathedrale. Er hindert den freien Durchblick, die Ueberſicht über das Ganze der Architektur und damit die Wirkung, welche in gothiſchen Domen immer die größte iſt, ungemein. Man muß ſich hier an der Pracht, den künſtleriſchen Einzelheiten, dem ſtaunenswerthen Reichthum in der Ausführung dieſes ſtörenden Einbaues zu entſchädigen ſuchen. Da iſt alles aufgelöſt und überzogen mit üppigem Ornament. Bildſäulen, Holzſchnitzereien, Silber, Gold, koſtbare Steine ſcheinen das einzige Material zu ſein, aus dem dieſe Chorſchranken erbaut ſind. Die Chorſtühle für die Ritter des goldenen Vließes, jeder von einem holzgeſchnitzten Baldachin überwölbt, ſelbſt alle Werke der Holzſculptur, tragen Wappen und Namenszeichen der erſten Ritter, mit denen Karl V. hier ein Capitel abgehalten. Aehnliches finden wir in Brügge. Man führt uns auch hinab in die Grabkapelle, wo die Reſte der Heiligen beſtattet liegen, der die Kathedrale geweiht iſt. Ich denke, ſie heißt Eulalia. Dort ſpiegelt ſich das Licht unzähliger kleiner Lämpchen, die vom Gewölbe herabhängen in

Säulen von koſtbarem, halbedlem Stein und beleuchtet matt die Reliefſculpturen, die das Leben der Schutzheiligen ſchildern ſollen.

Die Kathedrale war den ganzen Tag über gepreßt voll. Es mußten Wachen an den Thüren aufgeſtellt werden, die den Verkehr regelten, zur einen Pforte die Andächtigen nur hinein, zur entgegengeſetzten ſie hinausließen. Dieſes Gedränge und die künſtliche Dunkelheit erſchwerten es weſentlich, ein Bild der Hauptkirche zu gewinnen. Dafür aber empfing man ein ſolches von dieſer Seite ſpaniſchen Lebens. Inbrünſtiger Frömmigkeit, lebhaften Aeußerungen tiefer Andacht, gläubiger Zerknirſchung begegnete man niemals. Gleichgiltig ließ das Volk ſich langſam durch den Dom ſchieben und drängen, ohne weſentlichen Antheil an den Acten der functionirenden Geiſtlichen zu nehmen. Ein ſolcher halb gewaltſamer Gang durch die Kirche ſchien den frommen Leuten zu genügen. Die lebhafteſten waren die Bettler an allen Thüren, auf allen Stufen, die beſonders den Fremden zudringlich anfielen. Der Nachmittag hatte die Menſchenflut etwas gemindert. Da konnte man ſich an vielen Einzelſchönheiten der Kathedrale ruhig erfreuen. Zu dieſen gehört beſonders das zierliche Fächergewölbe der Apſis, das ſich in ſchlankem Gerippe zum Halbkreiſe zuſammenſchließt, durch Fenſter reichlich Licht empfängt und zu den ſchönſten Gebilden der Gothik gezählt zu werden verdient. Noch maleriſcher iſt der Kloſterhof, ein Kreuzgang, der zur Seite der Kathedrale liegt, der erſte ſpaniſche Patio, den wir ſehen und einer der herrlichſten. Dieſe Patios, Binnenhöfe, ſind der charakteriſtiſche Schmuck ſpaniſcher Häuſer und vieler Kirchen. Hier kann man wohl nicht, wie ſonſt bei dieſen Gartenhöfen, an ein Erbe aus mauriſcher Zeit denken; es iſt eben ein Kreuzgang, ein Kloſterhof, wie wir ſie vornehmlich in Italien zahlreich finden. Arkaden von ſchlanken, zierlichen Spitzbogen umgeben das Geviert, einzelne Streben wachſen fialenartig daraus hervor, hier deutet eine Erhöhung über den einſtöckigen Arkadengang, dort eine Lücke an, daß vielleicht nur ein Theil erhalten geblieben iſt. Schöner könnte aber das Ganze kaum geweſen ſein als dieſe Reſte. Die feinen, ſchlanken Säulen,

das zierliche Gerippe der Spitzbogen, die alten Sculpturen an den Wänden, der Brunnen mit hoher Steinwehr und einer mittelalterlichen Bildsäule des Ritters St. Georg in der einen Ecke versetzen uns in eine gehobene Stimmung, in die Zeit, in der hier catalonische Klosterbrüder Luft und Erquickung gesucht, Processionen sich unter den Gewölben des Hofes bewegt haben. Sie umschließen einen Garten, in den zwischen Orangen, Mispeln, Oleander sich ein Fremdling gedrängt hat, ein schlanker Eukalyptus, dessen Blätter lebhaft im Winde wedeln.

Verborgener liegen die anderen Architekturen des alten Barcelona. Deutsche Freunde aber wissen den Weg. Ein anderer Klosterhof schließt sich an die Kirche der heiligen Anna. Bescheidener, einfacher, darum aber nicht minder anziehend als der der Kathedrale, füllt der Binnengarten sich mit Orangen und Oleander; wenn jene jetzt im Frühling voll goldener Früchte hängen, wenn dieser im Sommer voll rosenrother Blüthen prangt, muß man zwischen den zierlichen Säulen des Annenhofes umherwandern. An der Kirche Maria del Mar ein gothisches Portal, anderswo alte Mauerthürme aus vorgothischer Zeit, wieder weiter Ueberreste oder vielmehr Anfänge gothischer Architektur, die von den überladenen schnörkelreichen Bauten späterer Jahrhunderte überwuchert sind, das finden wir in der alten catalonischen Hauptstadt. Man sieht denn doch trotz aller Abweichungen und eigenartigen Gestaltungen, daß die nordische Gothik nicht wie in ganz Italien ein äußerlich Angeeignetes, kaum Verstandenes gewesen, sondern Jahrhunderte lang zu unbedingter Herrschaft in dem damals christlichen Spanien gelangt ist. War ja doch der Volksstamm der Westgothen, dessen Nachkommen die christlichen Könige und der Adel des Mittelalters angehören, ein dem unsrigen verwandter, waren doch hier antike Einflüsse und Traditionen niemals vorhanden, die in Italien zu jeder Zeit mitgewirkt haben bei Gestaltung kirchlicher und profaner Bauten. Die Zeit der Renaissance, der Herrschaft Kaiser Karls V., der in Spanien überall Karl I., als erster König dieses Namens, heißt, hat in Barcelona nur wenige Denkmale

hinterlaſſen. Das ſchönſte iſt wohl der Conſiſtorialpalaſt, der auf freiem Platze ſeine großartige Façade entwickelt, einen Binnenhof mit offener Prachttreppe und zur Seite ein gothiſches Kapellchen beſitzt. Der Treppenhof wirkt ſehr maleriſch und überraſcht durch edle, einfache und ruhige Verhältniſſe inmitten der Ueberladung mit Ornamenten und Steinſchnitzereien, die man ſonſt überall an den Bauten der verwilderten ſpaniſchen Renaiſſance findet. Die Bildniſſe der Herrſcher, die man in den einen Saal gehängt hat, zeigt man hier nicht als Kaiſer und Könige, ſondern als Grafen von Barcelona; ſowohl Karl der Große, wie Karl V. und die beſeitigte Königin Iſabella führen dieſen Titel. Man hat längſt die Provinzen anders vertheilt, kleinere Verwaltungskörper aus ihnen gemacht, aber die einzelnen Königreiche, die Grafſchaften und Fürſtenthümer fühlen ſich heute noch ſtolz als ſolche. Die Zuſammenſchmelzuug zu einem einheitlichen Staatsganzen hat ſich noch lange nicht· vollzogen. Deshalb vielleicht begnügen die Republikaner Spaniens ſich mit der conſtitutionellen Monarchie, die in dem Herrſcher wenigſtens einen Mittelpunkt beſitzt, weil eine Republik Spanien ſehr bald in ein ganzes Bündel kleiner Republiken zerfallen würde, in denen Ehrgeiz und Staatsklugheit gelegentlich wieder ihre Throne errichten könnten.

Doch nicht das alte Barcelona verdient vorzugsweiſe beſehen und durchwandert zu werden. Denn Barcelona iſt trotz der gewundenen Gaſſen, der maleriſchen Straßenperſpectiven, der ruinenhaften Ueberreſte aus früheren Zeiten, doch eine entſchieden moderne Stadt. Induſtrie und Handel füllen den Hafen, die Vorſtädte, und dringen weit hinaus ins flache Land. Die Catalonier ſind vielleicht der betriebſamſte, geſchäftskundigſte, bürgerlich tüchtigſte von allen ſpaniſchen Volksſtämmen, dennoch aber haben Ausländer ihnen auf allen Geſchäftsgebieten oft den Vorrang abgewonnen. Franzoſen zumeiſt, aber auch Engländer und ſehr viele Dutſche ſind hier mit Erfolg thätig. Man nennt Barcelona eine halb franzöſiſche Stadt. Mit noch größerem Rechte könnte man ſie als eine amerikaniſche bezeichnen. Bis

vor etwa 20 Jahren war sie eng in ihren Festungsgürtel eingeschnürt und alle Anstrengungen des Municipiums, diesen zu durchbrechen, die nicht selten sogar einen revolutionären Charakter annahmen, halfen nichts. Während fast alle andern Städte der Halbinsel aus früherer Größe hinabstiegen, zusammenschrumpften und verkamen, hob die rührige catalonische Hauptstadt sich schnell, wuchs und fand nicht mehr Platz, weder in dem geschützten Hafen, noch innerhalb der Ringmauern. Nun ist der Hafen mit weiteren Schutzwehren umgeben, die Mauern sind gefallen, Barcelona wächst hinaus nach allen Richtungen. So etwas wie diese Neustadt sieht man in Spanien nicht zum zweiten Male, sieht es überhaupt nur in den jugendlichen Städten jenseits des Oceans. Das weite Feld hat man in regelmäßige Vierecke getheilt, Plätze, Alleen, sogar ein Hippodrom vorgesehen, hat die Dörfchen an den nächsten Eisenbahnstationen mit in den neuen Stadtplan gezogen, und nun mag Jeder bauen wo er will innerhalb dieses Canevas. Zunächst läuft die Stadt in eine Anzahl angenehmer Promenadenstraßen aus, mit hohen uniformen, langweiligen Häusern, mit Gärtchen, in denen sogar schon die Palme vereinzelt an geschützten Stellen vorkommt. Dann aber sieht man einzelne Häuser mitten im Felde liegen, die billigere Bauplätze haben aufsuchen wollen. Aus der Citadelle ist ein parkartiger Lustgarten geworden; Barcelona erscheint wie ein amerikanisches Kind spanischer Eltern.

Seine Lebenskraft zieht es mehr aus der Industrie als aus dem Handel, obgleich auch dieser sehr bedeutend sein soll. Im Hafen lagen die Schiffe aller seefahrenden Nationen dicht aneinander gedrängt, in der kleinen Küstenvorstadt Barcelonetta erheben sich die Dampfschornsteine von Gußwerken, Maschinenfabriken und Schiffswerften. Am kräftigsten blüht hier aber die Baumwollen-Industrie. Sie versorgt fast ganz Spanien und führt sogar nach den verschiedenen Küstenplätzen des Mittelmeeres aus. Das bringt Wohlstand, neuen Reichthum in die alte Stadt und diese selbst sucht sich zu verjüngen: Man bricht alte Gassen fort, legt bequeme Straßenzüge an, hat sich ein

Theater erbaut, das zu den größten Europas gehören ſoll; locale Enthuſiaſten preiſen es ſogar als das größte der Welt. Leider hatte der Charfreitag die Pforten geſchloſſen, auch am nächſten Abende wurde nicht geſpielt und länger mochte ich nicht auf eine italieniſche Oper warten. So entging mir auch der Oſterzeit wegen der Genuß, zwei Gemälde von Fortuny, des größten zeitgenöſſiſchen ſpaniſchen Malers, zu ſehen, der leider in der Blüthe ſeiner Jahre hat ſterben müſſen. Sie hängen im Ständehauſe, deſſen Bewohner indeſſen ſammt und ſonders in der Kirche zu ſein ſchienen. Dafür geſtattete das freundlicher werdende Wetter Abends einen Spaziergang nach dem Felſen von Monjouy. Ein einſamer Steinblock erhebt ſich etwa 600 Fuß hoch unmittelbar aus dem Meere. Es hat einſt ein Wartthurm, dann eine Burg auf ſeiner Spitze geſtanden. Das liegt jetzt Alles in Trümmern. Aber als Orientirungspunkt, als Ausſichtshöhe lohnt der Berg reichlich einen Beſuch. Das alte, kirchenreiche, halbverwitterte Barcelona liegt unmittelbar zu unſeren Füßen, durchſchnitten von den breiten Baumreihen ſeiner Rambla. Heiter und freundlich ſtrahlen die modernen Viertel, die hellen Häuſer, die grünen Gärten, die geräumigen Plätze von dieſem Mittelpunkte nach allen Seiten aus. Man ſieht, daß das Gebirge nur ein weites Vorland bis zur Küſte frei läßt, in das einzelne Höhenzüge eindringen. Fern in blauer Luft zeigt man uns den Montſerrat, den bizarr geformten, grottenreichen Berg, in deſſen Höhlen ſeltene und ſchöne Cryſtallgebilde niederhängen, deſſen Haupt wie mit einer Säge in zwei Theile geſpalten ſcheint, wie die Legende ſagt, in der Stunde, da Chriſtus am Kreuze geſtorben iſt. Das macht den Montſerrat zu einer heiligen Stätte, zu einem großen Calvarienberge mit Klöſtern und Andachtsſtationen, zu denen die Catalonier wallfahrten. Wohl ſchien um anderer Zwecke willen ein Beſuch des iſolirten 3—4000 Fuß hohen Gebirgszahnes wünſchenswerth, allein das Wetter wollte nicht beſtändig ſchön werden. Einen Blick auf das Leben im Hafen, das ſelbſt am Charfreitage nicht raſtete, und auf das von der Abendſonne roſig durch-

flutete Meer gewährte die andere Seite des Panoramas vom Monjouy; damit konnte man ſich begnügen.

Die übrige Zeit in der erſten großen ſpaniſchen Stadt gehörte den Landsleuten. Handel und Induſtrie haben fremde Anſiedler in bedeutender Zahl hierher gelockt, Franzoſen wohl zumeiſt, doch auch viele Engländer, Amerikaner, Italiener und Deutſche. Dieſe Letzteren halten feſt zuſammen. Barcelona iſt die einzige ſpaniſche Stadt, die einen deutſchen Club beſitzt, ein angenehmes Lokal, an einem grünen Colonnadenplatze nahe der Rambla gelegen. Dort trinkt man ſeinen Kaffee, plaudert, lieſt die Kölniſche Zeitung, veranſtaltet gelegentlich auch Abendfeſte mit Damen. Der fremde Landsmann wird hier gern eingeführt und findet ſtets freundliche Unterhaltung. Doch Barcelona darf uns nicht zu lange in ſeinen Mauern halten, es giebt lohnendere Ziele, ſehenswerthere Punkte im Lande und ſo wurde denn nach kurzem Aufenthalt die Küſtenbahn benutzt, die in einem langen Reiſetage über Taragona, Tortoſa und das alte Sagunt, das heutige Murviedro, nach Valencia führt.

Valencia.

(1880.)

Valencia.

Es iſt zwar ein langer aber ein ſehr ſchöner Reiſetag, der uns von Barcelona nach Valencia führt. In Taragona verläßt man das Gebiet der alten Grafen von Barcelona und betritt das frühere Königreich Valencia. Das iſt gleichgiltig für den Reiſenden, der Land und Leute kennen lernen will, wird man ſagen, gleichgiltig beſonders heute, wo die Einzelſouveränitäten längſt in Provinzen zerſtückelt worden, die einem großen Königreiche angehören. In jedem anderen Lande mag dies der Fall ſein; Spanien hat aber dieſe ehemaligen Grenzen noch nicht zu verwiſchen vermocht, noch heute wird Alles anders, wenn wir von einem der früheren Sonderreiche ins nächſte gelangen. Die Natur ſelbſt ſcheint ſich da zu wandeln, die Menſchen bekommen andere Phyſiognomie, andere Geſtalt, kleiden ſich verſchieden; der kleine Verkehr bewegt ſich nur innerhalb des alten Landes. Bis Taragona war unſer Zug überfüllt, von dort an fuhren wir mit leeren Wagen durch das alte Königreich Valencia, die ſich erſt allmählich wieder füllten, als wir der Hauptſtadt uns näherten, mit den ſchlanken, geſchmeidigen Geſtalten, den gerundeten Geſichtern, die freundlich und wohlwollend ausſehen, mit den kleidſamen Mantas, die auch hier Vornehm und Gering trägt, die aber in Valencia beſtimmtere, lebhaftere Farben annehmen, meiſt roth mit andersfarbigen Streifen.

Hier kommt nun noch ein Anderes hinzu, um auch den Charakter der Landſchaft oder vielmehr ihrer Cultur zu verändern. Im Lande Barcelona ſind die Mauren nie dauernd ſeßhaft geworden. Valencia haben ſie Jahrhunderte lang be-

herrſcht, ihre Fürſten haben hier ein ſelbſtſtändiges Königreich errichtet, ſind immer wiedergekehrt, bis endlich 1238 der König von Aragonien ausführte, was ſelbſt dem großen Nationalhelden Cid nicht gelungen war, die Araber für immer von dem Boden Valencia's vertrieb. Ihre Denkmale haben ſie hinterlaſſen, wir ſehen ſie heute noch rings um uns her. Der Weg führt ſtets durch Küſtenlandſchaften. Es wechſeln dürre Strandebenen mit magerem Pflanzenwuchs ab mit gut bebauten Gefilden. Es öffnen ſich Ausblicke aufs Meer, es ziehen Gebirge, kahle, unbebaute Höhenzüge im Innern des Landes mit der Küſte parallel. Die See mag ſie einſt mit ihren Brandungen beſpült haben, das Vorland iſt ſichtlich erſt in ſpäteren Jahrtauſenden durch die Abſchwemmungen der Berge entſtanden. Wo, wie in Taragona, in Tortoſa eine Felsrippe ſich von der Gebirgsmaſſe loslöſt und bis zum Meere vorſpringt, da haben die Menſchen den Schutz zu Landeplätzen benutzt, ihre Vertheidigungswerke auf den Stein geniſtet, da hat fremde Eroberung immer zuerſt Beſitz ergriffen und ſich befeſtigt. Spanien iſt das Land der Eroberungen. Kein anderes kennt ſo viele Völkerſtämme als Herren über ſeinen Boden. Phönizier und Griechen, Römer und Carthager, Weſtgothen, Vandalen, dann die Araber haben hier nicht nur vorübergehend gehauſt, ſondernd dauernd geherrſcht, Reiche geſchaffen, ihre Cultur eigenartig entwickelt, bis ſie geſchwächt zerfielen und ihr Beſitz die Beute lebenskräftigerer Nachfolger wurde.

Immer aber war ſolche Herrſchaft eine monarchiſche, die Einrichtungen „feudale", wie wir heute ſagen würden. Dies hat großen Einfluß auf die Geſtaltung des Landes und Volkes gehabt, der ſich noch bis heute äußert, beſonders wenn man Spanien mit Italien vergleicht. Dort gelangten Municipien nach einander zur Herrſchaft, die Bürgerſchaft war ſouverän, im Vollbeſitze aller Macht, die Trägerin aller Cultur. Aus ihr gingen die großen Feldherrn, die großen Staatsmänner, die bedeutenden Künſtler hervor, aus ihr die Geſchlechter, die ihre Umgebung niedertraten, ſich den Fürſtenhut aufſetzten. Dort,

wenige Meilen von einander entfernt, alte Städte mit ſtolzen Bürgerpaläſten vornehmer Patriziergeſchlechter, die Kunſt überall am Wege, die Cultur und ihre Pflege eine ganz allgemeine, wie heute noch Spuren uns auf jedem Schritte verrathen. Hier in Spanien haben die Könige, welche Weſtgothen und Mauren ſich fertig mitbrachten oder die als Vaſallen des fern im Morgenlande thronenden Herrſchers ſich bald von dieſen loslöſten, um einen eigenen Thron zu errichten, in ihren Hauptſtädten geſeſſen; je größer ihre Reiche, deſto ärmer ſind dieſelben an Anſiedelungen, an denen wir Blüthen der höchſten Cultur zu ſuchen haben. Die chriſtlichen Könige traten nur in den Beſitz der vertriebenen Muſelmanen, bauten ihre gothiſchen Kathedralen an die Stelle der zerſtörten Moſcheen, beherrſchten von ihrer Hauptſtadt aus das Land. Bis zum Jahre 1500 bildete Spanien ein Bündel kleiner Sonderreiche und ſpäter hat, außer Philipp II. vielleicht, kein Herrſcher etwas gethan, um das äußerlich geeinte Spanien auch zu einem innerlich einheitlichen Reiche zu machen. So finden wir weder jene allſeitig vertheilte, wechſelvolle und doch gemeinſame Hochblüthe aller Culturen wie in den Municipien des alten Italien, noch imponirt uns die ſtarke, nach überall hin wirkende Centralmacht eines einheitlichen Reiches. Ihr Vaterland ſehen die Bewohner immer noch hier in Valencia, dort in Murcia, in Barcelona, in Caſtilien, Andaluſien. Die Bande, welche eine reiche Geſchichte von Jahrhunderten um jedes einzelne Ländchen geſchloſſen haben, ſcheinen unzerreißbar zu ſein; Madrid wenigſtens vermag ſie kaum zu lockern. Der fremde Beſucher lernt und genießt deshalb nicht minder. Er erkennt leicht den Sondercharakter jeder Landſchaft, geht den Spuren einer hiſtoriſchen und culturalen Vergangenheit nach, die überall ſich verſchiedenartig entwickelt hat, ſucht das Volk kennen zu lernen, das ſich überall anders zeigt.

Bis Taragona hin bietet weder der Landbau noch die Landſchaft etwas Ungewöhnliches. Felder wechſeln mit todtem Boden, einzelne Pinien, Obſtbäume, kleine Oertchen beleben freundlich die Flur. Das ändert ſich, ſobald wir dieſe Stadt

verlaſſen, mehr noch, wenn wir den Ebro überſchritten haben, der bei Tortoſa ins Meer geht. Die Pflanzenpracht ſteigert ſich mit jeder Station. Zwiſchen Wein, Obſtbäumen, Getreide erhebt der Johannisbrodbaum ſeine herrliche Krone, Palmen, einzelne freilich nur, ſchießen ſchlank in die Höhe, dann aber beginnen bald die Orangenwälder, die meilenweit das Land bedecken. Blatt, Frucht und Blüthe dieſes edelſten aller Fruchtbäume ſpenden gleichmäßig ſtarken Duft. Durch die geöffneten Fenſter trägt der ſanfte Abendwind das köſtliche Arom, das faſt berauſchend wirkt. Nirgends, weder in Sicilien noch auf den griechiſchen Inſeln, wird die Orange in ſolchen Maſſen gezogen wie hier. Man läßt den Stamm ſich nur ſehr wenig entwickeln, gleich über der Erde bildet ſich die breite, volle Krone, die Bäume ſehen aus wie Kugeln, grün mit Goldfrüchten und weißen Blüthen gleichzeitig bedeckt, die unmittelbar am Boden haften. Dazwiſchen blickt das alte gothiſche Gemäuer eines verfallenen Pilgerſpitals hervor, da ſehen wir Bauernhäuſer ſtrohbedeckt wie in unſeren Niederungsländern, alle in hellen Farben, gelb, blau, roth angeſtrichen; das Land wird lebhaft, heiter, ſtrotzt von üppigſtem Pflanzenwuchſe. Iſt nun Valencia von der Natur beſonders bevorzugt durch fruchtbare Ackerkrume, Klima oder ſonſtige Bedingungen? Durchaus nicht. Nur eine dünne Humusſchicht deckt den alten Meerboden, das Klima iſt längs der ſpaniſchen Küſte ein ziemlich gleichmäßiges. Einer Erbſchaft der Araber hat man dieſen Segen zu danken. Die Kunſt der Bodenbewäſſerung durch Ueberrieſelung iſt von keinem Volke höher entwickelt, praktiſcher verwerthet worden als von ihnen. Hier ſehen wir die erſten Proben davon. Sie ſtammen alle aus mauriſcher Zeit, dem chriſtlichen Volke gebührt kein anderes Verdienſt als das, für die Unterhaltung geſorgt zu haben; immer noch rühmenswerther als die noblen Griechen, welche Brunnen, Leitungen, Wege, die die Türken einſt angelegt haben, abſcheulich verfallen laſſen.

Nicht ſtolze Aquäducte wie die Römer hat das Maurenvolk geſchaffen. Alles ſieht beſcheiden, praktiſch, für die nächſten

Zwecke berechnet aus. In viereckigen Becken ruht das befruchtende Element. Canäle führen es nach allen Richtungen hin. Kleine Rinnen laufen von diesen wieder netzartig aus und tragen das Wasser jeder Pflanze zu. Diese Fürsorge macht das Land meilenweit zu einem einzigen Fruchtgarten. Sie steigert sich, wenn wir in die Nähe von Valencia, der Hauptstadt, kommen. Das Wasser, in dem der Koran schon die Ursache allen Lebens preist, wird gehütet wie ein Schatz. Eine bestimmte Glocke auf dem ehemaligen Minaret, dem Thurm der Kathedrale, giebt das Zeichen zur Vertheilung. Dann werden die Schleusen geöffnet, um mit dem zweiten Läuten geschlossen zu werden. Jeder District bekommt zu bestimmter Zeit seinen bestimmten Theil, im Sommer allwöchentlich, sonst alle vierzehn Tage. Es ist eine eigene Aufsichtsbehörde eingesetzt, die Uebergriffe straft, Klagen entgegennimmt, allein mit Ueberrieselungsangelegenheiten zu thun hat. Nur wo arabische Könige dauernd das Land beherrscht haben, finden wir derartige Anlagen, nirgends aber vielleicht bessere als um Valencia. In ihnen besteht aber hier eigentlich auch ihre einzige Hinterlassenschaft. Was man von Resten maurischer Architekturen in Valencia erzählt, ist mehr Phantasie oder die folgenden Jahrhunderte haben ihr Christenthum so dick darübergeklebt, daß wenig mehr davon kenntlich ist. Von den antiken Völkern scheint freilich im Lande so gut wie gar nichts übrig geblieben zu sein. Bei Murviedro, der Stätte des alten Sagunt, zeigt man ein Theater aus römischer Zeit; das ist wenig, wenn man an die große Zahl und die Blüthe der antiken Colonien denkt. Eben so wenig aber, gar nichts eigentlich, stammt nachweisbar aus westgothischer Zeit her; nur die Mauren und die katholischen Könige leben fort in ihren Werken. Die ersteren vielleicht noch im Volk. Ueberall wo sie dauernd sich festgesetzt hatten, finden wir den Menschenschlag schöner, graziöser, den Körper freier entwickelt, die Formen angenehmer, wenn auch nicht gerade die Intelligenz, den Bildungstrieb besonders hervorragend. Die Araber, ein Volk, begabt mit allen Reizen sinnlicher Schönheit, mit Phantasie und be-

wunderungswürdigem Formtalent, haben den Spaniern Manches von ihren Vorzügen und Fähigkeiten hinterlaſſen, das Meiſte iſt freilich verloren gegangen, in Blut ertränkt, in Weihrauchwolken erſtickt worden zum Schaden des Landes und des Volkes ſelbſt.

Spät Abends läuft unſer Zug in die alte Königsſtadt Valencia ein. Der Gaſthof in Barcelona konnte noch Anſpruch auf den Charakter eines franzöſiſchen Hotels machen, der in Valencia iſt eine ſpaniſche Fonda, aber nichtsdeſtoweniger gut. Unangenehm berührt es den civiliſirten Europäer nur, daß er zuvor den Preis genau verabreden muß. Immer geſchieht dies für den vollen Tag, das Zimmer und die beiden großen Mahlzeiten. Unterläßt man einmal die Anfrage nach dem Penſionspreiſe, ſo ſtrafen erhöhte Anſätze auf der Rechnung für ſolche Verſäumniß. Breite Treppen, ein Veſtibul im erſten Stock, ein geräumiger Vorſaal, der als Salon, Bureau, Empfangsraum für etwaige Beſuche dient, Zimmer mit Balkonen oder Miradors, wie man die mit Glas zu einer Loggia überbauten Balkons nennt, einen Speiſeſaal, in dem zu allen Stunden feſte Mahlzeiten eingenommen werden, das ſind die gemeinſamen Einrichtungen einer jeden Fonda. Nicht entſchieden genug kann das an allem Spaniſchen haftende Vorurtheil der Unreinlichkeit und Nachläſſigkeit in Betreff dieſer Gaſtanſtalten bekämpft werden. Man hält Zimmer und Betten äußerſt ſauber, alle Fußböden ſind mit Geflecht von Spartegras, Palmfaſern oder mit Teppichen belegt, man fühlt ſich gut aufgehoben in der beſſeren ſpaniſchen Fonda. Der Tiſch zeigt ſeine landesüblichen Eigenthümlichkeiten, eine Vorliebe für Miſchſpeiſen, für das Ragoutartige, an die man ſich erſt gewöhnen muß. Knoblauch indeſſen iſt eine der Gaſthofsküche des Landes gottlob gänzlich unbekannte Würze. Die Seefiſche ſagen dem in Frankreich verwöhnten Gaumen hier durchaus nicht zu. Die feinen Gemüſe indeſſen, junge Artiſchocken, leicht in Fett oder Oel gebacken, Erbſen, Spargel, dann das Geflügel, vor Allem aber der Nachtiſch mit Früchten, Süßigkeiten, Kuchen erfreuen am meiſten. Käſe ſcheint das arg herunter-

gekommene Land gar nicht oder so schlecht zu erzeugen, daß man einheimischen niemals auf den Tisch bringt. Am liebsten wird der rothe Edamer Kugelkäse genommen, daneben auch Emmenthaler. Das späte Diner machte uns mit spanischer Küche bekannt. Wir leben in den Ostertagen, da darf auch hier der Schinken nicht fehlen. Verlockend appetitliche Stücke wurden gereicht. Alle erwiesen sich aber so stark gezuckert, daß man auf ihren Genuß verzichten mußte. Und immer wo Schinken wieder erschien, schmeckte er völlig süß.

Der nächste Tag zeigte uns Valencia. Es ist das eine stille, aber eine wahrhaft historische Stadt. Das kleine Geschäft drängt sich in wenige Gassen zusammen, der Lebensmittelverkehr auf den Marktplätzen. Man frage hier und frage überhaupt in Spanien wenig nach eigentlichen Sehenswürdigkeiten. Das einzig Sehenswürdige ist das Ganze, das Gesammtbild, das jede der einzelnen Städte uns giebt. Deshalb schlendern wir zuerst scheinbar zwecklos, jedenfalls ziellos umher. Als Sitz alter Geschlechter, der Ritter und Vasallen der christlichen Könige bekunden Valencia die Menge großer Paläste. Woher, aus welcher Zeit sie stammen, das verräth ihr Aeußeres nur selten. Binnenhöfe, von Arkadengängen umgeben, deuten vielleicht auch auf die Maurenzeit, vielleicht auf die Renaissance. Aber Stil, Festhalten an bestimmten Formen muß man in diesem Lande nicht suchen. Ihren Charakter, ihren letzten Aufputz, unter dem alles Frühere verschwunden ist, haben die Palastbauten, die Conventе, Stifter, selbst die Kirchen Valencia's erst zur Bourbonenzeit, vor etwa zwei Jahrhunderten, erhalten. Barock ist das äußere Kleid, das man ihnen übergeworfen hat. Kein Wunder, daß die Prachtliebe der Spanier im überladenen Barock Gefallen findet. Prunkhaft treten die einzelnen Façaden hervor, überzogen mit Blumenketten aus Stein oder Gyps, mit Engeln, Riesen, Wappenschildern, breitem Blattwerk. Aber die beabsichtigte Wirkung wird erreicht. Doch versteckt sich zwischen diese Paläste der alten Königsstadt Schöneres, das wir lieber aufsuchen und in der Erinnerung festhalten. Hier finden wir in

ſchmalem Gäßchen ein reizvolles gothiſches Portal, deſſen üppige Ornamente ebenfalls ſpaniſchen Sinn und Geſchmack verrathen, dort meinen wir auf einen ſtehengebliebenen Reſt mauriſcher Architektur zu ſtoßen; in einen ſtillen Hof dringen wir neugierig ein, der einſt zu einem Kloſter gehört haben mag, jetzt von allerlei Volk bewohnt wird. Alte Bäume, Steintreppen, die in Abſätzen zum oberen Stock führen, farbige Fayenceplatten an den unteren Wänden geben ein maleriſches Ganzes. Aus ſolchen und tauſend anderen Kleinigkeiten ſetzt ſich das Bild einer ſpaniſchen Stadt zuſammen. Iſt das nicht mehr werth, intereſſanter und lehrreicher oft, als das Studium berühmter Monumentalbauten?

Es fehlt Valencia übrigens auch an ſolchen nicht. Wir kommen auf den Markt. Es wird feilgehalten trotz des Oſterfeiertages. Die Markthallen in Form geſchloſſener Bazare, alte einfache Anlagen, mögen vielleicht auch noch eine Erbſchaft aus arabiſcher Zeit ſein; nicht die Gebäude natürlich, aber die Einrichtung als ſolche, die das nördliche Europa erſt ſeit Kurzem kennt, die aber ſelbſt der kleinſten ſpaniſchen Stadt niemals fehlt. Noch entſchiedener mahnen an die Zeit der Araber zwei kleine Marktplätze, auf die mich mein Schlendergang durch Valencia führte. Der eine iſt quadratiſch, der andere kreisrund. In der Mitte ſprudelt ein Springbrunnen, der ſein Waſſer in offene Steinſchalen ergießt. Ringsum ſtehen Platanen. Die Häuſer bilden Arkaden, unter denen man Schutz vor Sonne und Regen findet. Auf dieſen kleinen reizenden Plätzchen entfaltet ſich das Marktleben. Orangen, Feigen, Eier, Gemüſe, von ſchönen Weibern feilgeboten, bringen lebhafte Farben in den geſchloſſenen Brunnenhof. Zumeiſt aber die Blumen. Aus Purpurnelken, Roſen, Malven, Heliotrop baut man Sträuße auf von der Größe unſerer Baumkuchen. Die winden die feinen Finger der ſchwarzäugigen Mädchen, öfter allerdings die fetten Hände ſtarkbeleibter Matronen aus hohen Bergen von Blumenvorrath. Das duftet und leuchtet gar herrlich.

Am Marktplatz nun finden wir eine der alten Architekturen,

heute die Seidenbörse genannt. Es ist das eine offene gothische Halle, deren Spitzbogen sich auf schlanke Pfeiler stützen, die den Raum dreischiffig theilen. Ein Portal, mit spätgothischer Zier überladen, führt in den schön disponirten Hallenbau, der nun vollständig verwahrlost ist, außen gelb getüncht, innen weiß. Soldaten hausten darin und gestatteten nur mit Mühe den Einlaß. Man giebt den Bau ursprünglich für das Schloß eines maurischen Fürsten, für einen Alcazar aus. Davon sieht man indessen keine Spur mehr; vielleicht nur die Stelle oder einiges Gemäuer mag benutzt worden sein. Später soll, natürlich in einem ebenfalls längst verschwundenen Palaste, Chimene, die Wittwe des Cid, hier gewohnt haben. An diesen castilianischen Ritter wird man nur in Burgos und in Valencia erinnert. Dort war seine Heimath, hier hat er noch mit seinem Todesritt in die Reihen der Ungläubigen Verderben getragen. Valencia hält das Andenken des Cid heute noch fest. Schon früh hatten die Araber Valencia unterworfen, hier einen Statthalter des Kalifen von Cordoba eingesetzt, der die christlichen Nachfolger der Westgothen ruhig unter und mit seinen Muselmanen leben ließ. Einer dieser Statthalter machte sich 1020, wie so viele andere Araber, zum selbstständigen Könige. Das maurische Reich verfiel damit in eine Anzahl kleiner Souveränitäten; Feindseligkeit, Eifersucht erwachten und schwächten bald das Volk, das in seiner vollen Jugendkraft im Fluge die ganze Halbinsel nicht nur erobert, sondern auch besiedelt und cultivirt hatte. Der Cid zog mit christlichen und arabischen Streitern gegen Valencia, eroberte die Stadt und gebot in ihr mit Zustimmung der Emire als Wali. Doch die Mauren rückten aufs Neue vor, um ihr Königreich zu erobern. Da erzählt man bekanntlich, daß der todte Cid, von seinen Getreuen auf die Babieca, sein Schlachtroß, gesetzt, mit dem Schwerte in der Hand, gefolgt von der Kämpferschaar, die Reihen der Sarazenen durchbrochen habe. Noch volle zwei Jahrhunderte aber, bis 1238, beherrschten die Mauren das Land, bis der König von Aragonien es dauernd dem Christenthume gewann. Was aber die begabten Araber

während eines fünfhundertjährigen Besitzes geschaffen hatten, das war nicht leicht zu vernichten, schwerer noch durch Anderes zu ersetzen. Die christlichen Könige besaßen zwar Heereshaufen, Ritter und Vasallen, aber sie besaßen eigentlich kein Volk. Während der langen Araberherrschaft waren die auf das östliche Gebirgsland zurückgedrängten spanischen Christen in tiefe Barbarei verfallen, ohne Kunst, ohne Cultur, voll Aberglaube und Unwissenheit, die die Priesterherrschaft großgezogen hatte. Zu vertreiben vermochten diese Kriegsschaaren wohl die durch Zersplitterung geschwächten Araber, aber nicht das ihnen genommene Land neu zu besiedeln. Nicht nur die Architekturen, die Mauern, Thürme, Schlösser, Moscheen blieben erhalten, auch das arabische Volk ließ man, nachdem die Könige vertrieben, das Christenthum eingeführt, die Moscheen in Kirchen verwandelt waren, zuerst ruhig im Lande wohnen, um dieses nicht zu entvölkern, die Cultur nicht zu vernichten. Man hat sich das Verhältniß damals vielleicht ähnlich zu denken, wie das zwischen Franzosen und Kabylen im heutigen Algier. Das Heer hat Besitz ergriffen, das Volk noch lange nicht. Es hat ja später, als die Mauren vertrieben worden, von Valencia aus, wie alte Aufzeichnungen berichten sollen, eine Art friedlicher Raub der Sabinerinnen ausgeführt werden müssen, um die Stadt nicht völlig veröden zu lassen. Die Ritter holten Frauen, Arbeiter und Dienerschaft aus den christlichen Königreichen; Lerida soll ihnen die meisten geliefert haben. Erst im 17. Jahrhundert unter Philipp III. wurde der Vernichtungskampf gegen die friedlichen Nachkommen der Araber, die Moriscos, mit voller Grausamkeit zu Ende geführt. Eine kunstverständige, betriebsame Arbeiterbevölkerung ward todtgeschlagen, vertrieben, gehetzt wie das Wild um des reinen Christenthums willen, nachdem man sie vier Jahrhunderte geduldet hatte im christlichsten Staate Europas. Ganze Bezirke sind deshalb in Oede und Wüstenei verfallen, Räuber und Schmuggler haben sich dort festgenistet, wo ehedem geschickte Ackerbauer, tüchtige Handwerker in Wohlhabenheit gelebt haben.

Valencia zeigt uns nichts von den düsteren Schattenseiten

jener traurigen Zeiten. Gewiß ſtammt Vieles, was wir hier an Bauwerken ſehen, noch aus mauriſcher Zeit. Allmählich iſt dann das Chriſtenthum darüber hingewachſen, hat geändert, umgeſtaltet, geſchmückt, auf alte Stämme und Reſte ſeine wuchernden Pfropfreiſer geſetzt, bis Aeußeres und Inneres vollſtändig anders, unkenntlich geworden ſind. Aber den Spuren ſolcher Umwandlungen nachzugehen, aus Kleinem auf Großes zu ſchließen, das Gemäuer, den Hufeiſenbogen, den freiſtehenden, vieleckigen Thurm nach ihrem Urſprunge zu befragen, das gewährt den größten Reiz in dem bunten Durcheinander der Jahrhunderte, die hier vor uns liegen.

Endlich kommen wir zur Kathedrale. Gewiſſe Stätten ſcheinen geheiligt von älteſter Zeit her. Oder jedes kommende Volk hat mit richtigem Blicke gefunden, daß man am ſicherſten auf alten Traditionen dem neuen Glauben Häuſer baut. Die Römer ſollen hier einen Tempel, die Weſtgothen eine Kirche, die Araber eine Moſchee erbaut haben, wo nun das Werk der katholiſchen Könige, das Gotteshaus der allerheiligſten Jungfrau, ſich erhebt. Was von Altem noch vorhanden, was an Conſtructionen beibehalten worden, wer weiß es? Wir finden den alleinſtehenden vieleckigen Glockenthurm, den ſie nach ſeiner Glocke den alten Michel, Miguelete, nennen, der ein Minaret geweſen ſein könnte, wir finden kräftige Rundbogenportale und zierlichſte, reich ornamentirte gothiſche, wir ſehen endlich Alles überrankt und überwuchert mit dem Prunk des Jeſuitenſtils, der in Spanien ſich ſo üppig entfaltet, wie in keinem Lande ſonſt. Nun deute man daraus die Entſtehung, die Vergangenheit, die Reſte früherer Architekturen. Das iſt nicht Stil, das iſt aber maleriſch, reich, üppig, prachtvoll, ein königliches Haus, das man ſeinem Gotte erbaut hat. Wir treten ein durch eine hohe Pforte. Sie iſt durchweg mit Bronzeblech beſchlagen, auf dem Darſtellungen in getriebener Arbeit ſich hervorheben, Sonne und Mond, Palmen, Oelbäume, Cypreſſen, Inſchriften, welche die Gaben der Natur preiſen. Die Kathedrale iſt ein impoſanter, in ſeinen Verhältniſſen großartiger Rundbogenbau, deſſen

Wirkung noch weit mächtiger ſein würde, wenn nicht, wie überall in dieſem Lande, der Chor ſtatt in den hinteren Abſchluß der Kirche in das Mittelſchiff gelegt wäre. Dieſes iſt vollſtändig verſperrt von hohen Schranken, Chorſtühlen, Lettnerpulten, Orgel; tritt man durch das Hauptportal ein, ſo hat man nicht den Ueberblick über die dreiſchiffige Kirchenhalle, ſondern ſteht vor einer Wand, die den Chor in ſeiner Hinterſeite abſchließt, und muß erſt durch Umhergehen ſich eine Idee von Grundriß und Plan der Kathedrale machen. Nichts iſt einheitlich hier. Was der katholiſche Eroberer Don Jaime 1238 begonnen, was die aragoniſchen Könige ſpäter vollendet, daran haben die folgenden Jahrhunderte weiter ihre Kunſt und ihre Frömmigkeit bethätigt. Ich kann mich hier niemals des Gedankens entſchlagen, daß mauriſche Einflüſſe, Vorbilder vielleicht, vielleicht geſchickte Arbeiter bei allen derartigen Bauten wirkſam geweſen ſein müſſen. Manche Capellen ſind gänzlich überſponnen von ornamentalem Formenſpiel in Gyps oder Stein. Das iſt nicht mauriſchen Stils, aber es iſt ebenſo ſinnlich reizend, ſo gedankenlos phantaſtiſch wie die Werke deſſelben; Tändeleien, um die Sinne angenehm zu beſchäftigen. Wir verlaſſen die Kathedrale durch ein anderes Portal, das uns die reinſte Gothik mit Heiligen, Baldachinen, Säulenbündeln, Spitzbogen, mit dem ganzen Reichthum zeigt, den die etwas Verwilderten hier im Lande lieben. Man will nur maleriſch, will prächtig, imponirend ſein, die Andacht verſteht ſich von ſelbſt.

Und nun ſteigen wir auf den alten Michel, den Thurm, der ſich als ein Achteck breit, derb, kräftig aufbaut bis zur Plattform und dann ein zierliches Käppchen darauf geſetzt hat. Die hiſtoriſche Königsſtadt mit den gewundenen Gaſſen, den Thürmen, Kuppeln und Paläſten liegt uns zu Füßen. Das Meer kaum eine halbe Meile entfernt, denn Valencia iſt Hafenſtadt und beſitzt ein Seebad; das Gebirge iſt gar nicht viel weiter. Der Guadataviar umſchließt die Stadt, die mit ihren Mauern und Thorthürmen aus alter Zeit ſich ausnimmt wie eine Feſtung. Am liebſten aber weilt das Auge auf der Huerta, der weiten

Gartenflur, die Valencia umkränzt. Das dunkle Laub der Orange, das Silbergrün des Oelbaums und der lichte, eben erſt erſchloſſene Blätterſchmuck der Maulbeere herrſchen vor, miſchen ſich freundlich durcheinander in dieſer von Waſſer durchrieſelten und erquickten Gartenebene, die ſich meilenweit um die alte Stadt ausdehnt. Solche Cultur giebt es in ganz Spanien immer nur da, wo einſt die Mauren gelebt und gearbeitet haben. Sie iſt von dem arabiſchen Volke dem chriſtlichen als ein koſtbares Vermächtniß geblieben. Dieſer Gartengürtel um die alte Stadt und die Nähe des Meeres gewähren einen Anblick, von dem man ſich ſchwer trennt.

Ein anderes Vermächtniß der Mauren iſt den Valencianern in der Kunſt hinterlaſſen, ſchön glaſirte Flieſen und Kacheln, die berühmten Azulejos, zu brennen. Sind die Farben auch nicht ſo leuchtend, die Muſter nicht ſo phantaſtiſch reich wie die der alten, ſo macht man doch ſchöne Arbeiten. Als wir Abends auf die Alameda, die öffentliche Promenade, hinausſchlenderten, ſahen wir an einem modernen, auf mauriſche Art eingerichteten Bade dieſe wohlgelungenen Fayencen angewendet. Doch all ſolch ein Werk erſcheint klein gegen die Vergangenheit. Das Bürgerthum vermag nicht emporzukommen in dieſem Lande, vielleicht großentheils durch eigene Schuld. Aber Spanien iſt ein Land der Monarchen und der Monarchien, ihrer Ritter und Vaſallen, heute noch wie zu älteſter Zeit, nicht ein Land des Bürgerthums, der ſelbſtſtändigen Entfaltung des Individuums, ſeiner perſönlichen Kraft, ſeiner Talente. Das muß man immer im Auge behalten, wenn man dieſes Land vorurtheilsfrei ſehen will. Schwärmerei iſt hier niemals am Orte.

Elche.

(1880.)

Elche.

(1880.)

Elche.

Alicante! Bei diesem Namen denken wir an üppig bebaute Landschaften, an Meeresküsten, von Weinbergen bedeckt, an Fruchthaine in paradiesischer Lage. Der Wein von Alicante gilt für das allerbeste, edelste Gewächs Spaniens, die Südfrüchte dieser Landschaft werden allen anderen vorgezogen. Ein nächtlicher Bahnzug, der einzige, der Alicante mit Valencia verbindet und zu einer Strecke von circa 30 deutschen Meilen volle zwölf Stunden braucht, brachte uns in kühler Morgenfrühe nach der Hafenstadt. Hier blicken wir erstaunt, überrascht, enttäuscht die Landschaft an, Hohe gelbgraue Kalkfelsen, auf denen kein Erdkrümchen haftet, kein Pflänzchen Nahrung findet, steile Wände, wilde Riffe, bis ins Meer vorgeschoben, von der Brandung mit Silberschaum beworfen, auf dem äußersten, steilsten dieser Riffe eine Citadelle, altes Festungsgemäuer, heute noch zur Vertheidigung der Hafenstadt benutzt. Das ist Alicante, die Stadt, die wir von Rebengefilden umkränzt wähnten. Rein landschaftlich konnte man sich der Ueberraschung wohl freuen, denn wildromantischer, malerischer, kühner modellirt hatte uns Spanien bisher noch keine geboten. Diese Küste könnte man den Häusern der Araber vergleichen. Von außen sieht Alles starr, unzugänglich aus, erst drinnen öffnen sich dem Blicke die paradiesischen Gärten, die lachenden Binnenhöfe. Die starren Küstenfelsen bergen die Weinäcker, die Orangenhaine und Maulbeerplantagen so vollständig, daß man hier nichts von ihnen sieht.

Alicante besitzt einen trefflichen Gasthof, gut verwaltet, sehr behaglich. Für die Spanier würde man sich einfacher haben ein-

richten können, aber viele Ausländer treiben hier Geschäfte. Mit gewissem Stolze erzählte mir ein einheimischer Tischnachbar, daß kürzlich erst wieder acht französische Häuser sich in der Stadt niedergelassen und große Weinexportgeschäfte unternommen hätten. Aber warum machen Sie das nicht selbst? fragte ich erstaunt meinen Alicantino. Was wollen Sie, sagte er, sich in die Brust werfend, wir besitzen die Rohstoffe, die Franzosen die Arbeit! Dieses kurze Wort giebt die bezeichnendste Kritik spanischer Geschäftsverhältnisse. Die Eisen- und Silberminen, die Wein- und Oelernten, die Fabriken und die Eisenbahnen befinden sich in den Händen von Franzosen, Engländern, Italienern, Belgiern, Deutschen. So ist es überall in dem von der Natur reich ausgestatteten Lande. Nur die Bestellung des Bodens ist den Eingeborenen verblieben. Große, sehr vermögende Grundherren lassen die Aecker, die ihren unveräußerlichen Besitz bilden, von den armen Leuten bebauen; einen wohlhabenden Mittelstand giebt es in Stadt und Land fast gar nicht.

Bis Alicante hatte uns die Eisenbahn gebracht. Der Tag wurde verwendet, um auf den Felsen umherzuklettern, am Strande zu schlendern, dem lebhaften Schiffsverkehr zuzuschauen, der bedeutend zugenommen hat, seit die Eisenbahn das Innere des Landes erschließt, dessen Erzeugnisse dem Hafen zuträgt. Flaggen aller Nationen sah man in dem lebhaften Winde spielen, französische und englische Dampfer sprechen hier regelmäßig vor, Segelschiffe kommen zahlreich. Doch besteht der Hauptverkehr wohl in der Küstenschifffahrt. Nun sollte für einen kurzen Tag die Bahn verlassen werden. Es ist mißlich, ein Land nur durch die Fenster der Eisenbahnwagen kennen lernen zu wollen. Deshalb sollte nun die spanische Postkutsche versucht werden. An jedem Morgen fährt sie mitten durch das Land von Alicante nach Murcia. Ein Platz im Coupé ward genommen, beim Mittagessen der feurige, aber sehr schwere Wein des Landes versucht; am nächsten Morgen gegen 8 Uhr versammelten sich die Fahrgäste vor dem Bureau, einer kleinen Bude mitten in einem geräumigen Hausflur, aus dessen dunklem Hintergrunde später

die Maulthiere hervorgeholt wurden. Bunt genug ſah es hier aus. Zwei in ihre Mäntel gehüllte ſpaniſche Kaufleute theilten mit mir den beſten Platz des alten klapprigen Wagens. Hinten ſtopften ſich Landleute hinein, die rothgeſtreifte Manta um die Schulter geworfen, in Kniehoſen mit vielen blanken Knöpfen, ſammtner Weſte, breiter rother Leibbinde, in der man Geld, Meſſer, Tabak, Cigarettenpapier barg. Es waren die erſten Volkstrachten, die mir im Lande zu Geſichte kamen. Am tollſten ſah es aber oben auf dem Verdeck der Poſtkutſche aus. Dahin wurden zuerſt unter ein niedriges Regendach Ballen, Koffer, Säcke, Kiſten, Packete aller Art geborgen, dann kletterte allerlei Volk hinauf, hockte, lag, ſaß, kauerte zwiſchen dieſem Waarenchaos, das ins Tanzen kam, und den Leuten arge Rippenſtöße verſetzte, ſobald der Wagen ſich in Bewegung ſetzte. Fünf rothbetroddelte Maulthiere, blank angeſchirrt, mit Schellen behangen, wurden lang vorgeſpannt, das vorderſte allein, den Zug führend. Endlich kam der Leiter des Ganzen, der Majoral, den wir Schaffner nennen würden, ſetzte ſich neben den Kutſcher, ein ſchmutziger Junge lief nebenher, es ging los. Das war ein Vergnügen, bei dem es zwar auch auf unſeren bevorzugten Plätzen manchen Rippenſtoß abſetzte, den man aber geduldig hinnahm. Mit den Thieren wurde während des ganzen Weges verhandelt. Bald ſprach der Eine, bald der Andere ihnen freundlich zu, bald ſchimpfte man ſie aus, die Peitſche knallte ewig dazwiſchen und als äußerſtes Reizmittel hatten alle Drei die Taſchen voll ſpitzer Steine, mit denen ſie nach den Maulthieren warfen. Dieſes unermüdliche Schreien, Peitſchen, Lärmen muß den Leuten ſelbſt Spaß gemacht haben, die Thiere bedurften ſo energiſcher Anſpornungen kaum. Es ging mit luſtigem Geklingel faſt immer im Galopp dahin, ſo daß Menſchen, Ballen, Koffer oben auf dem Dache arg durch einander wirbelten. Die Maulthiere zeigten ſich als wahre Eulenſpiegel, jede Anhöhe jagten dieſe ſchellenlauten Thoren in wildem Galopp hinan, dann ſetzten ſie ſich bedächtig in Trott, ſo daß es langſam wieder hinunterging. Es war eine eigenthümliche Fahrt.

Die Landſchaft bot anfangs ſehr wenig Reiz, wenig Wechſel. Vom Meere glänzte ein ſchmaler Streifen links am Horizont auf, die wellenförmige Ebene war nur ſehr mäßig unter Cultur, Dörfer, Anſiedelungen, Einzelhäuſer ſah man auf langer Strecke gar keine. An einem einſam im Felde liegenden Wirthshauſe wurden zu allem Uebrigen noch einige Säcke mit Johannisbrod auf den Wagen gepackt, als Futter für die Maulthiere, und fort ging's weiter wohl gegen drei Stunden lang. Da ward das Bild plötzlich ein anderes. Palmenwälder erhoben ſich aus der bisher kahlen Flur, tauſende ſchlanker Dattelpalmen füllten die ganze Thalbreite aus, ſo daß man ins dichte Dunkel hineinſah. Dort lag Elche. Abgeſchieden von den großen Heeresſtraßen des Verkehrs, geborgen in tiefer Einſamkeit hat ſich hier ein Stück arabiſches Land, eine mauriſche Oaſe in voller Reinheit und charakteriſtiſcher Schönheit erhalten. Neues mögen die Chriſten, die die aus derſelben vertriebenen Moriscos erſt ſehr ſpät erſetzt, nicht zu ſchaffen vermocht haben. So iſt Alles beim Alten geblieben. Schnell rollt unſere Poſtkutſche dem Orte zu der völlig hinter Palmen verſteckt iſt. Das Ganze wirkt zauberiſch. Man könnte meinen, daß eine Fata morgana ein Stückchen Oaſe aus der Sahara vom nahen Afrika hier wiederſpiegele, ſo plötzlich, ſo überraſchend erſcheint dieſer Palmenwald mit den dachloſen kleinen weißen Häuſern darin dem Fremdling. Denn auch dieſe niedrigen Wohnungen ſind völlig arabiſch. Würfelförmig, die platten Dächer nicht ſichtbar, Fenſter ſelten in den Außenwänden, alle weiß getüncht liegen ſie im Schatten der ſchlanken Bäume, durch deren graziöſe Blätterwedel die Sonne dringt, um mit ihren Strahlen auf dem zarten Grün des Bodens zu ſpielen. Die Kutſche nimmt hier den erſten längeren Aufenthalt, Alles klettert hervor, heraus, hinab, die Leute öffnen ihre Henkelkörbe, ohne die kein Spanier reiſt, um Brod, Wein, Käſe, Wurſt, Orangen zum Frühſtück hervorzuholen. Wir halten vor einer Poſada. Das iſt die niedrigſte, ſchlichte Art der ſpaniſchen Gaſtſtätten, wie man ſie auf Dörfern ausſchließlich findet. Die Wirthin hat das Frühſtück bereit. Nur wir Drei

folgen ihrer Einladung. Das Innere der Schenke bildet einen einzigen hohen Raum mit Bretter- und Balkendecke, wie die Spanier sie von den Mauren entlehnt haben. Eine Art offenes Cabinet ist in diesem Raum abgeschlagen und zum Speisezimmer für die Touristen eingerichtet worden. In einer hinteren Abtheilung sehen wir den Herd, vollständig aus lebhaft bemalten, glasirten Fayenceplatten erbaut. Auch die Wand ringsum ist mit weiß und blau gemusterter Fayence bekleidet, eine Art Schenktisch, auf dem hohe, schlank und edel geformte Thonkrüge, die das Wasser kühl halten, stehen, ebenfalls. Die Tafel ziert eine hohe Blumenpyramide von Rosen, Anemonen, Nelken, Orangeblüthen, Malven, ein wahrer Thurmbau von köstlich duftenden Sommerblumen. Die Wirthin mit ihrer Magd läßt sich die Stillung unseres Hungers angelegen sein. Sie trägt erst Omelette, gefüllt mit zarten Spargelspitzen, auf, dann große Schüsseln saftiger Cotelettes, Alles in Fülle, Alles vortrefflich, Alles sauber. Dabei erzählt sie mit Lachen, daß gestern ein vornehmer Herr, ein Alemano mit zwei Damen, bei ihr eingekehrt sei, um Elche zu besehen. Die hätten aber kein Wort spanisch verstanden, eine Verständigung sei unmöglich gewesen, dennoch wären sie satt bei ihr geworden und sehr zufrieden mit der Posada gewesen, schloß sie mit berechtigtem Selbstgefühl. Das konnte sie wohl. Der Wein war besser als in den großen Gasthöfen, zum Nachtisch bedeckte sich die Tafel mit Edamer Käse, Orangen, Rosinen, Mandeln, Nüssen, Feigen und kleinem Gebäck; die Frau schien offenbar auf Touristenbesuche eingerichtet.

Der Majoral ließ sichs wohlschmecken. Kutscher und Pferdeknechte saßen draußen ebenfalls fest bei ihrem Weinkruge, man hatte offenbar keine Eile, wieder aufzubrechen. Da konnten wir noch ein halbes Stündchen uns Elche mit seinen Palmenwäldern ansehen. Die lebhaft gekleidete Bevölkerung war am Wege, im grünen Tropenhaine. Da endete denn die Täuschung, als ob wir uns in Afrika befänden. Schwarzäugige, vollbusige Mädchen fanden wir dort. Der Kattun hat freilich alle Volkstracht verdrängt; jedes der Weiber trägt aber eine Rose, einen

blühenden Akazienzweig, eine rothe Nelke im Haar, bei der Arbeit wie am Feste; das ist selbstverständlicher Schmuck, der täglich vom nächsten Gebüsch gebrochen wird. Die breiten rothen Gürtelbänder, die grellstreifigen Mäntel, das um den Kopf gewundene, rothmustrige Tuch, die weißen Strümpfe, die Hosen mit den kleinen blanken Knöpfchen der Männer heben sich wirksam gegen den dunkeln Hintergrund des Palmendickichts hervor. Man ist mit der Cultur der Bäume immer beschäftigt. Die Dattelernte war fast beendet. Nur selten sah man einen der malerisch gekleideten Burschen den schlanken, biegsamen Stamm hinanklettern. Er schlingt ein Seil um den Baum, schlägt die Enden um seinen Gürtel, stemmt die Füße gegen den Stamm und läuft so hinauf wie eine Katze, indem er die Schlinge immer ein Stück höher hinaufschnellt. So machen es auch die Araber. An jedem glatten Stamme würde das Seil hinabrutschen, hier aber halten die Schuppen und Spitzen, die den Baum bedecken, die Schlinge fest. Im Schoße hängt ein Bastkorb, in diesem liegt das Messer. Oben säbelt der Mann in seiner völlig wagerechten Lage, die Füße gegen den Stamm gestemmt, die traubenartig herabhängenden Früchte ab, läßt den Korb, wenn er gefüllt, an einer Schnur hinab, damit er geleert werde, und kommt nicht herunter, ehe nicht alle reifen Früchte geerntet sind.

Diese Flur von Elche ist der einzige Bezirk in Europa, in dem die Palme nicht nur als Zierbaum, sondern um ihrer Erträge willen gezogen wird. Die Cultur stammt natürlich aus maurischer Zeit, die kleinen Gräben und Wasserrinnen, die wie ein dichter Rost den Boden durchziehen, um der Pflanze die Nahrung zuzuführen, die sie in reichem Maße verlangt, ebenfalls. Ohne diese künstliche Bewässerung wäre in dem trockenen Lande die Palmencultur unmöglich; die Spanier würden ohne das Vorgehen der Araber das Werk der Berieselung aber kaum ausgeführt haben. Die Früchte, von denen wir einen Teller voll ebenfalls auf unserer Frühstückstafel fanden, stehen den afrikanischen indessen an Güte wesentlich nach. Es mangeln ihnen die Fleischigkeit, die Würze und Süße jener, sie sehen

aus wie Eicheln, fest, hellbraun, kaum größer als dieſe. Man verſendet ſie aber durch ganz Spanien und macht guten Erlös. Faſt noch beſſer lohnt das Geſchäft mit Palmzweigen in Elche. Einzelne Palmen werden im Frühjahr feſt umwunden, wie ein krankes Bein. Die langen Zweige und Blätter ſollen damit gänzlich der Luft und dem Lichte entzogen werden. Schön ſehen ſolche eingepackte Bäume nicht aus. Die Blätter ſterben nicht völlig ab, aber ſie werden bleich, zart, faſt ganz weiß. Bis gegen den Herbſt währt die Marter, der man den edlen Baum unterwirft. Dann erlöſt man ihn und erntet die Palmzweige, die am Sonntage vor Oſtern in der Kirche geweiht werden. An jedem Hauſe in Spanien hängt ſolch ein Zweig das ganze Jahr hindurch. Hier in Elche fehlt derſelbe nirgends. Es wird ein blühender Handel mit dieſen Palmwedeln getrieben, von dem die Kirche wahrſcheinlich den größten Vortheil zieht. In Ballen verſendet man die Waare an die Biſchofsſitze, in die großen Diöceſen, wo ſie geweiht und dann verkauft werden. Selbſt Italien bezieht einen Theil ſeines Bedarfs von hier und was in Frankreich Luxus treiben will, kauft am Palmſonntage ſeinen „Rameau“ aus Elche.

Inzwiſchen war wohl ein Stündchen vergangen, der Majoral forderte zur Weiterfahrt auf, Alles kletterte wieder auf ſeinen Platz. Es war ein ſonnenheller Tag, die Fahrt mit dem munter ſchellenden, immer galoppirenden Maulthiergeſpann eine luſtige. Man ſieht da doch das Volk, den kleinen Verkehr mit ſeinen wechſelnden Geſtalten, thut wirklich einen Blick ins Innere des fremden Landes. Die Straße, ein hoher, vorzüglich in Stand gehaltener Fahrdamm, war überall belebt. Hier trottete auf blankbeſchirrtem, roth betroddeltem Maulthiere ein Prieſter daher, beide Beine wie ein Weib zur einen Seite niederhängend, Karren verkehrten zahlreich, alle gleich ausgerüſtet. Das zweirädrige Geſtelle trägt ein gewölbtes Linnendach. Wie ein dicker Bauch hängt unten aus dem Gefährt ein Faß tief herab, die einzige Ladung, die der Karren führt, außer einer Art Pfanne von Kupfer, die an der Hinterſeite aufgeſchnallt iſt. Weiber, Bauern, auch wohl Bewohner der entfernten Marktflecken, in

die bunte Manta gehüllt, benutzen ihre Esel ebenfalls zu kleinen Ausflügen, alle sitzen sie quer auf dem Thiere; keiner Frau begegnet man ohne die leuchtende rothe Rose im Haar. Aber auch ernstere Staffage belebt die Straße. Alguazils mit Napoleonshüten, Tressen, Lederzeug, reich uniformirt, den Carabiner im Arm, begegnet man wie auf jedem Bahnhof, wie überall in Spanien, so auch hier, alle Augenblicke. Sie patrouilliren hin und her, halten strenge Wacht, verkehren sonst aber freundschaftlich mit den Leuten. Zum Plaudern scheinen sie immer aufgelegt. Fast jeder spricht unsern Majoral an, bittet um Feuer, nimmt auch eine Cigarette und das geschieht nicht ohne längere Unterhaltung. Die überall noch zweifelhafte Sicherheit des Landes, die große Zahl der Räuber und Strolche, an denen Spanien leidet, seit der Zeit, da man die Mauren gewaltsam vertrieben und damit weite Landstriche verödet hat, mag solche strenge Aufsicht wohl erforderlich machen. Bekamen wir doch an dem einen kurzen Tage verschiedene solcher Verbrecher zu sehen. Erst begegneten wir einem wüst aussehenden Kerle, an den Händen gefesselt, von zwei Bewaffneten escortirt. Am Nachmittage kam gar ein geräumiger Karren daher, ganz gefüllt mit Uebelthätern in Ketten, begleitet von einem Trupp Soldaten und Gensdarmen. Und hier befinden wir uns in einem der fruchtbarsten, einem sichtlich wohlhabenden Landstriche. Schlimmer mag es droben in den unwegsamen Gebirgen um die Sicherheit bestellt sein.

Dieses Gebirge begleitet zur Rechten unsern Weg. Anfangs kaum mehr als ein Hügelzug zu nennen, wachsen seine Formen zu gewaltigen Kalksteinwänden an und geben damit der Landschaft einen stolzeren Charakter, einen romantischen Hintergrund. Die Flur, durch die unsere Kutsche rollt, trägt Maulbeeren, Oelbäume, Granaten, Feigen, unter denen überall noch Getreide gebaut wird. Ueber dieses Einerlei wachsen dann ab und zu die Dattelpalmen hinaus. Man kann immer sicher sein, wo wir in der Ferne solchen Palmenhain erblicken, da muß ein Flecken, ein Dorf, ein Städtchen sich befinden, das im Schatten dieser Oase liegt. Der Palme genügt das freie Feld

nicht, ſie braucht Menſchen, braucht regelmäßige Waſſerverſorgung, ſtete Pflege. Wo Palmen ſtehen, da wohnen immer auch Menſchen in unmittelbarer Nähe, das iſt die Regel ohne Ausnahme. Und oft an dieſem Tage grüßen ſolche ausgedehnte Palmenculturen uns aus der Ferne. Elche iſt zwar die größte, berühmteſte derſelben, aber lange nicht die ſchönſte. Denn das nahe Gebirge kommt jetzt dazu, um die Landſchaft zu ſchmücken. Eigenartig, wunderbar maleriſch wie nirgends bisher, liegt dieſe vor uns. Iſt das arabiſch, iſt das ſpaniſch? ſo fragen wir uns immer wieder, wenn wir in die Nähe eines der kleinen Oertchen kommen. Beides könnte ſein, es trägt eben Alles den Miſchcharakter, die Züge mauriſcher Vergangenheit und ſtreng katholiſcher Gegenwart; trägt ihn hier ausgeprägter, reizvoller als in dem Lande, das wir zuvor kennen gelernt haben. Das röthliche Grau der kahlen Kalkſteinwände oder der tiefblaue Himmel bilden den Hintergrund. Die einzelnen weißen Häuſerwürfel liegen verſtreut auf den Vorſtufen des Gebirges, über, neben einander. Hier hebt ſich ein Kuppeldach, dort ein ſchlanker, viereckiger Thurm über die niedrigen Wohnungen hinaus. Das könnten eben ſo gut Moſcheen und Minarets ſein, als chriſtliche Kirchen und Glockenthürme. Dazwiſchen Palmen überall. Wohl ſtaunt man den Palmenwald an, wenn man ihn zuerſt betritt; weit ſchöner, maleriſcher aber erſcheint uns der ſchlanke Baum mit den lang herabhängenden Wedeln einzeln. Wenn ſein dunkles Grün vom flimmernden Kalkſtein des Gebirges, von dem tiefen Blau des Himmels ſich abhebt, dann erſt erkennt man ſeine majeſtätiſche Schönheit. Solchen Anblick gewährt jeder der kleinen Orte, die wir im Laufe des Tages berühren, beſonders das kleine Calloſa. Ein verfallenes Maurenſchloß liegt zur Seite auf dem Hügel. Aloe und Cactus grenzen die Gärten und Felder ein. Granaten entfalten eben ihr röthliches Laub. Die kleinen weißen Häuſer klettern den Fuß des Gebirges hinan. Jedes zeichnet ſich hell ab auf dem warmtönigen Stein. Kuppeln und ſchlanke Thürme beherrſchen die über den Berg verſtreuten Wohnungen. Und Palmen erheben

ihre Kronen überall; als ſchlanke, graziöſe Einzelweſen geben ſie erſt dem Ganzen Gepräge, Ausdruck, den Reiz, den die Geſammterſcheinung eines ſolchen Landſchaftsbildes auf uns übt. Kommen wir dann in das Neſt hinein, ſo wird freilich der Zauber gebrochen. Da ſehen wir unter dem Kuppeldache ein gothiſches Spitzbogenportal, da lärmt das Alltagsleben, da verſammelt ſich, als gälte es eine Merkwürdigkeit zu ſehen, das träge, den ganzen Tag müßig umherſchlendernde Volk um unſere Poſtkutſche, da umgiebt uns modernes ſpaniſches Leben. Der Kutſcher unterhält ſich mit den Maulthieren, der Majoral ſetzt Paſſagiere ab, nimmt neue auf, behält aber immer noch Zeit zu einem kleinen Imbiß, einem Glaſe Wein übrig. Frauen mit den ſchöngeformten Henkelkrügen aus durchlaſſendem Thon, die das Waſſer kühl halten und die ich nirgends ſo viel und ſo ſchlank geſehen habe, wie in dieſer Landſchaft, plaudern am Brunnen, Mädchen mit dunklem Teint, herrlichen Augen, nur mit unſchönen breiten Mündern, alle Roſen im Haar unter dem ſchwarzen Schleier, ohne den keine die Straße betritt, ſtehen in Gruppen beiſammen. Auch das iſt intereſſant und macht ſolche Fahrt durchs Land zu einem großen Genuſſe trotz der Rippenſtöße, die der harte Sitz im Wagen uns zufügt.

Das Gebirge wächſt zu immer gigantiſcheren Formen, die Wände ſtarr und kahl fallen ſenkrecht zum Thal ab, tiefe runſenartige Furchen ziehen hinab und laſſen es noch höher erſcheinen, weil die verticalen Linien vorherrſchen. Einen letzten Bergriegel galoppiren unſere Maulthiere hinan. Da überſchaun wir das Thal der Segura, die Huerta von Murcia. Hochgebirge umſchließt dieſen meilenweiten Garten, der ſich eben mit jungem Laube geſchmückt hat. Die Segura durchfließt und tränkt ihn. Der wilde Strom und die Gebirgsbäche, die von allen Seiten ihm zurinnen, haben dieſer üppigen Gartenflur im letzten Winter allerdings Verderben gebracht. Aber die Fülle des Pflanzenwuchſes überdeckt längſt alle Blößen wieder. Gegen 6 Uhr rollte unſere Poſtkutſche durch die Thore der alten Königsſtadt Murcia.

Murcia.

(1880.)

Murcia.

Gänzlich verſchieden wieder von allen anderen ſpaniſchen Städten zeigt ſich Murcia. Der Thron der arabiſchen Könige, die über die Landſchaft geherrſcht, iſt von den Caſtilianern weit früher umgeſtürzt worden, als die Maurenherrſchaft im weſtlichen Andaluſien. Seit dem 13. Jahrhundert gehört Murcia den katholiſchen Königen. Und dennoch, obgleich alle äußeren Spuren des Maurenthums verwiſcht, alle Architekturen zerſtört oder bis zu völliger Unkenntlichkeit umgewandelt ſind, trägt das Volk den arabiſchen Typus hier am unverkennbarſten in Geſtalt, Antlitz und Bewegungen. Die Geſichtsfarbe ſpielt ins Oliv, das Weiße im Auge erſcheint perlmutterfarben, Haltung und Art haben etwas Gemeſſenes. Lange Jahrhunderte hindurch, nachdem die Chriſten Beſitz von der mauriſchen Stadt genommen, auf der Stätte der großen Moſchee ihre Hauptkirche errichtet hatten, mögen in dieſem abgelegenen, faſt weglosen, zwiſchen hohen Gebirgen eingeſchloſſenen Lande die Nachkommen der mauriſchen Bevölkerung ruhig gelebt, gearbeitet, den Boden bebaut, aus den Gebirgen werthvolle Metalle gegraben haben. Aufrühreriſch, bewegt, ſchwer zu regieren ſind die Murcianer wohl niemals geweſen, ſie haben unter den chriſtlichen König ſich gefügt, als man ihnen den muhamedaniſchen vertrieben hatte. Deshalb ließ man ſie in ihren Thalfluren, die ihre Betriebſamkeit und Ueberrieſelungskunſt in einen weiten Garten verwandelt, auf den Gebirgen, denen die Hirten und Bergleute ebenfalls große Erträge abgewannen. Wer weiß, ob ſelbſt zu jener Zeit, da Philipp III. 1609 dieſe ruhigen Anſiedler im

ganzen ſüdweſtlichen Spanien todtſchlagen, ins Meer hetzen, mit roher Gewalt verfolgen, peinigen, austreiben ließ, ob da ſeine Schergen auch bis in die Thalbreite gedrungen ſind, die die Segura durchſtrömt, in die nur ſchwierige Gebirgspfade führten, die von aller Verbindung mit der Außenwelt abgeſchloſſen war. Die Thatſache wenigſtens kann Niemand beſtreiten, der das Volk kräftiger, phlegmatiſcher Bergbewohner geſehen, daß hier die orientaliſche ſemitiſche Race die ſtärkſten Spuren hinterlaſſen hat. Nur die Stadt ſelbſt war ſchon bei der Eroberung des caſtilianiſchen Königs Alphons X. zum Theil entvölkert und durch ſchwachen Zuzug cataloniſcher Chriſten aus Aragonien wieder etwas belebt worden.

Das Eiſenbahnſyſtem ſtreckt nun einen ſeiner Radien von Madrid über Murcia zur nahen Küſte hin. Bis jetzt mag dieſe Verbindung mit der weiten Welt die Phyſiognomie der Stadt und des Landes wenig gewandelt haben. Der abgeſchloſſenen Lage dankt aber dieſe große, ſtille Landſtadt ihre Eigenthümlichkeiten; ſie macht auf den Fremden zuerſt den Eindruck einer alten, echt ſpaniſchen Provinzialſtadt. Bisher hatten wir nur Küſtenplätze, Hafenſtädte geſehen. Die Wogen des Meeres ſind ſtets die wirkſamſten Culturträger geweſen. Sie ſpülen fremdes Volk, fremde Sitten, Unternehmungsgeiſt, regeres Leben ans Land. Davon liefert gerade die Geſchichte Spaniens deutliche Beiſpiele. Was dem Lande zum Nutzen, zur Hebung des Wohlſtandes und der Cultur geworden, das iſt ihm immer über's Meer gekommen. Einſt konnte es ſich erobernd über das Land verbreiten, heute haftet es an dem ſchmalen Küſtenrande. Anders wird ſofort das Leben, größer der Comfort, leichter aller Umgang und Verkehr, wenn wir hier in eine Hafenſtadt kommen. Die Landſtädte ſcheinen noch im Halbſchlummer zu liegen. Murcia nun iſt eine der größten, zudem die erſte, in die die Reiſe uns führt. Da blickt, obgleich wir ſchon viel von Spanien zu kennen glauben, Alles fremdartig, neu uns an. Zuerſt der Gaſthof, der beſte der Stadt, die Fonda Patron. Bis dahin waren entweder der Wirth oder einige ſeiner Be-

dienſteten des Franzöſiſchen mächtig geweſen. Hier behauptete das Spaniſche die Alleinherrſchaft abſolut. Am andern Morgen führte mir der Wirth einen eingeborenen Herrn zu, mit dem ich mich franzöſiſch verſtändigen ſollte. Da war mir das Spaniſche aber doch weit bequemer; von der Sprache, in welcher dieſer Murcianer mich anredete, verſtand ich nicht eine Silbe.

Das Haus war offenbar ein alter Palaſt. Zwei Binnenhöfe, mit Quaderſteinen gepflaſtert, führten zu einer zweiflügeligen Freitreppe und dieſe in eine Flurhalle, in der die Gäſte ſich vor der Hauptmahlzeit, der Comida, verſammelten, in der der Wirth hinter ſeinem Bureau auf hohem Sitze thronte. Säle im erſten, kleine Schlafzimmer im zweiten Stock, überall Raumverſchwendung, überall altväteriſche Pracht deuteten an, daß das Haus nicht als Gaſthof gebaut ſei. Es ging nach 6 Uhr zur Tafel. Fremde waren wohl wenige bei Tiſche, meiſt Leute aus der Stadt und der Provinz. Die ſchlanken, geſchmeidigen Geſtalten, denen man in anderen Provinzen Spaniens begegnet, ſieht man hier gar nicht. Die Leute ſind groß, breit, kräftig, blicken ſtill und ernſt vor ſich hin, erſcheinen phlegmatiſch und gelten für träge. Letzteres nun iſt ein Vorwurf, den man mit gleichem Rechte dem ganzen Volke machen könnte. Die Zeit ſcheint keinen Werth zu haben in dieſem Lande, weder für die Bahnzüge, die ohne Grund ſich oft ſtundenlang verſpäten, noch für das gemächlich dahinlebende Individuum. Unſere lange Gaſttafel war mit ſonderbarem kleinſtädtiſchen Pompe ausgeputzt. Da ſtanden leere Saucenäpfe, die Schnäbel wie kämpfende Hähne gegen einander gekehrt, umgeſtülpte Taſſen, Zuckerſchalen ohne Zucker, Blumenvaſen ohne Blumen, und das blieb ſo bei allen Mahlzeiten, die ich in der Fonda genommen. Dazwiſchen lagen die Früchte, die den reich beſetzten Nachtiſch bilden, Orangen, Mandeln, Nüſſe, Roſinen, Feigen, Aepfel, Erzeugniſſe der nächſten Umgebung. Man ſagt den Bewohnern von Murcia auch nach, daß ſie nur Genuß an Eſſen und Trinken, an den Freuden des materiellen Lebens finden. Unſere Mahlzeit war nicht geeignet, dieſen Vorwurf Lügen zu ſtrafen. Die Zahl der

Gänge, Zubereitung und Folge der Speiſen ließen nichts zu wünſchen. Aber mit der Unmäßigkeit iſt es nicht ſo ſchlimm. Es giebt kaum ein mäßigeres, leichter befriedigtes Volk als die Spanier. Der Wein ſteht in großen Caraffen zu freier Verfügung an jedem Teller, ſelten aber trinken ſelbſt junge Leute mehr als ein kleines Glas. Weit lieber ſprechen ſie dem Waſſer zu, das überall vortrefflich iſt. Fleiſch nimmt man entweder gar nicht oder nur ein kleines Stückchen. Dafür häuft man Berge von weißen Bohnen, den großen gelben Kichererbſen, die als beliebteſte Nationalſpeiſe jeden Tag auf den Tiſch kommen, Gemüſe und Eierſpeiſen, Salat und Süßigkeiten auf den Teller. In Murcia wurden zu dem Salat Suppenlöffel gegeben, ebenſo zu den gequollenen Kichererbſen, die faſt wie Lupinen ausſehen, um ſie beſſer bewältigen zu können.

Den anderen Tag füllten Spaziergänge durch die Stadt, kleine Ausflüge in die nächſte Umgebung, Beſichtigung der Sehenswürdigkeiten aus. An dieſen letzteren iſt Murcia ebenſo arm, wie alle bisher beſuchten anderen Städte. Im Alterthum hat das Thal der Segura keine größere Stadt beſeſſen. Erſt die Weſtgothen haben dieſe Stätte zum Mittelpunkte einer Niederlaſſung gemacht, aber kaum lange vor dem Einfall der Araber. Damals hat hier ein König Theodomir über das ganze Küſtenland geherrſcht, in Murcia reſidirt und den andringenden Mohamedanern kräftig Widerſtand geleiſtet. Der mauriſche Feldherr Abdul Aziz, der die Thalflur der Segura mit ſeinen Kriegern überſchwemmt, hat die gothiſche Feſtung lange belagern müſſen, ehe der Gothenkönig ſie, gezwungen durch Noth und Soldatenmangel, übergeben. Von Cordoba aus wurde dann das ganze Land durch Kalifen beherrſcht, die ſich von dem orientaliſchen Mutterlande unabhängig gemacht hatten. Im Laufe der Jahrhunderte ſagten ehrgeizige Vaſallen ſich indeſſen von der Centralmacht los, gründeten ſelbſtſtändige Königreiche und damit begann die Schwächung, der Zerfall der mauriſchen Herrſchaft in Spanien, die darauf leicht von den caſtilianiſchen und aragoniſchen Königen gebrochen werden konnte. Auch Murcia war

von einem Uſurpator, Aben Hyudiel, zu einem ſelbſtſtändigen Königreiche gemacht, der Thron auf der Stelle errichtet worden, von der aus der letzte Gothenfürſt das Land regiert hatte. Er erlag ſchon um die Mitte des 13. Jahrhunderts den Angriffen des katholiſchen Königs von Caſtilien.

Nichts aber iſt in der Stadt geblieben von den Gothen, von den Mauren, aus der mittelalterlichen Periode der chriſtlichen Eroberung, weder ein architektoniſches Denkmal, noch Ruinen, Trümmer, die ſich willkürlich deuten laſſen. Die Kathedrale iſt vordem Moſchee geweſen, dann Gotteshaus des Templerordens, ſpäter im 14. Jahrhundert ein gothiſcher Dom. Die Grundmauern mögen zum Theil aus jenen Zeiten ſtammen; was wir aber heute ſehen, iſt großen Theils ein Werk aus der Barockzeit des vorigen Jahrhunderts, unter der Bourbonenherrſchaft nach dem Erbfolgekrieg errichtet. Korinthiſche Säulen, der breite Pomp des Jeſuitenſtils, Ueberladung mit willkürlichen Ornamenten herrſchen auch hier vor. Aber auch hier wird damit eine große maleriſche Wirkung erzielt. Die Wohnung ihrer Heiligen, Madonnen und Märtyrerknochen können die Spanier niemals prächtig genug ausſtatten. Die Stilregel gilt da wenig, man will nur blendend, impoſant auf das Volk wirken und das gelingt immer. Ein gothiſches Portal oder eigentlich ein begonnener Thurmſtumpf auf der einen Seite der Kirche, der aus früherer Zeit ſtehen geblieben ſein mag, giebt dem ganzen Bau allerdings ein hiſtoriſches Gepräge, ebenſo laſſen ſich an den drei Stockwerken des Thurmes verſchiedene Bauperioden nachweiſen. Doch das kommt bei dem Geſammteindruck der barocken Architektur kaum in Betracht. Das Innere wird von ſchweren, maſſiven Rundbogen überwölbt und wieder, wie in allen ſpaniſchen Kirchen, ſperrt der Chor das Mittelſchiff vollſtändig ab, hindert jede Geſammtwirkung, bildet eine Kirche für ſich mitten in der Kathedrale. Es fällt ſchwer, ſich an dieſe Verbauung zu gewöhnen; ſie ſchön, wirkungsvoll, zweckmäßig für die Zwecke des Cultus zu finden, das wird wohl kaum Jemandem gelingen. Auch drinnen wuchert das barocke Ornament

in Gyps und Stein über alle Wandflächen und Pfeiler hinan in den einzelnen Capellen. Erhebend, ſelbſt für die Menge des Volkes, können dieſer Ueberfluß an Zierrat, die ſcheinbar ganz aus goldenen Bildſäulen, Niſchen und Architekturſtücken aufgebaute Altarwand kaum ſein, das verblüfft höchſtens. Mit dieſer Kathedrale, die ſelbſt nur wenig bietet, wären die Sehenswürdigkeiten von Murcia erſchöpft, wenn man allein um ſolcher willen Spanien bereiſen wollte.

Hier aber, wie überall bisher, liegt das Intereſſante auf der Straße; es will nicht aufgeſucht, ſondern nur geſehen ſein. Und wieder iſt die von engſtem Kleinleben bewegte ſpaniſche Landſtadt, das ganz auf ſich beſchränkte, mit dem übrigen Lande kaum in Verbindung ſtehende Murcia ein gänzlich Anderes als Valencia oder gar Barcelona. Hier erſt erhalten wir wirklich einen Einblick in ſpaniſches Leben und Treiben, wenn der Ausdruck „ſpaniſch“ in einem Lande, das aus ſo vielen, gänzlich heterogenen Theilen beſteht, überhaupt geſtattet iſt. Wir ſchlendern durch einige der Hauptſtraßen. Steinpfoſten wehren an ihrem Anfang und Ende Wagen und Pferden den Eingang. Sie ſind ſo enge, daß die Gegenüberwohnenden aus den Fenſtern einander die Hände reichen können. Von Dach zu Dach ſpannen ſich Schnüre, welche die Zelttücher tragen, die den an ſich ſchon faſt lichtloſen Raum vor der Sonne ſchützen. Glücklicher Weiſe ſchien ſie freundlich vom blauen Himmel hernieder. Bei Regenwetter mag der Verkehr in dieſer Plateria etwas bedenklich ſein. Lange Schnabelrinnen ragen von den Dächern der himmelhohen Häuſer bis mitten in die Gaſſe. Aus ihnen ergießen ſich Waſſerſtröme, vor denen derjenige zwar geſchützt iſt, der ſich dicht an den Häuſern hält, die aber den Mittelraum in einen flutenden Bach verwandeln müſſen. Das ſchadet nur für den Augenblick. Wo einſt Araber gewohnt haben, da findet man alle Waſſeranlagen muſterhaft. Auch hier ſchlucken Oeffnungen in den Quaderſteinen des Pflaſters ſchnell alles Waſſer und führen es in unterirdiſchen Canälen ab. Für alle ſolche Dinge können wir dieſe Mohamedaner als unſere Lehrmeiſter betrachten. Das

besteht heute noch, denn die Züge der Straßen haben die Jahrhunderte wohl kaum verändert.

Während in einer der breiteren Straßen alte Paläste, meist ebenfalls aus der Spätrenaissance herstammend, ihre imposanten Fronten zeigen, kribbelt in den schmalen, hohen Häusern dieser Gassen das kleine Geschäft. Laden stößt an Laden. Streifige Mantas hängen aus, breite Leibbinden, meist roth, die sämmtlich Erzeugnisse der sächsischen Industrie sein sollen, flattern, lose befestigt, im Winde, die einzelnen Costumestücke, an denen der Murcianer treuer hängt als seine Nachbarn, liegen hier zum Verkauf. Nur die Frauen haben sich gänzlich vom Kattun erobern lassen. Nirgends sieht man mehr ein Stück Volkstracht an ihnen. Fast in jedem dritten Hause findet sich ein Haarkünstler oder ein Apotheker. Auf die Pflege des üppigen, blauschwarzen Haupthaars hält der Spanier sehr viel; selbst der Aermere wendet mindestens allwöchentlich einige Quartos an dieselbe.

Aus einer fast noch engeren Nebengasse schallte lautes Geklapper von Castagnetten. Es kam aus einem der vielen kleinen Kaffeehäuser, in denen das Volk Chokolade oder Kaffee für wenige Pfennige trinkt. In dem engen Stübchen sah man durch Fenster oder Thür ein tanzendes Paar. Ein Soldat, eine wahre Apollogestalt, tanzte mit einem anderen jungen Burschen Fandango. Sie waren voll Eifer und Leidenschaft, ganz anders wie jene gemietheten Tänzer, meist Zigeuner, die den Touristen für gutes Geld etwas vorgaukeln. Ob diese Volkstänze den Spaniern nicht ebenfalls von den Arabern überkommen sein mögen? Man ist hier so leicht versucht, Alles was nur gefällt, was nützlich, gut und schön ist, jenem begabten Volke zuzuschreiben, daß man sich hüten muß, auch darin zu weit zu gehen. Wenn man indessen überall und jeden Tag sieht, wie tief das heutige Spanien herabgekommen, wenn man wahrnimmt, wie Alles im Lande interessanter, der Boden cultivirter, das Volk begabter wird, je weiter wir zu jenen südwestlichen Gebieten vordringen, die überhaupt und dann am längsten unter

der Herrſchaft mauriſcher Könige geſtanden haben, ſo wird ſolche Vorausſetzung begreiflich. Bei dieſen Tänzen kommt dazu noch die große Aehnlichkeit, die ſie mit denen haben, welche heute noch in Nordafrika unter dem Namen „Fantaſia" ausgeführt werden. Jedenfalls war das, was wir von der Thürſchwelle des Kaffeehauſes ſahen, reizend und originell. Die vollendet ſchönen Jünglingsgeſtalten bewegten ihre elaſtiſchen, bei aller ſchlanken Geſchmeidigkeit doch einer gewiſſen Fülle nicht entbehrenden Körper in anmuthigen Schwingungen gegen einander. Die Füße leiſten bei allen dieſen Tänzen nur Nebenſächliches. Das Wiegen und Beugen der Geſtalten bald zur Seite, bald dem Partner entgegen, bald rückwärts, das Schwingen und Bewegen der ſchön gerundeten, hoch in der Luft gehaltenen Arme, das feurige Haſchen, Gegeneinanderſchnellen, Ausweichen der beiden Tänzer, die einander bald umkreiſen, bald begrüßen, bald zu fliehen ſcheinen, das gewährt größeren Genuß als das kunſtvollſte Ballethüpfen. Sichtlich tanzten die beiden jungen Burſche in dem engen Raume des Kaffeehauſes nur zu ihrem eigenen Vergnügen. Aber Neugierige ſammelten ſich bald um ſie, Ermunterungen, Zurufe, Beifall wurden laut und das ſchien die Beiden noch mehr zu erwärmen; der Tanz ſteigerte ſich zu einer Leidenſchaftlichkeit, als ob es einen Wettkampf gälte. Nach einer Viertelſtunde ging alles aus einander.

Es war nahe am Strom. Dort belebte die Uferplätze der Wochenmarkt. Solchem Zuſammenfluß von Landleuten, der Aufhäufung ihrer Erzeugniſſe widme ich in jeder ſpaniſchen Stadt gern eine Stunde. Da trifft man das Volk, da ſieht man, was der Boden vermag, ſolch ein Markt geſtattet auch Rückſchlüſſe auf die materiellen Anſprüche und Gewohnheiten der Stadt. Wo man am frugalſten lebte, da, das habe ich ſtets gefunden, war auch der Markt ſpärlich beſchickt, da lieferte er nur die gewöhnlichſten Dinge: Kartoffeln, Bohnen, Kichererbſen, Grünzeug, Eier, die dem Spanier das Fleiſch faſt erſetzen. Murcia iſt eine üppig lebende, fette, reiche Küche liebende Stadt. Das verrieth auch der Markt am Ufer der Segura. Eine bunte

Volksmenge trieb ſich da umher; auf zweirädrigen Maulthierkarren, Eſeln, Wagen kommen ſie an mit ihren Producten. Die lange Markthalle bot bei weitem nicht genügend Raum für all den Segen der Fluren und Gebirge; über den weiten Platz und die Nebengaſſen dehnte der Markt ſich aus. Die Bergbewohner mit weiten bis zum Kniee reichenden Leinenhoſen, prallen Strümpfen, rothen Leibbinden, farbiger Manta brachten mächtige Bündel Grünfutter, trieben Lämmer und Schafe her, trugen Körbe mit Hühnern, friſchen Eiern, wild wachſendem Spargel. Die Bauern aus der Huerta, der unermeßlich fruchtbaren Gartenflur, welche die Segura durchſtrömt, tragen enge dunkle Kniehoſen mit Reihen kleiner Metallknöpfe, eine Sammtweſte unter der rothen Leibbinde, die Allen gemeinſam iſt, wie die grellgeſtreifte Manta, und einen runden, ringsum aufgeſchlagenen Hut. Sie haben jetzt, anfangs April, Berge von jungen grünen Erbſen, von Artiſchocken, Spargel, grünen Bohnen, Orangen und Knoblauch vor ſich liegen. Die Händler mit Stockfiſch ſind nicht fern; das giebt eine ganze Welt von Gerüchen aller Art. Blumen kommen hier nicht zu Markt, wenigſtens an dieſer Stelle nicht. Das Fleiſch wird in beſonderen Ständen zum Verkauf ausgelegt. Es iſt das die ſchwache Seite der materiellen Verpflegung in Spanien. Nur das Geflügel züchtet man zu fleiſchiger Rundung, die Rinder, Schafe, Kälber ſind mager, liefern weder ſaftiges noch feinfaſeriges Fleiſch. Racenvieh ſcheint man in Spanien ebenſowenig zu kennen, wie die Hebung des Fleiſchertrages durch Zerſtörung der Zeugungskraft. Es giebt weder Ochſen noch Hammel hier, ſondern nur Stiere und Böcke. Dieſe Menſchen, die ſich an den Martern der Stierkämpfe ergötzen, halten es für grauſam, Hammel und Ochſen zu züchten. Nur für den Ackerbetrieb ſoll es einzelne Ochſen geben. Das Fleiſch iſt deshalb hart, zäh, mager, ſaftlos.

Ein Stündchen verſchlendert ſich leicht in dem maleriſchen Marktgewühle und auf der nahen Bogenbrücke, die über die Segura zur Vorſtadt führt. Es hat während der Oſtertage ſtark geregnet, im Gebirge wohl noch mehr als längs der Küſte.

Die Segura zeigt ſich als ein wilder Bergſtrom. Sie iſt angeſchwollen, wälzt brüllend lehmgelbe Waſſermaſſen über die Wehre, welche den oberhalb liegenden Mühlen in mageren Zeiten die Betriebskraft zuführen. Den Segen und das Verderben, welches dieſer ſchöne, wilde Strom und die zahlreichen Bäche, die von den Gebirgswänden in ihn herniederſtürzen, der Huerta von Murcia bringen, lernen wir erſt auf Spaziergängen durch dieſen Thalgarten kennen. Solche Ausflüge ſind gerade hier beſonders intereſſant, da ſie uns auch in landſchaftlich reizende Gegenden führen. Das alte Königreich Murcia trägt den Charakter eines romantiſchen Gebirgslandes. Rings umgeben faſt ſenkrecht aufſteigende Kalkſteinketten den einzigen größeren Thalkeſſel, der ſich meilenweit die Ufer der Segura entlang zieht und den Garten, hortis, die Huerta von Murcia bildet. Seine Fruchtbarkeit iſt überraſchend. Fette Sinkſtoffe, mittelſt künſtlicher Rinnſale, kleiner Schleuſen und Canäle durch die Waſſer des Stromes überrieſelt, tragen alles Gewächs, das man dem Boden anvertraut. Einen Winter kennt dieſes von ſteilen Gebirgen vor jedem kalten Winde geſchützte Land nicht. Dreimal ſäet, dreimal erntet man im Jahre die Feldfrucht, und dazwiſchen trägt derſelbe Grund noch Orangen, Feigen, Maulbeeren, Oelbäume, Wein. Das wäre ſelbſt bei ſo günſtigen Bedingungen nicht möglich ohne das befruchtende Naß, welches allem Pflanzenleben Nahrung und Erquickung bringt. Die Palme iſt verſchwunden, man ſieht nur einzelne Bäume an den Häuſern zur Zier gepflanzt. Vielleicht ſcheuen die bequemen Bauern hier die Arbeit und Sorgfalt, welche die Cultur dieſes Fruchtbaumes nöthig macht. Uebrigens iſt aber das Land gut gehalten und macht überall den Eindruck eines Gartens. Inmitten dieſes Segens behelfen die Menſchen, denen er faſt mühelos zuſtrömt, ſich ganz erbärmlich. Niedrige Hütten, loſe von Lehm zuſammengebacken, dienen ihnen als Wohnungen. In dem einzigen Raume, den ſie enthalten, lebt, kocht, arbeitet, ſchläft man. Da kriechen die Kinder halbnackt umher, da ſitzen die ſchönen braunen Weiber auf der Thürſchwelle und klöppeln Zwirnſpitzen.

Die Seidenzucht, die, von den Arabern hier eingeführt, früher in großer Blüthe gestanden, hat die Indolenz der Murcianer zu Grunde gehen lassen. Einige Jahre des Mißerfolges haben genügt, um statt der Maulbeeren, die nur noch in wenigen Plantagen zu finden sind, den dankbaren Oelbaum oder die Orange anzupflanzen.

Diese Thalbreite liegt tief gebettet in wildes Gebirge. Von allen Seiten blickt ein Kranz kahler, scheinbar unzugänglicher Felsen auf das lachende Paradies zu ihren Füßen. Kein Baum, kein Strauch wurzelt in dem flimmernden Gestein. Höchstens das Spartegras, das genügsame, findet in einigen Senkungen Nahrung. In diesen wilden Steinmassen ruhen große Schätze von Metallen. Silber, Eisen, Kupfer, Blei machen den Bergbau lohnend. Wäre das Land nicht gar so unwirthlich, so möchte man wohl eine Wanderung über jene Felsenketten unternehmen, die so majestätisch vor uns liegen. Man erzählt von Höhlen und Grotten, von wunderbaren Stalaktiten, von farbigen Bergkrystallen, die dort zu finden seien. Wege giebt es aber keine und Gasthäuser natürlich noch weniger. Dennoch sind diese Gebirge bevölkert von einem starken, schönen Menschenschlage, dem wir in der Stadt oft begegnen. Denn nicht Alles ist droben todt und steinig. Der Boden, den der Murcianer den „trockenen" nennt, ist nur nicht durch künstliche Ueberrieselung getränkt, weil er zu hoch, oder an steilen Absenkungen liegt. Er muß sich mit der Feuchtigkeit behelfen, die ihm gelegentlich vom Himmel kommt. Dort baut man in den hohen Thalkesseln des Gebirges Gerste und Hafer, dort weiden die Schafe, dort sammelt man die wildwachsende Sparte. Leider dürfen wir nicht sagen, man „schneidet" sie. Die Menschen raufen der Bequemlichkeit wegen die Pflanze, die ihrer Sorge nicht bedarf und doch guten Ertrag liefert, meist mit der Wurzel aus und zerstören damit selbst ihre Aussichten für künftige Ernten.

So sieht an einem schönen Apriltage, in hellem warmen Sonnenschein, das romantische Bergland von Murcia aus, das den üppigen Thalgrund umschließt. Wenn aber wilde Wetter

durch die Gebirge ziehen, wenn schwere Wolkenmassen sich entladen, dann ändert das Bild sich furchtbar. So ist es im letzten Winter gekommen. Von allen Seiten brausten da gleichzeitig Fluten hinab, der angeschwollene Strom vermochte die Wasser nicht mehr zu fassen, die ihm von den Gebirgen, aus den engen seitlichen Thalschluchten zustürzten. Es muß entsetzlich gewesen sein. Die Huerta, dieser meilenweite Fruchtgarten, hat sich während einer einzigen Nacht zu einem tosenden See verwandelt. Das Thal der Segura, das hier breit sich ausdehnt, verengt sich später wieder, die Fluten stauten an. Alles schien völlig vernichtet in dem gesegneten Lande. Die Häuser waren verschwunden, viele Bäume entwurzelt, die Fluren mit Lehm und Geröll bedeckt. Ganz Europa hat damals bekanntlich seine Theilnahme für das heimgesuchte Land bethätigt. Manchem Gebiete vermag aber das Unglück nicht beizukommen. Heute sind kaum drei Monate seitdem vergangen. Wir fürchteten eine Einöde, wüste Zerstörung, Elend und Kümmerniß zu finden, und freundlich wie zuvor lacht dieses Paradies mit den goldenen Orangen, den sprießenden Reben, den bestellten Aeckern uns entgegen. Nur sehr wenige Stellen deckt noch eine Lehmkruste, die von der warmen Sonne geborsten ist, auf der Schilfkraut schnell emporwächst. Der Eukalyptus, der hier stark angepflanzt ist, mag das Uebermaß an Feuchtigkeit gern getrunken haben, die Reisfelder gedeihen, aller Pflanzenwuchs drängt sich überkräftig hervor. Nur die Wohnungen der Menschen sind vielfach zerstört. Die Hütten hätten nimmermehr Stand halten können. Ein Haufen Lehmklumpen, einige Bretter deuten an, wo vor Jahresfrist noch ein Haus, ein Dorf gestanden. Der Schaden mag groß sein, aber er ist nicht unersetzlich. Hoffentlich bauen die Leute jetzt festere Wohnungen, in denen sich menschlich leben läßt.

Murcia aber gehört zu den interessantesten Stationen einer spanischen Reise, obgleich es da wenig zu besehen giebt. Die große Landstadt bietet uns unverfälschtes spanisches Leben. Hier noch mehr als im ganzen Lande merkt man, daß Spanien weit

abſeits liegt von der modernen Geſchichte, dem Weltverkehr, der Cultur unſerer Zeit. Dafür erfreut man ſich an einer gewiſſen Naivetät, einer Kindlichkeit des Sinnes, die ſich auf ſich, mit ſich, für ſich einrichtet und auch von den Krankheiten, den Schäden der Cultur noch verſchont geblieben iſt. Ob man an ſolcher Stätte, unter ſolchem Volke leben möchte, das iſt freilich eine andere Frage.

Malaga.

(1880.)

Küſtenfahrt.

Das ſpaniſche Eiſenbahnnetz beſteht faſt nur aus radialen Linien. Wie die langen Füße einer Spinne laufen von der Hochebene, auf der Madrid liegt, die einzelnen Linien zu den Küſten hin nach Barcelona, Valencia, Alicante, Cartagena, Malaga. An Bahnen, welche dieſe Endpunkte unter einander verbinden, fehlt es faſt gänzlich. So iſt der Reiſende, der ſich nicht anderen Beförderungsmitteln anvertrauen mag, genöthigt, wiederholt jene Hochebene bis in die Nähe der Reſidenz hinauf und dann in ſpitzem Winkel wieder niederwärts hinabzufahren. Das koſtet unerträglich viel Zeit, Strapaze und Geld. Man ſucht daher andere Wege und fährt wohl dabei, denn man lernt ſo das Land beſſer kennen und genießt vom Reiſen ſelbſt mehr. Andaluſien, das erſehnte Ziel der ſpaniſchen Reiſe, grenzt an das Königreich Murcia unmittelbar. Nun ſollen wir zurück nach Neucaſtilien fahren, um dorthin zu gelangen? Unmöglich. An jedem Mittwoch Abend berührt aber ein ſpaniſcher Küſtendampfer, der von Barcelona, vielleicht ſogar von Marſeille kommt, Cartagena. Es iſt heute Dienſtag. Die günſtige Conſtellation mußte natürlich benutzt, eine kurze Meerfahrt längs der Küſte gemacht werden. Viele Eile hat der Dampfer nicht, ebenſo wenig wie die Eiſenbahn in dieſem trägen Lande, in dem die Zeit völlig werthlos zu ſein ſcheint. Er fährt die kurze Strecke von einem Hafen zum andern immer während der Nacht und liegt den ganzen Tag, auch wenn Aus- und Einladen nur wenige Stunden in Anſpruch nehmen, vor Anker in den Buchten. Uns iſt das recht. Von Cartagena nach Malaga

werden wir zwei Nächte in der Koje ſchlafen, einen Tag uns in Almeria umſehen können. Beſſer dürfte man ſich's kaum wünſchen.

Die Bahnfahrt von Murcia nach Cartagena währt nur wenige Stunden. Sie führt ſehr bald aus dem paradieſiſchen Fruchtgarten des Segurathales in wildes, kahles, völlig ödes Geſtein, in dem unſer Zug den Kalkſtaub aufjagt, an Stationen hält, die kümmerlich mit Aloe und Cactus, den genügſamſten Kindern des Südens, eingefriedigt ſind. Der jähe Wechſel zwiſchen üppigſter Fruchtbarkeit, kräftigſtem Pflanzenwuchs in erſtickender Fülle einerſeits und vegetationsloſem Kalkgebirge iſt der ſpaniſchen Landſchaft charakteriſtiſch. Seine Plötzlichkeit trägt nicht wenig zu dem Reize, zu der Romantik dieſer Landſchaft bei. Von Alicante etwa bis hinauf auf den letzten Zipfel unſeres Erdtheils, nach Gibraltar, ziehen längs der Küſte ſich unwirthbare Gebirgsmaſſen hin. Sie ſind arg zerklüftet, lebhaft gegliedert, thürmen hoch und wild ſich über einander, bilden ein wirres Chaos und ſenken dann ſich wieder hinab zu einem Spalt, einer weiteren Oeffnung, die, wenn ſie unmittelbar die Küſte berührt, einen guten Landeplatz, einen natürlichen Hafen bildet. Alle Zeiten und alle Völker von den ſeefahrenden Phöniziern an, die Griechen, die Römer, die Carthager, die Araber haben dieſe Plätze gefunden, benutzt und von ihnen aus das Land erobert. Der kühne Unternehmungsgeiſt aller jener Eindringlinge hat ſofort an der Stätte, wo dieſelben Fuß gefaßt, reichen Lohn gefunden. Spanien iſt ein metallreiches Land. Alle Vorbeſitzer deſſelben haben ſich an den Schätzen, die im Innern der Berge ruhen, bereichert. Nur das moderne, das heutige Spanien beutet die werthvollen Adern von Silber, Eiſen, Blei, Kupfer wenig aus, überläßt es mindeſtens lieber den Fremden, dieſe Schätze zu heben. Eiſen liegt faſt überall, Silber, Queckſilber, Kupfer in einzelnen Gebirgen, Kohlenlager von unerſchöpflichem Gehalte beſitzt Aſturien. Die Engländer, die Belgier und Franzoſen holen die Metalle, welche die Spanier wenig zu eigener Thätigkeit zu reizen ſcheinen.

Die Kalkgebirge um Cartagena enthalten ungeheure Maſſen von Blei und ſcheinen unerſchöpflich zu ſein. Schon die Römer ſollen bis 40,000 Menſchen in den hieſigen Bleiwerken beſchäftigt und aus einer einzigen Mine täglich für 25,000 Drachmen Metall gezogen haben.

Wir bleiben den Tag über in dieſer intereſſanten Hafenſtadt. Hier, wo uns wieder Seeluft anweht, iſt ſofort Alles anders. Wir finden einen modernen guten Gaſthof mit allem wünſchenswerthen Comfort, man ſpricht franzöſiſch und engliſch, iſt auf Alles eingerichtet. Die kleine Seeſtadt von etwa 30,000 Einwohnern ſieht ſich großſtädtiſcher an als Murcia, das dreimal ſoviel Bewohner zählen ſoll. Nur das Waſſer iſt hier knapp. Der Wirth klagt, daß er zur Verſorgung ſeines Hauſes täglich eine große Menge von Realen für Waſſer zahlen müſſe, das ihm ins Haus gebracht wird. Wunderbar an einer Stätte, welche Römer und Araber beſiedelt, die beſten Waſſerverſorger, welche die Welt jemals beſeſſen hat. Es bedarf nur kurzer Spaziergänge, um ſich zu überzeugen, daß die Natur ſelten mit eigenen Mitteln ein ſehr günſtiges Hafenbecken geſchaffen hat. Der Menſch brauchte hier nur zu nehmen und zu benutzen, was ihm ſo gut geboten worden. In voller Höhe und jäher Steilheit laufen die Gebirgskämme weit ins Meer hinaus. Ihre Arme umſchlingen ein Becken, ſo groß, daß es ſelbſt als ein kleiner See gelten könnte, ſo vollſtändig, daß kein Wind, kein hoher Wogengang hier eindringt. Große Flotten könnten hier manövriren, ohne einander in den Weg zu kommen. Eine ſchmale, enge Senkung gewährt der Stadt Raum. Heute viel zu großen, denn unter der ſpaniſchen Herrſchaft der letzten Jahrhunderte iſt die ehemals blühende Stadt arg zuſammengeſchrumpft. Daß günſtige Naturbedingungen nicht Alles vermögen, daß auch Intelligenz, Fleiß, Unternehmungsgeiſt dazu gehört, um das Glück an eine Stätte zu feſſeln, das beweiſt kaum ein anderer Ort deutlicher als Cartagena. Cartagena, das neue Karthago, ſchreibt ſeinen Urſprung von dem Karthager Hasdrubal her. Schon damals hob der Hafenort, der nächſte

der afrikaniſchen Küſte, ſich bald zu hohem Glanze, und bot dem Scipio, deſſen Armee es den Römern erobert, unermeßliche Beute, Schätze, die ſelbſt die Römer ſtaunen machten. Dieſe haben nicht nur von dem günſtigen Hafenplatz, ſondern auch von den mächtigen Bleiminen den größten Vortheil gezogen; ſpäter unter den Arabern, die hier ein eigenes Fürſtenthum gründeten, hat Cartagena oder Cartadjanah, wie ſie den von ihren ſemitiſchen Geſchlechtsverwandten gegebenen Namen abänderten, eine Periode hoher Blüthe erlebt. Nun hebt ſich die Stadt wieder mit Hilfe der Fremden, die hier Handel und Berginduſtrie treiben. So trägt die Woge der iberiſchen Halbinſel aufs Neue das Leben, die Intelligenz zu, die ſich in dieſem Lande von innen heraus niemals entwickeln zu können ſcheinen. Als Spanien noch eine Marine beſaß, welche die Meere beherrſchte, als in ſeinem Gebiete die Sonne nicht unterging, gehörte das Becken von Cartagena zu den belebteſten Häfen der Welt. Damals lagerte die Flotte hier, die Arſenale waren mit Arbeitern und Soldaten gefüllt, die Stadt von Handel und Wandel. Das iſt heute faſt bis auf die letzte Spur verſchwunden, der Hafen leer, die Stadt ziemlich geſchäftslos, nur von dem Kommen und Gehen der Fremden belebt.

Die Reſte der Vergangenheit ſtehen als Wahrzeichen auf den Felsſpitzen, die den Hafen umſchließen. Jeden der einzelnen Gipfel krönt ein Caſtell, die Stadt ſelbſt iſt heute noch eine Feſtung. Die Mauern jener Caſtelle, die mit ihrem Geſchütz den ganzen Hafen beſtreichen und jedem Feinde den Eingang wehren können, ſtammen aus der Römerzeit, vielleicht ſchon von den Karthagern her. Auf das alte Gemäuer haben dann die Neueren ihre Werke gebaut. Vom Schiff aus ſieht man rings umher auf den ſtarren Felsklippen dieſe Forts und im Hintergrunde die Stadt, ebenfalls von Mauern, Baſtionen, Vertheidigungswerken umgeben. Am ſtolzeſten und imponirendſten macht Cartagena ſich deshalb von hier aus. Dieſer Vordergrund, dahinter die über einander aufſteigenden Maſſen der

Kalkgebirge, um uns das klare, tiefblaue Meer, das verbindet ſich in der That zu einem feſſelnden Panorama.

Deshalb bleiben wir auch gern auf dem Deck, um ſo mehr als der Abend ſchön und der Salon unten wenig einladend iſt. Wir brauchen ja nur unſer Schlafcabinet und das unterſcheidet ſich wenig von denen anderer Dampfer. Die Küſte entwickelt ſich während der abendlichen Fahrt als ein lebhaft gegliederter Gebirgszug, gänzlich kahl, nirgends zugänglich. Silbergraue Felswände, blaues Meer, ein ſonnig durchleuchteter Abendhimmel, das ſind die drei Hauptmomente, die die Scenerie bilden, alle ewig wechſelnd, immer neu und deshalb immer feſſelnd. Im Hotel de France von Cartagena haben wir den Magen gut verſorgt, um den Chancen der ſpaniſchen Schiffsverpflegung möglichſt wenig ausgeſetzt zu ſein. Der Kellner mag deswegen immer zu Tiſch läuten, wir bleiben oben, erquicken uns an einer mitgenommenen Orange, blicken ins leuchtende Meer, auf die bizarr geformten, unnahbaren Kalkſteinwände der Küſte, nach dem rothen Abendhimmel, an dem der Sonnenball gerade vor dem Schnabel unſeres Dampfers hinabſinkt. Die Geſellſchaft auf Deck iſt einigermaßen international. Ein ſchwäbiſcher Kaufmann aus Barcelona, ein Handlungsreiſender, Schweizer von Geburt, in Marſeille lebend, einige Engländer miſchen ſich unter die Menge der ſpaniſchen Paſſagiere. Uns Ausländer kennt man ſofort an den Ueberziehern. Der Spanier, ſelbſt der Mann aus beſſeren Ständen, hüllt ſich in ſeine Kappa. Denn die Manta, die farbige Wollendecke, die man loſe über die Schultern wirft, iſt allmählich verſchwunden und an ihre Stelle die Kappa getreten, ein ſchwarzer Mantel mit kleinem Kragen, innen mit hellfarbigem Flanell gefüttert, dem vorn ein breiter Streifen von rothem, blauem, goldfarbenem Sammt oder Plüſch vorgeſetzt iſt. Sehr geſchickt weiß der Träger das Futter ſo zurückzuſchlagen, daß dieſer Streifen ſtets ſichtbar wird, und wenn er den einen Zipfel des Mantelkleides über die Schulter wirft, ſo verſchwindet dieſer Luxusbeſatz keineswegs, ſondern legt ſich ſichtbar um Kinn und Nacken. Die Spanier ſind mittheilſam und geſprächig, die Ci-

garette, die jeder und überall raucht, jeder ohne Weiteres dem Nachbarn anbietet, vermittelt leicht die erſte Bekanntſchaft; die Geſellſchaft fand ſich zuſammen und blieb auf Deck, bis der ſpäte Abend einen friſchen Landwind, den Terral, brachte, vor dem wir dann in die engen Schlafcabinen uns zurückzogen. Das Meer blieb ruhig.

Die erſten Sonnenſtrahlen des nächſten Frühmorgens beleuchteten den „Katzenkopf", das Vorgebirge, hinter dem weiter weſtlich die Bucht von Almeria ſich öffnet. Bald lag die Stadt vor uns, von der hellen Sonne freundlich beſchienen. Das war der erſte Blick ins andaluſiſche Land. Nicht mehr freilich als ein Blick, denn wieder ſperren kahle Gebirgswände jede Ausſicht in das innere Land. Aber ungemein maleriſch, kühn und wechſelvoll gruppirt ſich das Küſtenbild von Almeria. An einer flachgeſchwungenen offenen Bucht, die durch einen künſtlichen Steindamm erſt Schutz vor den Angriffen des bewegten Meeres erhalten, ſteigt die alte Sarazenenſtadt die Vorhügel des Gebirges hinan. Auf einer dieſer iſolirten Kuppen liegt eine halbzerfallene Maurenfeſte, auf einer gegenüber emporſteigenden erheben ſich mehrere klotzige Thürme, ein kleines, ins Meer hinausſpringendes Vorgebirge iſt ebenfalls mit Mauerwerk bewehrt. Und zwiſchen dieſen ſenkrechten Felswänden zieht über Berg und Thal, durch enge Schluchten und ſanftere Ausläufer des Gebirges eine halbverfallene Mauer, aus der von Zeit zu Zeit Vertheidigungsthürme hervorwachſen. All das gehört längſt vergangenen Jahrhunderten an. Einſt mag die weite Umfriedigung dieſer arabiſchen Befeſtigungen ganz angefüllt geweſen ſein mit Häuſern, Moſcheen, Paläſten und öffentlichen Plätzen. Denn Almeria iſt einſt eine bedeutende, blühende Stadt geweſen, ebenfalls eine Anſiedelung karthagiſchen Urſprungs, an einer Stätte, die ſchon die alten Phönizier als Landeplatz benutzt haben. Jetzt liegt der Ort ſtill da, zuſammengeſchrumpft, nur von der Verſchiffung ſeiner Bodenerzeugniſſe lebend. Auf einer flachen Landzunge ziehen die modernen Straßenquadrate der Neuſtadt hin, die arabiſche Altſtadt klettert den einen der

Hügel hinan, den die Alcazaba, das feste Maurenſchloß, krönt. Maleriſch genug ſtellt dieſe romantiſche Küſtenſtadt, vom Dampfer aus geſehen, ſich dar, obgleich kein Gehölz, keine grüne Oaſe den kahlen Stein, das alte Gemäuer freundlich belebt. Nur einige Palmen erheben ihre ſchlanken Schäfte mit der majeſtätiſchen Krone zwiſchen den niedrigen Häuſern der Altſtadt und geben dem Geſammtbilde den orientaliſchen Charakter, der einen beſtimmenden Zug der meiſten ſüdſpaniſchen Landſchaften bildet.

Wir haben, bis alle ſanitätlichen und polizeilichen Formalitäten an Bord erfüllt ſind, Zeit genug, uns an der Ausſicht auf die pittoreske alte Hafenſtadt zu erfreuen. Nur die wenigen Reihen moderner Häuſer am Uferquai würden uns hindern, Almeria für eine völlig arabiſche Stadt zu halten, ſo ausgeprägt iſt ihr der Charakter geblieben, den ſie von ihren Erbauern erhalten hat. Wir brauchen erſt um drei Uhr Nachmittags wieder an Bord zu ſein. Niemand bleibt daher auf dem Schiffe, das eben beginnt, eine Maſſe Säcke von Mehl und Getreide auszuladen. Die Reiſegeſellſchaft hat vielerlei zu thun. Die Meiſten rufen Geſchäfte ans Land, ihnen iſt der lange Aufenthalt willkommen, um Kunden zu beſuchen, Einkäufe zu machen. Andere führen nur perſönliche Verbindungen hierher. Sie wollen Freunde oder Verwandte ſehen und erwarten eine andere Schiffsgelegenheit, um wieder heimzufahren. Denn es giebt hier faſt kein Beförderungsmittel, als den wöchentlich vorüberkommenden Dampfer und die zufällig in unregelmäßigen Perioden anlegenden franzöſiſchen, engliſchen, italieniſchen Schiffe. Von der Landſeite iſt Almeria kaum beizukommen. An den Bau einer Eiſenbahn denkt man noch nicht, die Landſtraßen, die ins Innere führen, ſollen ſich in ſo kläglichem Zuſtande befinden, daß ſie nur für leichte Karren benutzbar ſind; das Maulthier verſieht den übrigen Dienſt für die Verbindung mit den kleinen Städtchen des Hinterlandes. Die Küſte entlang, in die Felswände hineingebaut, oft auf Gewölben über dem Waſſer ſchwebend, zieht allerdings eine neue Straße entlang. Sie ſoll aber nur

erſt auf kurzer Strecke vollendet ſein. Es ließe ſich dieſe arge Vernachläſſigung allenfalls begreifen, wenn die Umgebungen von Almeria ſo öde, vegetationslos und arm an Erzeugniſſen wären, wie ſie ſich vom Meere aus darſtellen. Das iſt aber keineswegs der Fall. Zwiſchen den Felsketten der verſchiedenen Sierren, die hier zuſammenlaufen, und in ſchauriger Wildheit ſich miteinander veräſteln, der von Weſten kommenden Sierra Nevada, der von den Alpujarras abzweigenden erzreichen Sierra de Gador, der Albunilla und anderen faſt unzugänglichen Gebirgszügen von grauſiger Romantik liegen tief eingeſenkt kleine Thalfluren, die einer der Bäche bewäſſert, welche aus dem Schoß der Berge hervorbrechen. Dort erntet man Orangen und Citronen, dort reifen die köſtlichen Trauben, die Almeria in ganz Europa berühmt gemacht haben, da gedeiht der Oelbaum und giebt reichliche Erträge, da findet man in beſonders feuchten Gründen ſogar Zuckerrohrplantagen neben Reisfeldern und Gemüſeäckern. Almeria ſammelt auch von den Abhängen ſeiner vielverzweigten Gebirge die größten Maſſen von Spartegras und liefert ſie roh oder halb verarbeitet an den Markt. Die Weiber flechten aus der Sparte breite Treſſen, die dann zuſammengeſetzt werden zu Decken für die Fußböden, zu Außenvorhängen für die Fenſter und Balkone, um Schutz vor Sonne und Hitze zu gewähren. Engliſche Schiffe nehmen die Sparte gern als Fracht, um ſie daheim an die Papierfabriken zu liefern, Malaga bezieht das verwendbare wildwachſende Gras, um es dort ſelbſt nach eigenen Bedürfniſſen verarbeiten zu laſſen. Die gewichtigſten Erträge liefert in dieſem Gebirgslande aber der Bergbau. Die berühmten Bleiminen von Gador werden ſtark ausgebeutet; ich habe nicht erfahren können, ob von einheimiſchen oder fremden Induſtriellen. Antimon, Silber, Eiſen, Magnetſtein, Salz, Gyps liefert das Innere anderer Gebirge. Das wäre für jedes Culturland genügend, um ſofort Eiſenbahnen zu bauen, aus dem Innern nach der Küſte hin, Abzweigungen in alle Minendiſtricte. Hier überläßt man dem Maulthier die Beförderung der Erze und Barren, die im Hafen

lagern, bis ein Schiff sie abholt. Die Ausfuhr der zuckersüßen, vollsaftigen Almeriatrauben wird sogar meist von den Kaufleuten Malaga's besorgt, die hier ihre Aufkäufer haben.

Zunächst befreite der lange Aufenthalt des Schiffes uns von der Nothwendigkeit, an Bord zu speisen. Im ersten besten Kaffeehause trank man zunächst Chocolade oder Kaffee, dann zerstreute sich die Schiffsgesellschaft, um sich später in der Fonda del Vapor zur Mahlzeit an der Wirthstafel wieder zusammenzufinden. Ich war der Einzige, den keine besonderen Zwecke beschäftigten. Ich streifte also allein durch die Stadt, kletterte den Burghügel hinan, drang in die Thalschlucht, die hier, vom Schiffe kaum sichtbar, aufs Meer sich öffnet. An den alten Bauwerken ist sehr wenig zu besehen. Das Zinnengemäuer der Alcazaba, von Karl V. zum Theil überbaut, die alte Moschee darin, die jetzt zur Kapelle umgeschaffen ist, die grauen, verwitterten Thürme, die zerbröckelnde Umwallungsmauer wirken nur aus der Entfernung, in ihrer Gemeinsamkeit, als Einzelzüge des fesselnden Gesammtbildes. An sich sind sie kaum des Besehens werth; schmucklos, stillos, unbenutzt dienen diese Bauwerke nur als wirksame Staffage der Landschaft. Wenn die Alcazaba nun auch kaum die Mühe des Ersteigens lohnt, so entschädigt sie uns reichlich als Aussichtshöhe. Von diesen verschiedenen Kuppen und Hügelrücken aus gesehen, stellt das Land um Almeria sich denn doch etwas freundlicher dar, als die Coulisse, die wir vom Schiffe aus sehen, vermuthen läßt. Starr und wild schießen allerdings die kahlen Felsen auf, zersägt von der ewigen Arbeit kleiner Wasserläufe, die durch das Bergland sich ihren Weg zum Meere gesucht haben. Drinnen aber, in den Kesseln, Gründen, Schluchten grünt und blüht es allenthalben. Die Latomien von Syrakus, jene schaurigen Steinbrüche, in deren Tiefe paradiesische Fruchtgärten liegen, scheinen hier von der Natur selbst nachgebildet zu sein. Nicht wir allein, auch die derben Thurmstümpfe, die alten Mauern, die Sarazenenburgen blicken hinab in diese verborgenen Gefilde. Ostwärts von der Stadt, deren Burgberg uns bisher die Aus-

ſicht verſchränkt hatte, dehnt ſich ſogar ebenfalls eine Gartenebene bis zum Strande aus, ähnlich wie Valencia und Murcia ſie beſitzen. Dort hieß ſie Huerta; wir ſind in Andaluſien, da nennt man dieſen Fruchtacker Vega, wahrſcheinlich eine Bezeichnung arabiſchen Stammes.

Einige Stunden vergehen ſo in ſtetem Umherklettern, von einem Hügelrücken, einem Felskopf zum anderen. Das weite blaue Meer, die zerklüfteten kahlen Berge bleiben zwar immer dieſelben, immer aber verſchieben und gruppiren ſie ſich anders, immer wieder tritt eine der alten Architekturen als ſelbſtſtändige Staffage in den Vordergrund, ſo daß die kleine Strapaze ſtets belohnt wird. Heiß brennt die Sonne allerdings auf den ſteinigen Grund, der Terral, der noch immer ſtark weht, wird durch die höheren Gebirgsmaſſen abgehalten, Schatten giebt es gar keinen. Einſt ſollen alle dieſe Berge mit dichtem Walde bedeckt geweſen ſein. Man hat ihn allmählich niedergehauen, um mit dem Holze die Schmelzöfen der Bleiwerke zu heizen. Jetzt muß man Coaks von England her beziehen, denn die aſturiſchen Kohlen ſind theurer und das Land iſt ſo gänzlich holzarm, daß ſelbſt Ginſtergeſtrüpp, kleines Strauchwerk mittelſt der Güterzüge große Strecken weit verſandt wird, um als Brennmaterial verkauft zu werden. Ein Wunder bleibt es da beinahe, daß die Bäche und Flüßchen nicht längſt verſiegt ſind, ſondern noch immer genügen, um die Fluren zu tränken.

Der Vormittag war vergangen, guter Appetit ſtellte ſich ein, die kühle Fonda war ein willkommener Raſtort, um ihn zu befriedigen. Das Almuerzo ſchmeckte vortrefflich. Friſche Seefiſche, junge Artiſchocken in Oel geſchmort, Cotelette, Hühner und ein unnennbares Miſchgericht, beſtehend aus Reis, Huhn, kleinen Würſten, Gemüſen, eine Spezialität des Hauſes, wie der Kellner ſagte, das beſſer ſchmeckte, als es ausſah, bildeten die Mahlzeit. Dieſer Kellner war jedenfalls auch eine Spezialität. Ungenirt rauchte er ſeine Cigarette bei allen Vorbereitungen zum Mahle, legte ſie nur aus der Hand, um Teller und Schüſſeln zu reichen und ſchmauchte weiter, während wir aßen.

So etwas fällt in dieſem Lande Niemanden auf. Es raucht Jeder und Jeder überall. Das Etui mit feingeſchnittenem Cigarettentabak findet ſich in jeder Taſche, Papier ebenfalls. Dieſes letztere wird manchmal mit leichtem Parfüm, manchmal mit Lakritzenſaft getränkt, um dem Gaumen zu ſchmeicheln, allermeiſt aber trifft man es ohne ſolche Zuſätze. Die kleinſten Burſchen rauchen, ebenſo die Maler, die in den Galerien copiren, die Schaffner, die Beamten überall. Die Cigarette iſt durchaus und vollſtändig geſellſchaftsfähig, ſie mag höchſtens in den Kirchen und im Theater unterſagt ſein, in letzterem auch nur im Saale ſelbſt, nicht aber in den Foyers und Corridoren, Vorſälen. So wurde natürlich auch nach der Mahlzeit und im Café geraucht, bis wir gegen 3 Uhr wieder aufs Schiff gingen. Die Schiffsleute hatten den ganzen Tag gefaullenzt. Jetzt fingen ſie an einzuladen. Meiſt wurde Sparte an Bord gewunden, Ballen von Geflecht, aus denen man Matten zuſammenſetzt, noch mehr von dem unverarbeiteten Graſe ſelbſt. Ein neben uns liegender engliſcher Frachtdampfer nahm Blei ein. Sonſt war der Hafen ziemlich leer. Denn augenblicklich iſt ſtille Zeit. In allen dieſen ſüd-ſpaniſchen Hafenſtädten, die einzig auf das Verſenden von Bodenerzeugniſſen angewieſen ſind, belebt das Geſchäft ſich gegen den September hin. Dann kommen die großen Ernten, dann werden Trauben, Roſinen, Orangen, Mandeln, Wein ausgeführt. Das dauert den November hindurch. Darauf wird es ſtill, denn die Vorräthe ſind größtentheils geräumt, die Aufträge ausgeführt.

Nach 4 Uhr dampften wir ins offene Meer hinaus. Der Terral war heftiger geworden. Das merkten wir, ſobald wir uns aus dem Bereich der hohen Küſte entfernten. Es wurde empfindlich kühl trotz des hellen Sonnenſcheins. Das Meer blieb ziemlich ruhig, der Abend ſonſt ſchön. Man mußte aber heute doch zeitiger das Lager aufſuchen. Wir ſahen noch die ſcheidende Sonne ihre Strahlen auf einen alten Saracenenthurm werfen, der einſt eine flache Landzunge bewacht hat, dann auf der äußerſten Spitze dieſer weit vorgeſtreckten Bank das Leucht-

feuer anzünden. Früh am anderen Morgen weckte uns das raſſelnde Geräuſch der Ankerketten. Wir lagen im Hafen von Malaga. Eben ſtieg die Sonne über den Burgberg, den Gibralfaro, auf dem die Ruinen einer Araberfeſte liegen, und beſchien die herrliche Bucht der weinberühmten Stadt. Breit lagern ſich ihre ſtattlichen Häuſerreihen um die weite Bucht. Freundlich grüßen die Berge, hier nicht kahl und wüſt, ſondern alle leicht begrünt und bis hoch hinauf mit Landhäuſern, Dörfchen, Kirchen, Klöſtern beſiedelt. Die Stadt, dem Anſchein nach von ſtattlicher Größe, gruppirt ſich in verſchiedene geſonderte Bezirke. Eine Altſtadt, meiſt von Zigeunern bewohnt, zieht zur Höhe des Gibralfaro hinan, ein anderer Theil, wohl die Straßen des kleinen Geſchäfts, füllt das Thal des Fluſſes und dehnt ſich in die Landſchaft hinaus, weſtlich am Meeresufer endlich ſehen wir Reihen moderner, vierſtöckiger Gebäude aus neueſter Zeit. Ueber jedes Dach ragt ein Ausſichtsthurm, eine Art Belvedere, mit offenen Loggien hinaus; das Geſammtbild Malaga's iſt freundlich, anziehend und zugleich maleriſch. Die Barke ſetzt uns nahe an der Alameda, der öffentlichen Promenade, ab, dort liegen die großen Gaſthöfe. Die kurze Küſtenfahrt war beendet.

Malaga.

Malaga gehört auch zu der nicht geringen Zahl derjenigen ſpaniſchen Städte, von denen alle Bücher der Reiſenden melden, es ſei hier nichts zu ſehen. Freilich nicht, wenn man auf Muſeen, intereſſante Kirchenbauten, Kunſtdenkmale rechnet. So arm an künſtleriſchem Schaffen und an Sammlungen von Kunſtwerken iſt kein Land Europas wie Spanien. Nirgends hat der Sinn ſich bisher erfreuen können an Schöpfungen des Pinſels oder Meißels. Es giebt im ganzen Lande einzig nur zwei Städte, Sevilla und Madrid, welche öffentliche Kunſtſammlungen beſitzen, giebt nur wenige Kirchen, die in ihrem Halbdunkel werthvolle Gemälde bergen. Jetzt ſind wir ins andaluſiſche Land gekommen, wo die Maurenherrſchaft am längſten gedauert hat, nach Malaga, das erſt gegen das Jahr 1500 von den katholiſchen Königen Ferdinand und Iſabella dem Chriſtenthum erobert worden iſt. Da können wir alſo nimmermehr auf gothiſche Kathedralen, romaniſche Dome hoffen. Alſo, Malaga iſt eine nothwendige Station, die aber längeren Aufenthalt nicht lohnt, zum Verweilen nicht einladet. Dennoch aber füllt Tag auf Tag ſich angenehm aus. Und wenn wir ſelbſt unſerem Urtheil nicht trauen, ſo haben wir das Zeugniß von Landsleuten, die dieſe andaluſiſche Stadt liebgewonnen, ſich von ihr nicht losreißen können. Viel mögen zu ſolchem Zauber die andaluſiſchen Frauen beitragen. Daß ſie von feinem Wuchſe, elaſtiſcher Geſtalt ſind, tiefglänzende runde Augen, langſchattende Wimpern, üppiges, wohlgepflegtes, blauſchwarzes Haar, eine zarte durchſichtige Haut beſitzen, halb wie Gazellen, halb wie Königinnen einherſchreiten,

das ſehen wir. Gern glauben wir den deutſchen Landsleuten, daß ſie feinſinnig, geiſtreich, talentvoll, pikant, ja ſogar gebildet ſeien, wie dieſe mit Begeiſterung verſichern. Viele ſind von dieſen Reizen gefeſſelt worden für ihr ganzes Leben. Es giebt eine große Anzahl Deutſcher hier, aber es giebt in Malaga keine deutſche Colonie. Denn alle Landsleute ſind völlig aufgegangen in dem Leben, dem Glauben, den Sitten, Gewohnheiten, der Sprache des neuen Vaterlandes. Die Kinder der andaluſiſchen Mütter werden vollſtändig Spanier, wenn man es auch vorzieht, bei den unſicheren, ewig ſchwankenden politiſchen Zuſtänden dieſes Landes offiziell zur deutſchen Nationalität ſich zu bekennen.

Anmuth der landſchaftlichen Umgebung und der Lage, der weiche, milde, wohlthuende Charakter des Klimas, das von dem Meere ſelbſt in heißer Jahreszeit angenehme Kühlung empfängt, unglaubliche Ueppigkeit der Vegetation und ein opulentes materielles Leben bietet Malaga als angenehme Vorzüge vor den meiſten anderen Städten Spaniens. Prächtig baut die Stadt ſich an dem breiten Halbrund ihres Golfes auf. Das Amphitheater der andaluſiſchen Gebirge ſchließt ſie vom Norden ab und giebt ihr einen majeſtätiſchen Hintergrund. Einzelne Kuppen ſpringen vor bis zum Geſtade. Auf der einen thront im Oſten die alte Araberburg Gibralfaro, Ruinen auf anderen. Dazwiſchen lagert die Stadt ſich, ſie füllt die Einſchnitte und kleinen Thäler aus, in welche jene Einzelhöhen ihren Fuß ſetzen, ſie dringt hinein in die grünen Thalbuchten, die aus allen ſolchen Oeffnungen hervorblicken. Der Weinſtock begrünt die Berglehnen, andere Pflanzen, zuletzt die platten Fächer der Zwergpalme, klettern noch höher das Gebirge hinan. Wir haben ſo viele ſtarre, ſchaurig wilde Gebirgsketten geſehen von Alicante, Cartagena, Almeria her, daß dieſe Pflanzendecke uns um ſo freundlicher erſcheint. Wir klettern zu den Mauerreſten des Gibralfaro hinan, wir beſuchen die Kathedrale, damit iſt den Touriſtenverpflichtungen genügt. Steile Felsſtiegen, Treppen in den Stein gehauen, führen zwiſchen kleinen, erbärmlichen Häuſern den Burgberg

hinan. Da wohnen Zigeuner, olivenfarbene Leute mit wilden Haaren, bildschönen Kindern, von Schmutz starrend, in Lumpen gehüllt, aber trotzdem so entzückend, daß man sie malen, wenn auch nicht küssen möchte. In der Thür sitzt die Mutter, der Struwelkopf des Sprößlings liegt in ihrem Schoße, sie vollzieht unbekümmert das Reinigungswerk in den Haaren des Kleinen. Die Aussicht von der alten Araberburg ist umfassend. Das Meer mit dem ziemlich schiffeleeren Hafen, die vielgegliederte Stadt, dahinter die vom Flusse durchströmte Vega und das hohe Gebirge, dem nirgends der Pflanzenwuchs gänzlich fehlt, gruppiren sich zu einem heiteren Rundbilde. Die Festung selbst muß ehemals eine große Ausdehnung gehabt haben. Ueberall zwischen den Hütten der Zigeuner starren Trümmer und Mauerbrocken hervor, bis in die Tiefe und auf kleine Nebenhügel ziehen und vertheilen die Reste des Maurenkastells sich. Die Kathedrale ist natürlich ein Renaissancebau, denn erst unter der Herrschaft dieses Stils ward Malaga von dem Christenthum erobert. Die Renaissance ist der Stil der Paläste, des modernen Wohnhauses. Im Kirchenbau vermag sie uns nur selten zu imponiren. Die Hauptkirche von Malaga erhebt sich stolz über die engen Gassen mit den kleinen Häusern der Altstadt; sie würde ohne den Thurm fast wie ein Palast aussehen. Marmorsäulen korinthischer Ordnung tragen außen und im Innern die breiten, flachen Rundbogenwölbungen. Mit den alten gothischen Kathedralen in Spanien verglichen erscheint das Innere licht, klar, heiter. Die korinthischen Säulenreihen setzen sich frei fort um das Halbrund der Apsis und stützen die Gewölbegurten, die sich hier ineinanderschlingen nach dem Vorbilde der Gothik, das die Baumeister Spaniens ja überall vor Augen hatten. Stilisten von strenger Regel sind diese niemals gewesen. Wie in die gothischen Architekturen Romanisches und Maurisches gern hineinspielt, so bricht auch ihre Renaissance niemals gänzlich mit der gothischen Vergangenheit, sondern nimmt manches Motiv aus ihr, um ähnliche Wirkung zu erzielen. Denn überall sieht man es den Kirchenbauten an, daß sie zunächst imponiren, dem Gau,

in dem Jahrhunderte lang der Halbmond verehrt worden, das Chriſtenthum in höchſtem Glanze zeigen wollen. So giebt ſich auch die Geſammterſcheinung dieſer Kirche als eine mächtige Burg des herrſchenden Gottes und ſeiner Heiligen, blendend durch den Reichthum ihrer Ausſtattung, durch den künſtleriſchen Schmuck des Chores, der hier ebenfalls wieder den Mittelpunkt des Gebäudes einnimmt. In ſolchem Renaiſſancebau ſtört dieſer Chor, der ſich faſt ausnimmt wie ein prächtiger Salon, eine Verſammlungshalle großer Würdenträger, weit weniger als in den gothiſchen Domen. Immer wird dieſer mittlere Einbau mit dem Hauptaltar verbunden durch einen von niedrigen Gittern eingeſchrankten Gang, den die Andächtigen nicht betreten. Die Geiſtlichkeit hat ſo in der großen Kirche ihre beſondere Kirche für ſich, in der die rothen Chorknaben mit den langen weißen Flügelärmeln, die Prälaten in Pelzkragen und Schleppgewändern, die Sänger und Muſiker, denn auch Orgel und Sängerchor liegen meiſt in dieſem Raume, allein verkehren.

Manche zierliche, maleriſche Einzelheit fällt uns gelegentlich auf, wenn wir in der Stadt umherſchlendern, die deutſchen Landsleute aufſuchen. Da tritt aus altem Gemäuer ein graziöſer Hufeiſenbogen hervor, zum Zeichen, daß das Kloſter vordem Moſchee oder Araberpalaſt geweſen ſei. Da fällt das Auge auf ſchlanke Säulchen, die offenbar ganz wo anders hergenommen ſind, um hier einen Convent, die Vorhalle eines Hoſpitals zu ſchmücken. Auf ſolchen kleineren Entdeckungen beruht ja der Hauptreiz planloſer Wanderungen durch ſpaniſche Städte. Auch die Markthallen werden dabei niemals vergeſſen. Waſſer ſprudelt hier, wie allenthalben in Malaga, in größter Fülle und köſtlicher Friſche. Der Schoß der weſtlichen Berge birgt ergiebige Quellen, die man nach der Stadt geleitet und hier in zahlloſen Ausmündungen dem Volke bietet. Von allen Städten Spaniens erfreut Malaga ſich der ergiebigſten und mannigfachſten Bodenerzeugniſſe. Das Pflanzenleben aller Zonen ſcheint hier zu gedeihen, werthvolle Erträge zu liefern. Zum erſten Male ſehen wir die ſchweren Glieder des Zuckerrohrs von den Marktleuten

zum Verkauf ausgeboten. Jungen erſtehen für wenige Pfennige ein Stück, um das ſüße Mark zu verzehren, das übrigens ganz vortrefflich ſchmeckt. Wo Zuckerrohr Ernten liefert, da iſt natürlich an anderen Früchten kein Mangel. Und der gebirgige Charakter der Landſchaft, die ſich bald hinter der Stadt plötzlich um einige tauſend Fuß erhebt, ſichert ihr auch diejenigen Früchte, die kühlere Temperatur, kräftigere Luft vorziehen.

Was Alles in Malaga und ſeiner Umgebung wächſt, das ſehen wir beſſer als an den Märkten in den Magazinen der großen Kaufhäuſer, die für die Ausfuhr arbeiten. Dieſe Geſchäfte, vornehmlich der Weinhandel, befinden ſich großentheils in den Händen von Deutſchen. Unſer Conſul, Herr Pries, ein geborener Roſtocker, dann deſſen Schwager, ein Schwiegerſohn und viele andere Landsleute ſind im Beſitze großartiger Exportgeſchäfte. Die Einen beſchränken ſich auf den Weinhandel, Andere verſenden alle Producte des überſchwänglich ergiebigen andaluſiſchen Landes. Denn von weither, bis aus Cordoba, Granada, kommen die Erzeugniſſe nach Malaga, um hier entweder zubereitet oder ſofort verſchickt zu werden. Jetzt, im April, ruht das Geſchäft faſt gänzlich, denn die Ernten ſind conſumirt. Auch hier drängt das größte Leben, die meiſte Arbeit ſich in die Monate September, October, November zuſammen. Dann füllt der Hafen ſich mit Frachtſchiffen, dann ſchleppt der Bahnzug Fäſſer, Kiſten, Ballen her, dann klettern beladene Maulthiere und Kärrner mit ihrer Fracht über die Berge der Hafenſtadt zu. Freundliche Empfehlungen führen uns bei den Landsleuten ein. Conſul Pries wohnt in einem alten Maurenſchloſſe, hatte man mir geſagt. Da die Bezeichnungen von Straße und Hausnummer hier im Lande nicht immer zuverläſſig und leicht zu finden ſind, verließ ich mich auf meine Augen, ſuchte unter den Gebäuden der Straße am Hafen in der Nähe der Kathedrale die ſtolzeſten, höchſten, impoſanteſten auf, um unter dieſen das Maurenſchloß zu entdecken. Vergeblich. Da nahm ich denn die Ortskenntniß eines Bierwirthes, denn die Cervera iſt auch bereits in Spanien eingeführt, zu Hilfe und der wies mich

zurecht. An dem Schilde mit dem deutſchen Kaiſeradler hätte ich allerdings das Haus erkennen ſollen, an ſeiner Größe nicht. Ein niedriger Bau, unanſehnlich, mit wenigen Fenſtern, ſchmucklos, mit großer Thorpforte war das Maurenſchloß. Drinnen verändert ſich allerdings ſofort die Phyſiognomie; ich hatte vergeſſen, daß die Araber niemals nach der Straße hinaus bauen. Ein geräumiger quadratiſcher Hallenhof mit zwei Stockwerken von Säulenſtellungen zeigt uns, daß wir einen Palaſt betreten. Die kühleren Räume des Erdgeſchoſſes ſind von den Arabern wahrſcheinlich zumeiſt benutzt worden, denn die Decken aus einer kunſtvollen Moſaik von Cedernholz, an denen man noch Spuren von Farben und Vergoldung entdeckt, die Fayenceplatten, die noch hier und dort an den Wänden und Thürbrüſtungen haften, haben offenbar Prunkgemächern oder Wohnräumen angehört. Heute dienen dieſe faſt ſonnenloſen Hallen zu Magazinen und Lagerplätzen. Eine bequeme Treppe führt zum oberen Stocke. Man hat von draußen keine Ahnung, welche Fülle großer, luftiger, hoher Räume das unſcheinbare Haus in ſich birgt. Bureaux, das Empfangs- und Arbeitszimmer des Hausherren nehmen, ſo geräumig ſie ſind, nur eine kleine Ecke ein. Gern folgen wir der Einladung, das ganze Haus zu durchwandern. Seine bauliche Anordnung iſt ganz die alte geblieben. Lange Säle, kleine Gemächer, trauliche, in mildes Dämmerlicht gehüllte Cabinete grenzen an einander. Alle ſind ſie ſehr hoch, alſo luftig und kühl. Alle Zimmerdecken bekleidet eine Holztäfelung, dünnes Gebälk, feine Brettchen, kunſtvoll als Moſaik in einander gefügt. Hier ſehen wir zuerſt und nur in kleinen Reſten jene glaſirten Platten, die zur Bekleidung der Wände von den Arabern mit einer Meiſterſchaft in den Formen der Ornamente und in dem leuchtenden Glanze, der tiefen Kraft ihrer Farben gefertigt worden, wie ſie heute noch nicht wieder erreicht iſt. Alle Arabesken, Roſetten, Bänder in geſättigtem Grün, Blau, leuchtendem Goldgelb treten relief hervor. Manchmal bilden alle dieſe Verſchlingungen ein Moſaik, meiſt ſind dieſelben auf viereckige Kacheln gepreßt. Die Jahrhunderte haben der Intenſivität der Farbe, dem

Glanz der Glasur nicht die mindeste Schädigung zugefügt. Alle die Gemächer, die uns solchen maurischen Luxus zeigen, blicken hinein in den Hallenhof, in die Loggien, die denselben rings umgeben. Die eine Seite dieses Säulenganges hat der Hausherr salonartig eingerichtet. Da schützen Vorhänge oder „spanische" Wände nach dem Hofe hin vor Zug und Sonne, da finden wir bequeme Polstermöbel, Bilder und kleine Kunstwerke, Blumen und modernen Hausrath. Es ist heller, freundlicher, luftiger hier als in den Zimmern, welche maurische Lebensgewohnheit und Rücksicht auf das Klima möglichst dem Lichte verschließen. Doch in einem der Salons sehen wir Fenster, jetzt mit Sonnenladen verschlossen. Herr Pries stößt sie auf und das Meer breitet seinen blinkenden Spiegel vor uns aus, spendet seinen kühlen Hauch herauf in diese wunderbaren Räume, die viel erzählen könnten von den orientalischen Herrlichkeiten vergangener Jahrhunderte, von den wechselvollen Schicksalen, die über sie hingegangen sind. Das alte Maurenschloß besitzt ein reicher spanischer Grundedelmann, Herr Pries wohnt zur Miethe, doch mit der vollen Sicherheit, als ob er in seinem Eigenthum lebte.

Ein anderer, noch größerer arabischer Palast dient seinem Schwiegersohne zur Wohnung. Der Hallenhof mit dem Brunnen in der Mitte, viele Einzelheiten maurischen Stils bezeugen auch diesem Hause seine Herkunft von arabischen Baumeistern. Manche Ornamente, so die an den Gesimsen entlang laufenden Eierstäbe und andere antike Motive, deuten jedoch auf Restauration aus der Renaissancezeit. Es ist wahrscheinlich, daß einige der Großen, die den katholischen Königen in dem Feldzug gegen die letzten maurischen Herrscher gefolgt sind, von diesen Palästen Besitz ergriffen, sie nach ihrem Geschmacke eingerichtet haben werden. Die Pracht einzelner Reste aus arabischer Zeit ist hier noch größer als in dem anderen Schlosse. Die Holzdecken der unteren Hallenräume, in denen jetzt ebenfalls Waaren aufgespeichert liegen, Katzen die einzigen Bewohner sind, zeigen sich hier taubennesterartig vertieft, dort musivisch gefeldert, alle mit deutlichen Spuren

von Vergoldung und Uebermalung. Auch hier ist die eine Seite des offenen Säulengeviertes im Oberstock wohnlich umgewandelt, zu einem kleinen Garten mit Salonausstattung, in dem die hübschen blonden Kinder des Besitzers spielen, mit der Großmama deutsch, mit den übrigen Hausgenossen spanisch plappern. Wir tranken da ein Glas vortreffliches schwedisches Bier, das dem englischen Ale gleicht und stark eingeführt wird. Daneben liebt man amerikanische Biere, von den deutschen behauptet man, daß sie sich nicht hielten. Wir stiegen auf den Thurm des Hauses. Hier haben arabische Frauen oft die kühlen Abende genossen, auf das Meer, die Berge, die grünen Gärten, die belebten Gassen hinabgeschaut, auf die wohl der Blick, nicht aber der Fuß sich hinauswagen durfte. In solchem Hause fühlt man sich bei diesem Klima ungemein wohl. Die Herren besitzen Landhäuser, Güter, Gärten draußen in der Umgegend. Im April zieht man wohl dort hinaus, um sich an dem Wachsen und Blühen unzähliger Pflanzenarten aus allen Welttheilen, an frischer Luft, an ländlichem Leben zu erfreuen. Aber im Juni schon kehrt man gern wieder zurück in das kühle, schattenreiche Stadtschloß, in die engen Gassen. Dann wird draußen die Hitze unerträglich, dann findet man den besseren Schutz zwischen den dicken Mauern in den hohen Sälen und erquickt sich an den salzigen Bädern des Meeres. Andere Häuser, von deutschen Familien bewohnt, stammen zwar aus moderner Zeit, alle aber besitzen kühle, fensterlose Corridore, auf welche die Zimmer hinausführen und die man ausstattet wie Salons, weil man sich am liebsten in ihnen aufhält.

Die meisten dieser Deutschen sind einst als junge Leute hergekommen, haben hier Geschäft und Hausstand begründet, andalusische Jungfrauen geheirathet und entnationalisiren sich bald, auch wenn sie offiziell in dem deutschen Unterthanenverbande bleiben. Das setzt sich fort. Der Zufluß an jungen Deutschen ist sehr stark, auf allen Comtoiren findet man sie und alle wachsen sehr bald in das spanische Leben hinein. Einen der begeistertsten Lobredner auf das Andalusische lernte ich in

einem jungen Holländer kennen. Mynheer van Dulcken, der in dem Geſchäfte des Conſuls arbeitet, wurde mir von dieſem freundlich als Führer mitgegeben, um auch die geſchäftliche Seite Malaga's kennen zu lernen. Ein kleines Cabriolet, mit feurigen andaluſiſchen Racepferden beſpannt, ſtand uns zur Verfügung. Wir fuhren hinaus nach den Etabliſſements und den Lagern des Hauſes. Sie dehnen ſich aus wie ein Landgut, liegen in einem immergrünen Eucalyptushaine, verſehen mit Waſſerbecken, Leitungen, Canälen und gewähren überall Ausblicke aufs Meer. Zuerſt beſuchen wir die Wein-Abtheilung. Es giebt in Malaga wohl größere Weingeſchäfte, hier aber finden wir dafür Alles beiſammen, was den Handel des Hafenplatzes beſchäftigt. In einem weiten, mit Cement ausgefütterten, mit Abflußrinnen verſehenen Raume keltert man die Trauben. Die Ernten der Weingüter in allen Bergen der Umgebung müſſen großartigen Ertrag liefern. In dieſes eine Geſchäft kommen während der Weinleſe täglich bis 1000 Centner Trauben zur Kelter und das dauert etwa 30—35 Tage. Man baut verſchiedene Sorten, die ſüße Muscattraube, die eigentliche Malagatraube und die von Jeres, die einen trockenen Wein liefert, der als Sherry in den Handel geht. Außerdem werden Trauben gekeltert, die faſt zu Roſinen getrocknet ſind und den ungemein ſüßen Pedro Ximenes geben, einen Verſchnittwein, der in den Weinküchen dem Ungar zugeſetzt wird. Die beſten Ernten machen die Großgrundbeſitzer, die etwas an die Cultur der Weinberge wenden, die Rebenzucht heben, ſorgfältiger ſortiren laſſen. Die tägliche Zufuhr wandert ſofort in die Kelterräume, wird dort von den ambraduftenden Füßen andaluſiſcher Jünglinge und Mädchen ausgetreten und der Reſt darauf unter hydrauliſche Preſſen gebracht. Die Traube von Malaga läßt ſich dieſe energiſche Ausnutzung gefallen, die andere Weinſorten durch zu große Beimiſchung von Gerbeſtoff jedenfalls ſchädigen würde. Der eigentliche Malaga beſitzt die natürliche Farbe von dunklem Golde. Der Geſchmack der Abnehmer verlangt ihn aber braun. Zu dem Zwecke färbt man den Wein, das heißt, es wird ein Theil

des Rebenſaftes in eingemauerten Kupferkeſſeln durch Siedhitze zu liqueurartiger Eſſenz eingedickt und dieſe dann dem hellen Wein zugeſetzt. Dieſe Kochapparate ſehen wir in einer anderen Halle. Vor etwa 20 Jahren war der Malaga durch ſchlechte Behandlung ſpaniſcher Häuſer ſtark in Mißcredit gekommen. Man nahm die Ernten kleiner Bauernweine, die jetzt als Landweine hier ausgetrunken werden, färbte mit Feigenſaft und hat damit das Geſchäft verdorben. Die deutſchen Keltern und Kellereien haben daſſelbe wieder zur alten Blüthe gehoben. Nebenan arbeiten die Böttcher. Sie bauen große und kleine Fäſſer, alle aus amerikaniſchem Holze, da das Land ſelbſt waldlos iſt, ſchwediſche und deutſche Hölzer neuerdings wenig und nur zu Bauzwecken bezogen werden. Der neue Welttheil beſiegt mit enormen Maſſen und billigen Preiſen alle Concurrenz. Die Lagerräume nehmen natürlich den meiſten Platz in Anſpruch. In langen Gängen liegen die ungeheuern Fäſſer aufgeſtapelt, neben und über einander. Es giebt auch hier keine Keller. Die ſüßen Weine halten ſich am beſten in oberirdiſchen, der Luft zugänglichen Hallen. Zum Schluß müſſen wir von allem, was wir geſehen haben, koſten. Der Küfer hebt aus dem einen Faſſe hundertjährigen Malaga von wunderbarem Feuer, milder Kraft, edelſter Qualität, den feinſten Deſſert- und Reconvalescentenwein, den die Erde erzeugt. Der goldhelle, ungefärbte kommt ihm nahe, wie der talentvolle Knabe dem gereiften Manne. Der aus Ferestrauben gekelterte Rebenſaft beſitzt das feine Mandelaroma des guten Sherry, er iſt trocken, ſchwer, von intenſiver Glut. Der zuckerſüße, moſchusduftende Muscat, der ſyrupartige Pedro Ximenes können neben dieſen beiden nicht aufkommen, aber gekoſtet werden müſſen ſie doch. Der dienſtfertige Hüter dieſer Grotten will immer neue Proben aus dem Innern der Lagerhallen herbeiholen laſſen. Mit dieſen Weinen iſt indeſſen nicht zu ſpaßen; wir wehren ab, um den Kopf für die Beſichtigung der andern Abtheilungen frei zu behalten.

Faſt noch ausgedehnter iſt die Production von Oel in Andaluſien. Muß man mit dem Wein ſich auf die Trauben-

ernten der weiteren Umgebung von Malaga beſchränken, ſo ſtrömt das Oel aus dem ganzen Hinterlande hierher hinab. Alle Berge, alle Thäler, alle Felder und Aecker ſind in ganz Andaluſien bis Cordoba mit Oelbäumen beſetzt. Da nun ein guter, geſunder Baum bis 65 Liter Oel im Jahre liefern kann, ſo mag man ſich eine Vorſtellung von der Fülle des fetten Saftes machen, der aus dem ausgedehnten Lande hervorgeht. Leider laſſen die Bauern der Olive nur eine ganz primitive Behandlung angedeihen. Sie haben noch die alten Preſſen im Gebrauch, gehen nicht ſauber mit dem Stoffe um, erzeugen daher ein Material, das nur für Maſchinen und zum Brennen ſich eignet und meiſt nach England, Rußland, auch wohl Amerika verſchickt wird. Deshalb finden wir in Spanien auch ſelten gutes Speiſeöl, trotz der ausgezeichneten Oliven. Wenigſtens geht man mit den Bäumen ſelbſt neuerdings ſorgſamer um. Früher wurden die Früchte mit Stecken heruntergeſchlagen, dabei traf man natürlich auch die jungen Triebe und neuen Anſätze, zerſtörte dieſe und ſo trugen die Bäume meiſt nur alle zwei Jahre. Jetzt haben die faulen Spanier ſich ermannt, die Früchte zu pflücken und verdoppelter Segen lohnt dieſe kleine Mühe. In ciſternenartigen Behältern wird von den Kaufleuten das Oel geſammelt, dort ſetzen die Rückſtände, dicker, breiartiger Schmutz, ſich ab. Da aber vielfach zur Verſendung Petroleumfäſſer benutzt werden, ſo macht man damit wieder ſelbſt das reinere Oel zum Speiſeverbrauch ungeeignet. Die Roſinen kommen fertig in Kiſten verpackt aus dem Innern des Landes, ſie werden nur etwas mit Papier decorirt und dann weiter verſchickt. Ebenſo ſendet das nahe Almeria ſeine Tafeltrauben hierher, da Malaga alles eigene Gewächs für die Kelter braucht. Nicht ſehr bedeutend iſt die Cultur von Orangen. Wo irgend der Boden genügend natürliche oder künſtlich zugeführte Feuchtigkeit beſitzt, da läßt man die Orangenhaine eingehen und zieht ſtatt derſelben Zuckerrohr. Erſt ſeit etwa 25 Jahren hat man die alte Rohrcultur wieder aufgenommen. Sie iſt ergiebig und bequem. Man ſchneidet einfach den Rieſenhalm mit dem ſüßen Mark ab und

aus der Wurzel ſchießen bald neue Triebe auf. Jede Pflanze ſoll 4—5 Jahre dauern. Malaga allein in ganz Europa baut Zuckerrohr als Induſtriepflanze. Die Rohrplantagen in Almeria ſind nicht beträchtlich, größer die im nahen Montril. Dieſer Zucker geht gar nicht ins Ausland, er deckt ja lange nicht den Bedarf Spaniens. Dennoch ſchützt der Staat die junge Induſtrie durch ſchwere Zölle auf überſeeiſchen Zucker, ſogar die Zufuhr aus den eigenen Colonien unterliegt dieſem Schutzzoll. Vielleicht ſucht man damit zugleich den Anbau der Zuckerrübe zu fördern. Mancher Boden, ſo die Vega von Granada in ihren höheren Lagen, würde ſich ſehr gut zu dieſer Cultur eignen, allein die Indolenz der Leute ſcheut vor dem Neuen zurück. Etwa fünf Siedereien verarbeiten die Rohrernten dieſer Gegend. Wird dadurch nun auch die Cultur der Orange beeinträchtigt, ſo ſind doch noch ausgedehnte Bodenflächen mit dem edlen Fruchtbaume bepflanzt. Dem Handel liefert er faſt nur die aromatiſchen Schalen ſeiner Früchte. Auf einem der Speicherböden liegen Orangenſchalen in großen Haufen. Jetzt iſt ihre Zeit, ſie werden ſortirt, verpackt, verſchifft, zum großen Theil nach Deutſchland. Die beſten Qualitäten erhält man von der herben Orange, große dunkle, geviertheilte Pomeranzenſchalen, deren aromatiſches Bitter die beliebte Speiſewürze giebt. Die Frucht wird nur um dieſer Schalen willen geſchätzt, das Fleiſch verwendet man zur Viehmäſtung. Die ſüße Orange liefert dagegen eine weit weniger kräftige Schale. Die wird, wie ſie aus dem Conſum kommt, von Jungen geſammelt und billig verkauft. Sie findet ſich auf den Haufen in allen Formen, denn es giebt wohl kaum zwei Menſchen, die eine Orange ganz auf dieſelbe Art ſchälen und zerlegen. Nun haben wir nur noch einen Blick auf die Kiſten mit friſchen Mandeln zu werfen, dann können wir wieder unſern eleganten kleinen Wagen beſteigen und über die Reize der Andaluſier weiter plaudern. Man bekommt natürlich nur einen flüchtigen, oberflächlichen Einblick in die Art und den Umfang des Geſchäfts; dieſer genügte indeſſen, um mit Freude und Hochachtung auf deutſche Arbeit,

deutſche Intelligenz und Zuverläſſigkeit zu blicken. Denn der vordem ſtark geſunkene Handel Malaga's iſt zumeiſt durch die Reellität, Sorgfalt und Umſicht der deutſchen Kaufleute gehoben worden. Hier wäre alſo der leichtfertig hingeworfene Vorwurf des „Billig und ſchlecht" wieder einmal thatſächlich Lügen geſtraft.

Je weniger Sehenswürdigkeiten unſere Zeit in Anſpruch nehmen, deſto mehr ſehen, genießen wir. Dieſe Wahrnehmung beſtätigte auch Malaga. Ich wäre kaum in die Klubs, kaum hinaus aufs Land gekommen, wenn Anderes die knapp zugemeſſene Zeit ganz ausgefüllt hätte. Die Klubs ſind im Lande allgemein, beſonders aber in den Handelsſtädten verbreitet. Es lebt und verkehrt ſich dort mit den Spaniern leicht, bequem, angenehm. Kaum eingeführt, tritt man in Beziehungen, erhält Rathſchläge, Fingerzeige, tauſend gefällige Liebenswürdigkeiten. Dankt man, ſo lautet die Antwort ſtets, daß das ja Pflicht ſei, dem Fremden gegenüber, der ihr Land kennen lernen wolle. In den beſſeren Ständen iſt die franzöſiſche Sprache ſo allgemein verbreitet, daß man ſich ſtets verſtändigen kann. Der Aufenthalt in dem Klub, in den die Landsleute mich einführten, war auch ſonſt ſehr behaglich. Die Fenſter der langen Leſe- und Converſationsſäle, die wie alle Geſellſchaftsräume hier die Form von Galerien und Corridoren haben, gehen aufs Meer, Balkone ſpringen aus jedem einzelnen hervor. Divans, Lehnſeſſel, aller Comfort ſtehen zur Verfügung. Zeitungen mangeln nicht, die Kölniſche und einige illuſtrirte Blätter giebt es allenthalben. Schach und Domino, Geſpräch und Kartenſpiel beleben andere Säle. Während der heißen Mittagsſtunden oder wenn der trockene, ſcharfe Terralwind gar zu arg von den Gebirgen herniederwehte, war dieſer Klub am Geſtade des Meeres eine willkommene Zuflucht.

Noch lieber aber folgt man freundlicher Aufforderung, hinauszufahren ins Land. Es geht nach verſchiedenen Richtungen. Nach Weſten hin, wo das Land ſich zu einer von Gebirgen und Hügelzügen umſchloſſenen Ebene weitet, wo Bäche und kleine

Flüßchen von den Höhen hinabſtrömen, dehnen die Rohrplantagen ſich aus. Immer mehr erobert die Cultur des Zuckerrohrs ſich allen feuchten Boden. Die Zeit war nicht günſtig. Die meiſten der hohen Rohrwälder hatte das Meſſer des Schnitters niedergeſäbelt, nur Stumpfe und ſprießende Schößlinge bedeckten das Feld. Anderswo ſtand das Rohr noch aufrecht, dicht gedrängt, ſcheinbar undurchdringlich erhoben ſich die mit ſüßem Schleim gefüllten Halme zu rieſiger Höhe. Man konnte ſich nahe den Tropen wähnen und fühlte doch immer wieder, daß ein Land von hoher Cultur uns umgab. Malaga hat eines voraus vor allen bisher geſehenen Städten Spaniens. Seine Gartenflur dient nicht nur Bauern und Ackerbeſtellern als Boden für induſtriöſe Ausbeutung; hier ſehen wir überall auch Landhäuſer, Villen, ganze Colonien, die nur zur Freude, zum Naturgenuß, zur Erholung angelegt ſind. Das hebt jede Landſchaft ſehr über das Gewöhnliche hinaus. Die Bedingungen ſind ſolchen Anlagen hier ungemein günſtig. Grüne Vorhügel mit vielen Einzelkuppen treten aus dem Hochgebirge in das breite Thal des Fluſſes. Dieſe anſteigenden Gelände ſind eingenommen von Gartenanlagen, Landhäuſern, kleinen Luſtwäldchen, die das vorbeirinnende Waſſer in ihre Dienſte nehmen. Wir fuhren hinaus nach San José. Ja, das iſt völlige Tropenvegetation, nicht geziert, abſichtsvoll vorgeführt wie etwa auf der Iſola Bella in den borromäiſchen Gärten, ſondern frei, ungekünſtelt, faſt wild wuchernd. Die Seeſtadt mag ja Verbindungen mit allen Tropenländern, mit Südamerika, Braſilien, Auſtralien, China unterhalten. Da bringt denn das Schiff wohl Pflänzlinge mit, die ſich hier leicht einbürgern in dieſem Lande, das keinen Winter kennt, wo die Queckſilberſäule am tiefſten immer noch ſechs Grad Wärme zeigen ſoll. Der Eucalyptus iſt ein zudringlicher Geſelle, von dem ſprechen wir hier gar nicht. Aber chineſiſche Nelkenarten, Senſitiven aus Braſilien, Kampher- und Indigobäume, Cacao, Kaffee, Baumwolle, großblättriger Tabak an langen Schaften, ſeltene Rohrarten, Pflanzenformen, wie wir ſie niemals in freier Erde bei einander ge-

ſehen, finden wir hier zwiſchen Bambuſen, Bananen, Caryoten, Dattelpalmen, ſcheinbar ohne Pflege, bunt durcheinander. Die Gärten ſind natürlich die Hauptſache in dieſen Anlagen, die weißen Häuſer mit Balkonen, Vorhallen, Loggien erſcheinen einfach inmitten ſolcher Pflanzenpracht. Und dazu genießen wir überall die Ausſicht aufs Gebirge, aufs Meer, auf die maleriſch zwiſchen Berg und Thal ſich aufbauende Stadt. Der Himmel hat dieſer Stätte Alles gewährt, was die Natur überhaupt an Gaben zu bieten vermag. Dazu zählen wir auch das ausgezeichnete Quellwaſſer, das nirgends fehlt.

Erſt als es zu dunkeln beginnt, zur Stunde des Diners führt das muntere Geſpann uns heim. Die Straßen ſind ſonntägig belebt. Jede Frau, jedes Mädchen hat ihr Haar mit Blumen geſchmückt. Ein blühender Orangenzweig, einige hochfarbige Roſen, Fliederſtauden leuchten aus den ſchwarzen Flechten. Oſtern iſt erſt ſeit einer Woche vorüber. Kinder führen ihre Lämmchen durch die Straßen. Das giebt reizende Bilder. Man ſchenkt den Kleinen zu Oſtern ein weißes Lamm mit rothen Bändern, mit goldenem Gurte aufgeputzt. Die Aermeren begnügen ſich mit einem jungen Zicklein. Das Kind geht nie aus, ohne das niedliche Thier an rothem Bande mitzuführen. In der einen Hand ein Bündel blühendes Wieſenkraut, an der andern den Oſterliebling, ſo ziehen ſie durch die Straßen, halten dem Thier das Futter hin, ſpielen mit ihm. Es iſt ganz allerliebſt, in allen Straßen dieſe Kleinen mit ihren Thieren zu treffen. Nach weniger Zeit hat ſich das Spielzeug allerdings abgenutzt wie alle anderen. Dann ſchlachtet man die Oſtergabe und verzehrt ſie mit Kichererbſen.

Granada.

(1880.)

Granada.

In dieſem Spanien iſt Alles wunderbar und unbegreiflich, ſelbſt die Fahrpläne der Bahnen. Von Malaga gehen täglich zwei Züge hinauf nach Cordoba, ein ſchneller, ein langſamer; beide Bummler, verglichen mit denen in anderen Culturländern, wo man den Werth der Zeit kennt, aber doch unterſchieden durch mehrere Stunden verſchiedener Fahrgeſchwindigkeit. Um nach Granada zu gelangen, muß man eine in Bobadilla abzweigende Seitenlinie benutzen, auf der ebenfalls zwei Züge, ein ſchneller und ein Güterzug, verkehren. Beide haben Anſchluß an die Hauptbahn, doch derart, daß an den Güterzug da, der Schnellzug dort ſchließt und umgekehrt. Einer ſtarken Geduldsprobe bleibt man auf dieſer Fahrt in jedem Falle ausgeſetzt. Auf der erſten Strecke, vom Geſtade des Meeres aufwärts, läßt ſich dieſe leicht ertragen. Erſt während der Fahrt lernt man die paradieſiſche Ueppigkeit der Vega von Malaga vollſtändig kennen. In den tieferen, von dem Canalſyſtem, das der Guadalhorce tränkt, berieſelten Lagen führt der Weg durch ausgedehnte Zuckerrohrgefilde; Orangenhaine, Weinhügel, Feigen füllen den Thalgarten, der umrahmt wird von Gebirgsausläufern, denen der Oelbaum überall ein ſilbergraues Kleid übergeworfen hat. Wie eine weite Bucht ſchiebt ſich dieſe Flur, von dem Bergfluſſe durchrauſcht und ewig erfriſcht, in die Ketten der andaluſiſchen Hochgebirge hinein, die nicht nur das in allen Farben prangende Paradies mit Feuchtigkeit befruchten, ſondern auch jeden kühlen Luftzug von ihm abhalten. Die hochfeinen Reben, die köſtlichſten Orangen und Feigen, das ſüße Mark des Rohrs gedeihen hier am beſten.

Doch bald ſperren ſtarre Felswände den Weg. Der Contraſt iſt wieder, wie ſo oft in Spanien, ſtark bis zum Extremen. Kahler gelblicher Sandſtein ſteigt in ſenkrechten Wänden, ſpitzen Nadeln, wilden Riffen auf. Aller Pflanzenwuchs hört plötzlich auf. Nur an einzelnen Stellen haftet niedriges Zwergpalmengeſtrüpp wie Warzen auf dem Stein, nur wo eine Senkung milder ſich neigt, erobert die Cultur dem Oelbaum ein Plätzchen. An wilder Romantik und gewaltiger Großartigkeit erreicht keine Alpen- und Appeninenbahn dieſen durch die Schluchten und Felsöden der Sierra ſich bohrenden Weg. Alles Leben hört auf, nur der herabſtürzende Fluß iſt unſer Begleiter. Die von ihm glatt durchſchnittenen Felswände verbergen oft die ſchmale Rinne, in der er tief im Abgrunde mit wildem Raſen jagt. Man hört ihn nur gegen den Stein donnern, ſieht weißen Schaum aufſtäuben, dann dringt die Eiſenſtraße wieder in das Geſtein, um nach kurzer Zeit auf ſchlankem Eiſengerippe von einer Felszacke zur anderen über dem grauſigen Schlunde dahinzuſchweben wie auf einer Fahrt durch die Luft. Dieſe ſtarren Felsmaſſen heißen Hoyo, ſie ſind wild durcheinander gewirrt, man erkennt keine Ketten und Züge, ſondern nur lothrechte Wände, Zähne und Zacken, durch die der Zug keuchend aufwärts klimmt. Die Bucht von Malaga iſt verſchwunden. Wenn das Labyrinth hinter uns liegt, ſind wir im andaluſiſchen Hochlande. Faſt ganz Andaluſien trägt den Charakter eines Hochlandes, in das nur gelegentlich Flußthäler, Fruchtebenen eingeſenkt ſind. Dieſe Gebirgsmaſſen ziehen mit verſchiedenen Bezeichnungen, aber in gleicher Wildheit ununterbrochen hin bis zur äußerſten Spitze unſeres Erdtheils, zur Felſenburg von Gibraltar.

In dem kühleren Berglande, in das unſer Zug mühſam hinaufgeſtiegen, liegt Granada. Der Pflanzenwuchs wird nordiſcher, minder reich an Arten und Formen in dieſem gemäßigteren Klima, ohne daß der Boden des Hochthals an intenſiver Fruchtbarkeit gegen die heißeren Gefilde an der tiefliegenden, rings geſchützten Meeresküſte zurückſteht. Dieſes Hochthal, eine flache, von Gebirgen umſchloſſene Mulde, breitet ſich auf der Weiter-

fahrt vor uns aus. Im östlichen Hintergrunde schließen die majestätischen Schneescheitel der Sierra Nevada dasselbe ab. Von den Höhen, aus den Klüften des Gebirges sammeln sich die Wasser der Bäche in dem Genil, dessen klare, kühle Flut das Thalgelände durchströmt. Die Orange gedeiht nur noch an geschützten Stellen, nicht mehr im freien Felde; zahlreich vorkommende Eukalypten deuten indessen an, daß die Temperatur niemals mehr als 4 bis 5 Grad unter den Gefrierpunkt sinken kann. Wahrscheinlich kommt auch das hier niemals vor. Von den weit über 10,000 Fuß hohen Kämmen der Nevada, dem Mulhacen, der Alcazabra, der Veleta weht auch in der heißen Jahreszeit ein erfrischender Luftstrom herab, der schon jetzt in der ersten Hälfte des April angenehm erquickt. Vorherrschend ist in dieser Campagna der Oelbaum. Alle Berglehnen, die aus dem Hochthal ansteigen, alle Aecker sind mit den zartlaubigen silberschimmernden Bäumen bedeckt; dazwischen reifen Feldfrüchte, Gemüse, Maulbeeren. Nie gestattet man dem Boden Ruhe. Die Vega von Granada, überrieselt wie alle von den Arabern geschaffenen Culturstätten, gilt für die fruchtbarste von ganz Spanien. Die Fahrt durch das Thalgelände ist sehr schön. Bald weitet die Landschaft sich zu flachem Kessel, bald drängen die Berge sich nahe an den Genil. Immer aber behält die Gegend den Charakter eines Hochlandes. Malerisch liegen alte Städtchen in den einzelnen Weitungen des Thales, Antequera zuerst mit altersgrauen Kirchthürmen und einer verwitterten Burg, dann Loja weiter aufwärts, wo der Genil aus engen düstern Schlünden in eine tiefere Thalstufe hervorbricht. In Loja hält der Zug lange. Es drängen sich Burschen und Weiber um uns, die in Körben lebendige Krebse feilbieten. Das scheint uns seltsam, denn was macht ein Eisenbahnreisender mit diesen rohen Schalthieren? Die Eingeborenen belehren uns darüber. Sie kaufen für wenige Quartos eine Hand voll, brechen die lebendigen Geschöpfe auf und verzehren sie mit sichtlichem Wohlgeschmack.

Das nahe Gebirge spendet der Thalflur einen starken Wasserreichthum, der nicht nur die Aecker und Gärten tränkt,

ſondern auch die Landſchaft belebt. Von allen Seiten ſtürzen kleine Bäche dem Genil zu, in munteren Cascaden den zackigen Steingrund hinabſpringend. Granatbäume entfalten an den Rändern dieſer lebhaften Wäſſerchen ihr junges Laub, bunte Blumen blühen unter ihnen; die Flur gewährt ein farbvolles, lachendes Frühlingsbild, gänzlich verſchieden von jener Landſchaft, die wir am Morgen bei Malaga verlaſſen. Das Meer fehlt natürlich hier, dafür verleihen die weißen Kämme des Hochgebirges der Landſchaft um Granada einen erhabenen Charakter. Die Sierra Nevada verlieren wir nun nicht mehr aus den Augen. Bald tritt auch das an ihren Fuß ſich ſchmiegende Granada, die alte mauriſche Königsſtadt, hervor. Und nun kommen noch, eine ſeltene Zier der ſpaniſchen Landſchaft, Wälder hinzu, um die Gegend zu ſchmücken. Sie ſteigen weit hinan bis zur mittleren Region der Sierra, umſchließen die ſteile Vorſtufe des Gebirges, auf der, wir ſind nahe genug, um ſie erkennen zu können, die Alhambra liegt. Faſt kommt dieſer Anblick zuerſt einer Enttäuſchnng gleich. Wir müſſen erſt die Reflexion zu Hilfe nehmen, uns ſagen, daß die Araber überall das Aeußere ihrer ſtolzeſten Architekturen, ſelbſt der Herrſcherpaläſte und Moſcheen, ſchmucklos, unſcheinbar, ohne jede ornamentale Belebung, ohne jede conſtructive Gliederung zu geſtalten liebten. So auch hier; kahle Mauern, vierkantige, klotzige Thürme liegen auf dem Burgfelſen über der Stadt. Alle Vorſprünge ſind mit derartigen arabiſchen Bauten bedeckt, beſonders mit den ſchweren plumpen Wartthürmen. Der Stein, aus dem ſie erbaut, hat im Laufe der Jahrhunderte einen hellbraunen Ton von tiefer Wärme und faſt goldigem Glanze angenommen. Das Gemäuer leuchtet in der Sonne aus der grünen Umgebung hervor, milder, discreter zwar als die Gletſcher und Schneefelder der greifbar nahen Sierra Nevada. Aber gerade dieſe verſchiedenen Farben, das Weiß, Goldbraun und das gemiſchte Grün der Ulmen, Pappeln, Oliven, Maulbeerbäume verleihen dem Landſchaftsbilde einen hohen coloriſtiſchen Reiz. Die Stadt, ein Gewirr kleiner Häuſer, liegt ausgedehnt zu Füßen der

Alhambra, deren herrschende Situation kaum beeinträchtigt wird durch die Zigeunervorstadt des Albaycin, die einen andern Ausläufer der Sierra vollständig bedeckt. Immer klarer gliedert sich die Landschaft, immer deutlicher treten drei Felsvorsprünge in die tiefere Flur hinaus, gleich drei spitz in die Ebene auslaufenden Vorgebirgen. Auf dem mittelsten thront die Alhambra, zur einen Seite liegt ihr, auf dem nördlicheren, das wirre Häusergewimmel des Albaycin, die südliche Felsspitze wird von alten arabischen Thürmen gekrönt, die das Volk wegen ihres goldigen Ganzes Torres Bermejas, Vermeilthürme, genannt hat. Geschieden werden diese drei Felsnasen von einander durch den Genil und den kleineren Darro, die aus den Abgründen zu beiden Seiten des Alhambrafelsens hervorströmen und sich unten in der Stadt vereinigen. So stellt dem Ankommenden Granada mit seiner nächsten Umgebung sich dar.

Der Zug setzt uns weit vor der Stadt ab. Die Wagen der Gasthöfe bieten ihre Dienste an. Jetzt soll man eine Wahl treffen, was in Granada schwerer ist, als in jeder anderen Stadt Spaniens. Denn die Entscheidung gilt zwei gänzlich verschiedenen Situationen. Will man in der Stadt selbst leben, sie näher kennen lernen, ihre Promenaden, Kaffeehäuser, Theater genießen, die Märkte, die Kathedrale nach Belieben und Gefallen betrachten, das Volksleben in der Nähe haben, so muß man unten bleiben, einen der Gasthöfe in der großen Hauptstraße, die auf die Alameda führt, wählen, die Minerva, Europa, Victoria. Wer sich indessen ganz der Alhambra widmen, zu allen Stunden ihr nahe sein, sie mit allem Behagen studiren will, der fährt sofort hinauf. An den mit Thürmen bewehrten Außenmauern, die den Burgbezirk rings eingrenzen, lehnen einige stille, ungemein comfortable Gasthöfe, die beliebtesten Absteigequartiere aller in Spanien reisenden Engländer, Amerikaner und Franzosen. Will man aber einige Zeit in Granada bleiben, wie ich, so thut man gut zu wechseln, zuerst unten in der Stadt abzusteigen, später sein Quartier hinauf in die Nähe des herrlichsten aller Maurenschlösser zu verlegen.

Bleiben wir alſo zunächſt in der Stadt. Auch in dieſer iſt nicht gar viel zu beſehen. Mit der Bezwingung und Vertreibung der Araber, die hier ſich länger gehalten haben, als im ganzen übrigen Spanien, iſt auch die Blüthe Granada's geknickt worden und dahingewelkt. 1492, als die katholiſchen Könige Ferdinand und Iſabella gemeinſam das Werk der Eroberung Spaniens vollendeten, Granada und die Alhambra, den letzten Herrſcherſitz der Mohamedaner, nach langer Belagerung einnahmen, beſaß die blühende Königsſtadt am Genil 70,000 Häuſer. Jetzt findet man kaum mehr 10,000 innerhalb der längſt zu weit gewordenen Mauern. Dieſe ſelbſt, zerfallen und ruinenhaft, ziehen jetzt zwiſchen Steinbrocken, Trümmerhaufen, in freiem Felde über Berg und Thal. Nur um den Fuß der Alhambra ballt ein wirrer Häuſerklumpen, an engen gewundenen Straßen gelegen, ſich feſt zuſammen um die Kathedrale. Dieſe entſtammt natürlich der Renaiſſancezeit, denn erſt nachdem man den Boden für das katholiſche Chriſtenthum erobert, erſt im 16. Jahrhundert, konnte man mit dem Bau beginnen. Er iſt ein ſtolzes Denkmal des ſiegreichen Chriſtenthums, großartig in ſeiner Weiträumigkeit, ſtrahlend in verſchwenderiſcher Pracht und Koſtbarkeit des Materials von Gold, edlem Marmor, Malereien und Sculpturen. Dem Hinblick auf die Gothik hat auch der Architekt dieſes Tempels ſich nicht entziehen wollen oder können. Bündel von je 8 korinthiſchen Säulen, die das ganze Innere durchlaufen, es in fünf Schiffe theilen und am hinteren Abſchluſſe eine klare, durchſichtig gegliederte Apſis bilden, klingen oft vernehmlich an den gothiſchen Stil an. Wirken die architektoniſchen Verhältniſſe der Kathedrale durch ihre Großartigkeit, durch majeſtätiſche und edle Raumdiſpoſition, ſo ziehen die einzelnen Kapellen, welche die äußerſten Schiffe rings umgeben, und die Capilla major, die die Mitte, den Platz, wo wir den Hochaltar hinlegen, einnimmt, durch einen Reichthum an Schmuck in Farben, Formen und Stoffen an, der faſt in Ueberladung und verſtändnißloſe Ueppigkeit ausartet. Dieſe mittlere Kapelle bildet ſich aus zwei über einander

geſtellten Säulenordnungen korinthiſchen Stils. Das Licht quillt reichlich von allen Seiten in den durchſichtigen Bau, der von einer Kuppel überwölbt, mit Blumen- und Fruchtgewinden von Marmor, mit Statuen, Malereien, edlem Geſtein in allen Farben übertrieben geſchmückt iſt. Wir ſind in Spanien an derartiges bereits gewöhnt worden, hier wird aber alles bisher Geſehene weit übertroffen. Und auch hier könnte die Geſammtwirkung größer, mächtiger ſein, wenn nicht wieder der Chor ſeine Schranken mitten im Hauptſchiffe errichtet und damit jeden freien Durchblick verſperrt hätte. Vergoldetes Gitterwerk, einzelne an die Wände gehängte, im Halbdunkel kaum ſichtbare Gemälde können uns dafür nicht entſchädigen. Der Sakriſtan öffnet dem Beſucher eine Kapelle, die uns weit mehr intereſſirt als all der faſt barbariſche Glanz, der uns überall entgegenſtrahlt. Hier liegen Ferdinand und Iſabella, die katholiſchen Könige, beſtattet, die eigentlichen Gründer der ſpaniſchen Monarchie, die Eroberer von Granada. Die Geſtalten der beiden königlichen Gatten liegen ausgeſtreckt auf ihren Marmorſarkophagen, umgeben von Apoſtel- und Heiligenſtatuen, Greifen und Fabelthieren aus Marmor, auf Kiſſen ruhend, von kleinen Säulchen umgeben. Iſabella iſt jedenfalls die bedeutendere Perſönlichkeit, energiſch, mannhaft, ein Ritter und Streiter für die katholiſche Kirche und das altcaſtiliſche Vaterland. Man muß dieſe Frau aus ihrer Zeit heraus beurtheilen, um ihre Größe, Kraft, ihren Heldenmuth und Glaubenseifer zu würdigen. In vollem Herrſcherornat, die Krone auf dem Haupte liegt ſie an der Seite des Gatten, Löwen zu ihren Füßen ſcheinen die Todte zu bewachen. Ferdinand ebenfalls in vollem Königsornat, das Schwert in der Hand, zeigt ruhigere, ernſte und feſte Züge, ohne jenen Zug von Herrſchergröße jedoch, den wir in dem Antlitz der caſtiliſchen Königin finden. Man hätte den beiden Gewaltigen die Todtenkapelle allein gönnen ſollen. Daneben aber hat Karl V., an den wir in Andaluſien mehr und öfter erinnert werden, als ſonſt in Spanien, ſeinen Eltern ebenfalls eine Grabſtätte geſchaffen. Johanna, die Tolle, die Erb-

tochter Ferdinands und Iſabellas, iſt hier an der Seite ihres Gatten Philipp von Oeſterreich beſtattet. An Statuetten, bildneriſchem Schmuck, ornamentalem Pomp hat man ein Uebriges gethan, damit aber nur das andere Grabmal in Schatten zu ſtellen vermocht, ohne die künſtleriſche Bedeutung dieſes neueren zu heben. Das Halbdunkel, in welches dieſe Kapelle wie faſt alle Theile der Kathedrale gehüllt iſt, mildert etwas die herausfordernde Pracht der Grabſtätte. Alte Kirchen, frühchriſtliche Bauwerke oder auch nur ſtehengebliebene Einzelnheiten fehlen natürlich der Araberſtadt gänzlich und alles Mauriſche ſcheint außer der Alhambra bei der Eroberung gründlich vernichtet worden zu ſein.

Wir wandern durch die Stadt. Sie iſt gänzlich arm an intereſſanten Architekturen, wie an Kunſtwerken irgendwelcher Art. Sie verräth ihren arabiſchen Urſprung in jedem Zuge. Die engen Gaſſen winden ſich in unzähligen Krümmungen bergauf und bergab. Verhängte Balkone oder Miradors, jene loggienartigen Ausbauten, die faſt an unſere Erker erinnern, einzelne ſchmucke Binnenhöfe mit Blumen und Brunnen erinnern an mauriſche Art. Zu dieſer geſellt ſich hier aber die Vorliebe der Spanier für lebhafte Farbe und grellen Schmuck. Sie bemalt die Häuſer von außen mit Scheinarchitekturen, mit Guirlanden, mit rothen, blauen, gelben Felderungen. So kommen die andaluſiſche Lebhaftigkeit, der heitere Sinn, die Luſt am äußern Leben zur Erſcheinung, Eigenſchaften, die das Volk hier ſofort dem Beobachter verräth. Es herrſcht in Granada auf Gaſſen und Plätzen, in den Cafés und auf den öffentlichen Promenaden überall fröhliche Heiterkeit. Von dem gemeſſenen Ernſte, der ſtolzen Zurückhaltung der übrigen Spanier zeigt der behende, immer angeregte, zu Scherzen, Singen, Witzen aufgelegte Andaluſier keine Spur. Der Tanz, das Saitenſpiel, der Volksgeſang, die Stierkämpfe ſind in dieſem Gaue eigentlich zu Hauſe. Das Volk intereſſirt uns in allen ſeinen Lebensäußerungen, weil es ſich eigenartig und naiv giebt. Selbſt hier in der von Fremden überfluteten Stadt ſtört uns nicht die

widrige Speculation, das Lungern nach dem Geldbeutel der reichen Touriſten, das uns in Italien manchen Genuß ſchmälert. Gebettelt wird zwar in Granada wie in ganz Spanien überall, aber man verſchont damit die eigenen Landsleute ebenſowenig und betreibt das einmal geſtattete Handwerk ohne zu arge Zudringlichkeit. Der Menſchenſchlag zeichnet ſich vor dem der Nachbarländer, denn auch das alte Andaluſien bildet ein abgeſchloſſenes, in ſich begrenztes Land, durch Anmuth, Behendigkeit und jene eigenthümliche Schönheit aus, die auf die ſtarke Beimiſchung von arabiſchem Blute ſchließen läßt. Sie iſt keine Racenſchönheit, ſondern entſpringt einer Miſchung, die zu den glücklichſten gehört, welche wir auf europäiſchem Boden antreffen. Sachſen und Normannen, Kelten und Romanen vereinen bei den aus ihnen hervorgegangenen Miſchvölkern nur in einzelnen bevorzugten Individuen alle Reize des verſchiedenen Bluts. Hier aber gehört die Schönheit zur allgemein geltenden Regel, Mißbildung, Häßlichkeit zeigen ſich nur in ſeltenen Ausnahmen. Die Manta, die ſtreifige Wollendraperie iſt in Granada von den Schultern der Städter faſt gänzlich verſchwunden. Nur Landleute und Arbeiter hüllen ſich in das maleriſche Gewand, das hier dunklere Farben annimmt, gewöhnlich grau, braun, ſchwarz geſtreift und mit einer Borte von dicker Wollenſtickerei geſchmückt iſt. Die Cappa, den ſchwarzen, mit lebhaft farbigem Stoffe gefütterten Mantel trägt indeſſen Vornehm und Gering; Abends geht kaum ein Andaluſier ohne dieſe Hülle aus.

Die Lage der Stadt trägt ſehr viel zu dem Eindruck ſonniger Heiterkeit bei, den Granada auf uns macht: ihr Inneres betritt man nur, um die Kathedrale zu ſehen, ſich an dem regen, weniger lauten und lärmenden als vielmehr angenehm bewegten Marktleben, an den köſtlichen Erzeugniſſen der Fluren zu erfreuen. Die äußeren Stadttheile ſind modern, haben breite Straßen, über deren Abſchluß allenthalben die Schneewände der Sierra herabblicken. Es ſetzen dieſe Straßen und Plätze ſich fort in der Alameda. Nach der vortrefflichen Bewirthſchaftung aller Gartenäcker ſollte man auf große Sorgſamkeit, liebevolle

Pflege, ſchmucke Erſcheinung der eigentlichen Promenadengärten in Spanien ſchließen. Das wäre indeſſen irrig. Jede Stadt beſitzt ihre Alameda, oft auch mehrere. Spazierwege, mit Bäumen bepflanzt, mit Springbrunnen, Blumen- und Raſenanlagen ſind hier kaum Luxus, ſondern nothwendiges Erforderniß für die Bewohner, die gegen Abend, vor der Hauptmahlzeit, ſich erfriſchen, Luft ſchöpfen, mit einander umherſchlendern wollen. Selten aber ſehen wir derartige Anlagen gut gehalten, geſchmackvoll geordnet. Verkümmerte Bäume, zertretene Parterres, unordentliche Blumenpartien, unbequeme, häßliche Bänke, ausgetrocknete Waſſerbecken und Brunnenſchalen bilden faſt die Regel. Von der liebevollen gärtneriſchen Sorgfalt, dem feinen, das Terrain mit genialem Geſchick benutzenden Geſchmack, der Freude an edler Blumenzucht, die alle öffentlichen Promenaden Italiens bekunden, merkt man in den ſpaniſchen Städten nichts. Die Alameda iſt da, wird nothdürftig unterhalten, das genügt. Ich will nicht behaupten, daß Granada davon eine Ausnahme mache, hier unterſtützt aber die herrliche Natur die geringen Bemühungen der Menſchen. Den Ufern des ſchönen, lebhaft ſtrömenden Genil entlang ziehen ſich mehrere Reihen alter hochſtämmiger Ulmen, Platanen, canadiſcher Pappeln. Zur Seite findet ſich auch ein recht ſchmucker Luſtgarten, in dem jetzt die blaue Iris, Pelargonien, Ranunkeln, Roſen blühen. Dieſe Alleen werden allabendlich zur großen öffentlichen Wandelbahn. Zwiſchen dem Fuße des Alhambrafelſens und dem Bergſtrome, eng von beiden begrenzt, dehnen ſie ſich aus. Der waldige Burgberg, von dem kleine Kuppelkirchen, alte Thürme, Mauermaſſen, Landhäuſer aus dem Dickicht herabblicken, zur Linken, der von blühenden Gartenanlagen eingefaßte Fluß zur Rechten, vor ſich als Augenpunkt die majeſtätiſche Sierra Nevada, das giebt eine Scenerie, die allenfalls auch mit beſcheidenem gärtneriſchen Schmucke auskommen kann. Die ſchönen ſchlanken Geſtalten bilden die köſtliche lebende Staffage, die Frauen mit Roſen im dunkelblauen Haar, auf dem Schleier und Mantille nachläſſig befeſtigt ſind, die Männer in das ſchwarze Mantel-

gewand malerisch drapirt, schlendern umher, sitzen plaudernd auf den Bänken, durchwandeln den seitlichen Blumengarten am Genil. Der Wagencorso bewegt sich am Fuße des Alhambraberges entlang. Feurige andalusische Rosse mit kleinem Kopfe und feinen, stark gespitzten Ohren, die, wie ihre Besitzer, durch einen Tropfen arabischen Blutes geadelt und verschönt sind, traben vor den Equipagen. Dazwischen trotten langohrige Maulthiere, mit Schellen behängt und roth betroddelt, vor einfachen Wagen, deren Insassen Busen und Haare, gleich denen der vornehmen Gefährte, lebhaft mit buntfarbigen Blumensträußen geschmückt haben. Die natürliche Blume verdrängt hier überall das künstliche Surrogat. Auf Orangenblüthen müssen die andalusischen Damen von Granada verzichten, aber Rosen, Nelken, Malven, Pelargonien blühen jetzt in Masse und werden reichlich zur Toilette verwendet. Die sinkende Sonne überströmt dieses heitere Schauspiel mit goldigem Lichte. Taucht sie hinter die Randberge der Vega hinab, so verlassen auch Fußgänger und Wagen die Alameda, man sucht die Freuden des Mahles auf, bei welchem dem Andalusier niemals die Kichererbsen zum Rindfleisch fehlen dürfen, drängt sich dann in die überfüllten Kaffeehäuser und beschließt das Tagewerk im Theater.

In der Alhambra.

Die meiſte Zeit, das größte Intereſſe gehört bei einem Beſuche Granada's natürlich der Alhambra, dieſem Wunderbau, der nicht ſeinesgleichen findet auf der ganzen Erde. Hier zum erſten und vielleicht zum einzigen Male gewinnen wir eine Vorſtellung von dem, was arabiſche Architektur, arabiſche Technik und Ornamentirungskunſt vermocht haben. Hier zum erſten Male empfinden wir die hohe Befriedigung, den glänzenden, überreichen Lohn für den Aufwand von Zeit und Strapazen, den die Reiſe durch Spanien verurſacht. Andaluſien iſt das eigentliche Ziel einer ſolchen Reiſe und was ſelbſt Andaluſien zu bieten vermag, das Alles vereinigt ſich in der Alhambra, dem Maurenſchloſſe, das heute noch in ſeinen einzelnen Theilen wohlerhalten auf der Vorſtufe der Sierra Nevada liegt. Die verſchiedenen Könige mauriſchen Stammes mögen viele Reſidenzſchlöſſer beſeſſen haben in den einzelnen Theilen des von ihnen beherrſchten Landes. Alle außer der Alhambra und dem Alcazar von Sevilla ſind verſchwunden, entweder zerſtört oder für moderne Bedürfniſſe eingerichtet und damit unkenntlich gemacht worden. Selbſt der Alcazar iſt, zum Herrſcherpalaſt der chriſtlichen Könige umgeſtaltet, ein befremdliches Gemiſch mauriſcher und moderner Ornamental-Architektur. An der Alhambra hat keine Hand gerührt. Was von ihr abgebrochen und zerſtört, ſehen wir nicht mehr, was indeſſen ſtehen geblieben iſt, das hat ſich rein erhalten von aller chriſtlichen Zuthat. Und wo dieſe allenfalls eingedrungen, da ſtört ſie den künſtleriſchen, harmoniſchen Eindruck des Ganzen nicht, da überwiegt der hiſtoriſche, da erkennen wir

an ihren Spuren die Folgen der Zeitalter und Culturperioden; das ist ebenfalls von Interesse.

Wir wandern hinauf zum Burgfelsen, der schon zu Römerzeiten das Capitol getragen haben soll. Die Stadtbezirke haben im Volksmunde heute noch arabische Benennungen, die Straße, die aus der unteren Stadt hinanführt zum Fuße des Felsens, heißt Gomares nach einem angesehenen maurischen Tribus. Die Zeit Karls V., die hier überall ihre Denkmale aufgepflanzt, hat an ihren Abschluß ein Triumphthor gesetzt in reiner Renaissance mit Blendbogen, Rusticasäulen, dem österreichischen Kaiseradler, Genien, Wappen. Diese Pforte scheidet die Stadt von dem Gebiete der Alhambra. Wir treten hinaus in eine andere Welt. Eine flache Schlucht liegt vor uns, ein Parkwäldchen von Ulmen, canadischen Pappeln, blühendem Gebüsch auf krautreichem Waldrasen, in dem Veilchen massenhaft blühen und duften, die Gespinnste des Immergrün den Boden mit lichtblauen Blütenglocken bedecken, in dem sauber gehaltene Wege sich seitlich hinanschlängeln, Bänke zur Rast einladen, alte Steinbrunnen aus des Kaisers Zeit, mit Relief-Sculpturen geschmückt, bemoost und zerfressen, reichlich von dem kühlen Gebirgswasser spenden, das seit der Araberzeit den ganzen Alhambrafels durchrauscht. Wo Araber jemals gewohnt haben, da quillt und sprudelt das belebende Element in unversieglicher Fülle. Der angenehme Waldpfad führt in Windungen die Seitenwand des Waldgrundes hinan. Wir sehen die Mauer, die mit Zinnen und Thürmen bewehrt, die Hochfläche des Burgfelsens rings umzieht. Die breiten vierkantigen Thurmkolosse springen aus ihr hervor, weiter hinten der Thurm der sieben Stockwerke, durch den Boabdill, der letzte Maurenkönig in Spanien, nach der Einnahme Granada's durch die Christen 1492 sein Herrscherschloß und das Land verließ, in dem der Halbmond fast acht Jahrhunderte lang geherrscht hatte. Die Thürme sind theils Thore, theils geschlossene Vertheidigungswerke, theils wird ihr Inneres von Hallen und Sälen ausgefüllt. Der Umkreis der Alhambramauer zählt wohl an zwanzig solcher Baukörper, die dem

Ganzen heute noch den Charakter einer Feſtung verleihen. Unſer Weg führt zu dem ſchönſten dieſer Thürme, zum Thor der Gerechtigkeit. Ein kühner, graziöſer Hufeiſenbogen durchbricht das Gemäuer. Auf den Schlußſtein iſt eine erhobene Hand gemeißelt, die ſinnbildlich allen Feinden und böſen Mächten den Eintritt wehren ſoll. Durch gewundene Wölbungen anſteigend, führt der Weg im Inneren des Gerechtigkeitsthurms aufwärts zum Plateau des Alhambrafelſens. Noch ſehen wir nichts von dem Maurenſchloſſe, ſelbſt hier noch haben die Araber auf jede Prachtentfaltung nach außen verzichtet. Deshalb wirkt es kaum ſtörend, daß eine fremde Welt ſich hier eingedrängt und breit gemacht hat, in einem Gemiſch von Bauten aus allen Zeiten. Die äußerſte, jäh über der Stadt aufragende ſchmale Spitze des Felſens nimmt die eigentliche mauriſche Feſtung, die Alcazaba, ein, heute ein verlaſſener Platz mit ſtarken Thürmen dicht umſtellt. Einer dieſer mächtigen Klötze dient jetzt noch ſeiner alten Beſtimmung. Er beherrſcht rings das ganze Land, gewährt eine köſtliche Ausſicht auf die wirre kuppelreiche Stadt, die Fruchtgefilde der Vega, auf die kleinen Orte des Geniilthales und das Hochgebirge rings umher. Die Glocke dieſes Thurmes kündigt den Landbauern die Waſſerſpenden, den Beginn der Ueberrieſelungen an. Sonſt wird ſie nur an dem Gedenktage der Eroberung durch die katholiſchen Könige geläutet und zwar nicht von berufenen Glöcknern. Junge Mädchen aus Stadt und Umgebung drängen ſich am 2. Januar den ganzen Tag hindurch an den Glockenſtrang und ziehen aus Leibeskräften. Denn das ſichert ihnen die Heirat im Laufe des Jahres und diejenige, die die eherne Zunge am lauteſten erſchallen läßt, ſoll den beſten Mann bekommen. Der Boden des Hofes iſt künſtlich ausgehöhlt, um die Waſſermaſſen aufzunehmen, die aus dem Gebirge hierhergeleitet ſind, um den Burgbann zu verſorgen.

An den Mauern niſtet die beſcheidene Wohnung des Gärtners, deſſen Anlagen wir durchwandeln, da ſtehen kleine Häuſer, in denen Aufſeher, Beamte, Arbeiter wohnen mögen; hier iſt noch nichts zu entdecken von der eigentlichen Alhambra-

Ein anderer Schloßbau aber richtet ſeine Front auf dieſen Platz. Karl V., der keine eigentliche Reſidenz beſeſſen in ganz Spanien, der, wenn er nicht im Kriege oder in ſeinen Niederlanden weilte, bald in Toledo, bald in Sevilla oder in Burgos gewohnt hat, denn eine Hauptſtadt beſaß Spanien damals noch nicht, verſuchte auch, ſich in der Alhambra einzurichten. Glücklicherweiſe wollte ihm das nicht gelingen. Er brach deshalb einen Theil ab, um auf der ſo gewonnenen Stelle einen Palaſt zu errichten, ein großes Quadrat aus den trefflichen Bauſteinen des nahen Gebirges mit einem kreisrunden Binnenhof, der faſt den Eindruck eines Circus macht. Der Palaſt iſt niemals vollendet worden. Karl war zu unruhig, zu viel beſchäftigt, zu ſehr an ſeine Niederlande gefeſſelt, um den Bau mit Ausdauer zu fördern. Gleichgiltig ließ er das eben Begonnene liegen. Philipp II. begann damit von Neuem. Aber bald ſtand auch er von der Weiterführung ab. Das iſt begreiflich. Lage, Umgebung, nächſte Nachbarſchaft und Volk waren zu heiter, zu lachend für den düſteren Mann. Der konnte ſich hier nicht wohl fühlen. Auf der kalten Hochebene Neucaſtiliens ſchuf er erſt Madrid und da auch dieſes ihm noch zu freundlich erſchien, ſo zog er ſich in die Einöde der Granitfelſen zurück, in die Sierra Guadarama, um dort ſein Escorial zu errichten. Daher iſt der Renaiſſancepalaſt auf dem Alhambrafelſen niemals vollendet worden. Der kaum dreihundert Jahre alte Bau verfällt in Ruinen, während dicht an ſeiner Seite das von ihm theilweiſe aufgefreſſene weit ältere Maurenſchloß ſich allen Zauber und Glanz der Erſcheinung in voller Friſche bewahrt hat. Es wird viel gejammert und raiſonnirt über den modernen Eindringling, dem ſo viel von dem Araberbau hat geopfert werden müſſen. Zu beklagen iſt der Verluſt allerdings. Weit beſſer aber, daß Karl Einzelnes zerſtört hat, um das Andere unberührt zu laſſen, als wenn er in der Alhambra ſelbſt ſich eingerichtet und die wundervolle Harmonie dieſer zauberiſchen Schöpfung, die uns in eine Märchenwelt verſetzt, mit rauher Hand verletzt hätte. Was wir jetzt von der Alhambra beſitzen, beſitzen wir wenigſtens rein und ganz.

Ein enger, halbverſteckter, niedriger Durchgang führt uns in dieſen Wunderbau mitten hinein. Der Myrtenhof, den wir zuerſt betreten, verſetzt uns plötzlich in den Orient. Die Außenwelt iſt völlig verſchwunden, wir ſtehen auf arabiſchem Boden im mauriſchen Herrſcherpalaſte. Höfe, Garten- und Brunnenhöfe, bilden in den Architekturen der Araber ſtets den Mittelpunkt, um welchen Hallen, Säle, Gemächer, Niſchen ſich ſchließen. So auch hier. Ein langes Waſſerbecken füllt mit ſeinem klaren, ruhigen Spiegel die Mitte des Hofes. Myrtenhecken, ſcharf unter der Scheere gehalten, rahmen die beiden Langſeiten ein. Ueber ſie hinaus wachſen aus dem feinen, dichten Laube einzelne Orangenbäume und japaniſche Mispeln. Schlanke Säulchen tragen längs der beiden Schmalſeiten des lichten, von der Sonne durchfluteten Raumes mauriſche Bogen, ſchattige Arkadengänge, deren obere Wandflächen vollſtändig in durchbrochenes Ornament aufgelöſt ſcheinen. Wie klar geſtickte Vorhänge von Stein ſpannen dieſe Wandflächen ſich von den leicht geſchwungenen, zierlichen Bogen bis zur Decke. Die beiden Langſeiten des Myrtenhofes werden von Wänden abgeſchloſſen, belebt mit Niſchen, Fenſtern, Pforten, Blenden von mauriſcher Bogenſtellung, umziert mit phantaſtiſchem Stuckfiligran. Wie feſtgebannt bleiben wir unter dem vorderen Arkadengange ſtehen, um den eigenthümlichen Zauber des Raumes auf uns wirken zu laſſen, zuerſt als ein Ganzes, ehe wir der Einzelnheiten Herr werden. Zweierlei bringt vom erſten Augenblicke an die ungeahnte Wirkung hervor, die von den Baumeiſtern ſichtlich beabſichtigt und vorbereitet iſt, wie nähere Prüfung uns überzeugt. Es iſt das die unerſchöpfliche, immer mit neuen Formen, mit wechſelnden Gebilden ſpielende Phantaſie, der ſinnliche Reiz einer Welt von Ornamenten, die nur geſchaffen ſind, um das Auge angenehm zu beſchäftigen, dem träumeriſchen Sinn Zerſtreuung zu gewähren. Dazu kommt dann noch die Kunſt, bezaubernde Perſpectiven zu ſchaffen, auf kleinſtem Raume dem Auge maleriſche Durchblicke zu bieten, die ihrerſeits wieder die Phantaſie zu neuer Thätigkeit anregen. Dieſe beiden Tendenzen finden wir überall hervor-

tretend, nirgends aber wiederholen ſich die angewandten Mittel. Immer überraſcht der Schöpfer des Baues mit neuen Motiven, neuen Geburten einer ſpielſeligen, die Sinne kitzelnden Phantaſie. Blicken wir den Myrtenhof hinab, ſo öffnet ſich uns gegenüber unter dem anderen Arkadenveſtibül ein Portal, ganz aus Stalaktiten, jenen bizarren Tropfſteinbildungen mit Zapfen, kleinen, ſcheinbar willkürlichen Wölbungen, welche die mauriſchen Architekturen der Natur mit ſo viel Glück und techniſchem Geſchicke entlehnen.

Der Thorbogen führt zum Saale der Geſandten, einer hohen quadratiſchen Halle, die das Innere eines der Thürme, der Torre de Comares, vollſtändig einnimmt. Zwiſchen beide iſt aber noch eine Vorhalle, eine Art Vorſaal gelegt, der die Perſpective durch Wechſel der Linien und Abſchlüſſe bereichert. In ſeinen Verhältniſſen imponirt der Saal der Geſandten von allen Räumen der Alhambra am meiſten, wenn er auch gegen andere an wechſelvoller phantaſtiſcher Anordnung, lebhafter Gliederung, Reichthum der Ornamentirung zurückſtehen muß. Es iſt die einzige Halle, deren Wände ungebrochen, in einfachen Flächen zu bedeutender Höhe hinanſteigen, deren Decke ebenfalls eine ungetheilte Fläche bildet. Die ganze Ornamentirungskunſt iſt auf die Flächendekoration verwendet worden, welche Wände und Decke belebt. Ein Moſaik von tieffarbigen Fayencen, Streifen, Roſetten, Bändern verſchiedener Farbe, kunſtvoll in einander gefügt, bekleidet den Fuß der Wände. Nur zwei kleine Niſchen tiefen ſich ſeitlich vom Eingang in dieſelben, man ſagt, daß dieſe von weißem Marmor aufs zierlichſte ausgemeißelten Höhlungen beſtimmt geweſen ſeien, die Schuhe der Eintretenden aufzunehmen, da kein Muſelmann ein Binnengemach mit der Fußbekleidung betritt, die er auf der Straße benutzt. Alle Wände des ſtolzen Saales ſind überſponnen mit Arabesken von farbigem Stuck, die wie ein Spitzengrund hervortreten, hier und dort höher anſchwellen, als ob Dickſtickereien auf denſelben applicirt worden ſeien. Die Phantaſie webt und bildet dieſe Ornamente mit unerſchöpflicher Geſtaltungsfähigkeit. Palmetten

und Roſetten, Arabesken, Schilder, kleine Säulchen, Bänder mit arabiſchen Schriftzeichen, Koranſprüchen und Huldigungen der Fürſten, wechſeln in buntem Spiele mit einander ab. Das genügt den virtuoſen Künſtlern indeſſen nicht. Sie geben die Flächen der Schriftzeichen, der kleinen Säulen, der Roſetten und Bänder glatt, faſt glänzend; das ſtiliſirte Blattwerk, das ſich zwiſchen dieſen über die Wände rankt, ritzen ſie, als ob es guillochirt wäre, mit Adern, Narben, feinen Rippen. Aus dem Ganzen laſſen ſie darnach dicke Roſetten, Sternblumen, Arabesken hervorſchwellen, Alles fein getönt in Blau, Blaßroth, ſtumpfem Bronzegelb und Gold. Die Decke bildet ein einziges Moſaik aus Cedernholz, ein Spiel von Sternen, geometriſchen Figuren, vieleckigen Verſchlingungen, heute ſtark gedunkelt und mattfarbig, einſt wahrſcheinlich ſtrahlend von Gold und prächtigen Farben. Nicht Alles an dieſem reichen Schmucke haben die Jahrhunderte unverſehrt gelaſſen. Bewundernswürdig iſt aber die geſchickte und diſcrete Reſtauration des Zerſtörten, die vollſtändig in der Formenwelt der arabiſchen Künſtler lebt und ſchafft, nur kenntlich wird durch die Schärfe und Unverſehrtheit der Ornamente. Sie ſoll unter Philipp II. ausgeführt ſein. Und wie die Durchblicke aus dem Myrtenhofe in dieſe Halle, ſo überraſcht in gleicher Weiſe der Hinausblick auf den Myrtenhof durch Säulenſtellungen und Portal, in die ſonnige Helle aus dieſem von gedämpftem Lichte durchfloſſenen Raume. Drei Syſteme von zierlichen Bogenfenſtern, welche in tiefen Niſchen die Dicke des Thurmgemäuers durchbrechen, öffnen ſich an den drei Wänden des quadratiſchen Saals. Zu ihnen mag der Maurenkönig von Granada die Sendboten fremder Mächte wohl hingeführt haben, um die Herrlichkeit zu zeigen, die tief zu ſeinen Füßen ſich ausbreitet. Ein Abgrund, den der Darro ſchnellen Laufes, von dicht belaubten Ulmen halb verdeckt, durcheilt, öffnet ſich am Fuße der Felswand. Jenſeits erhebt ſich der Albyacin, die Bergvorſtadt mit gewundenen Gaſſen, Kuppeln, Zinnenmauern, den breiten Rücken des Gebirges bedeckend. In der Ferne breitet das lachende Panorama der von kleinen Waſſerbändern durchſchlungenen Vega

ſich aus, der Gartenflur, die von maleriſchen Randgebirgen umſchloſſen iſt. Noch heute trotz allen Verfalls, heute wo Granada von der Reſidenz mächtiger prachtliebender Fürſten hinabgeſunken iſt zu einem kleinſtädtiſchen, entlegenen Provinzialcentrum, bleibt man überraſcht in die dunkle Fenſterniſche gebannt, beim Anblicke des heiter belebten Landſchaftsbildes. Damals mag die Ueberſchau unvergleichlich herrlicher geweſen ſein.

Aus dem Oblong des Myrtenhofs führt wieder ein ſchmales, halbbedecktes Seitenpförtchen durch einen engen Corridor in die zweite Hauptgruppe des Alhambraſchloſſes. Dort, im rechten Winkel ſich an jene lehnend, liegt der Löwenhof. Aehnliche Motive und Einzelheiten ſind hier zu neuen, überraſchenderen, wahrhaft ſinnlich berauſchenden Wirkungen verwerthet. Das läßt ſich nicht beſchreiben, das will geſehen, empfunden ſein. Auch hier iſt es zunächſt die Geſammtheit, die harmoniſche Geſchloſſenheit des Ganzen, die uns in athemloſem Staunen feſſelt. Das Reich der orientaliſchen Märchen und Wundergeſchichten ſcheint uns zu umgeben, kein Fremdes, wenn nicht die zeichnenden Engländerinnen, die allerorten auf ihren Feldſtühlchen hocken, ſtört die wundervolle Harmonie. Marmorſäulchen ſchlank wie Rohrſchäfte tragen rings um den länglichen Hof in ſcheinbar regelloſen Stellungen, bald zu zweien oder dreien die mauriſchen Arkaden, die das ganze Geviert umziehen. An beiden Schmalſeiten ſpringen aus dieſem Arkadenumgang luftige Pavillons in das Innere des Hofes hinaus, Kuppeln eigentlich nur, gedeckt mit grünen, braunen, rothen, weißen, ſtark glaſirten Dachziegeln, die von gleich ſchlanken weißen Marmorſäulen geſtützt werden. Spitzbogen, Stalaktitenwölbungen, kunſtvoll geſchaffenes Tropfgeſtein in allen ſeinen bizarren Bildungen vermitteln den Uebergang von den Säulenſchaften zu den Kuppeln. Alles iſt leicht, luftig, in belebte Formen aufgelöſt. Mitten im Hofe ſteht der Löwenbrunnen. Eine große zwölfeckige Schale wird von eben ſo vielen Thieren getragen, die man Löwen nennt, die aber nur als ornamental gebildete Thiergeſtalten gelten können, als Fratzen mit eckig geſchlitzten Augen, ſchnurrbärtigen Mäulern,

plumpen Tatzen ohne jeden, wohl absichtlich vermiedenen naturalistischen Zug, ohne jedes individuelle Leben. Diese Thierbilder stützen die eine Schale, aus der oben eine kleinere hervorwächst. In dem Hofe entfaltet die maurische Palast-Architektur ihre charakteristischen Vorzüge, ihren Sinn für lebhafte, malerisch wirkende Gliederung, den Reiz perspektivischer Durchblicke, den Reichthum der Phantasie in Schöpfung üppiger Ornamentirung zu herrlichster Blüte; kein anderes Baudenkmal arabischer Kunst vermag sich dem Löwenhof zur Seite zu stellen. Eins fehlt uns heute nur zu dem vollen, märchenhaften Effecte dieses Wunderwerkes: das lebendige Wasser, der lebendige Pflanzenwuchs. Flache Marmorrinnen durchkreuzen den Raum, Schalen, kleine Becken tiefen sich in den Boden der beiden Kuppelpavillons, überall finden wir Anlagen, die das kühlende Element durch den ganzen Raum tragen. Dieser Löwenhof braucht das Wasser, um nicht leichenhaft, erstorben zu scheinen. Ein plätschernder Wasserstrahl aus der Mitte des Löwenbeckens, blinkende Wasserschleier aus einer Schale in die andere herabflatternd, sanftes Gerieſel aus den Mäulen der zwölf Löwen, die flachen Rinnen gefüllt, gleich blinkenden Bändern die Blumen, Grasflächen, Teppichbeete des Hofes durchschlingend, lebendige Wassersäulen zu den Kuppeldächern aufrauschend, sprühend und stäubend, ehe sie in ihre Becken zurücksinken, das gehört dazu, um den Löwenhof zu dem entzückendsten Asyle träumerischer Ruhe, beschaulichen Dahinlebens, verweichlichenden Sinnengenusses zu machen. Auf Polstern haben seine Bewohner unter den Kuppelpavillons geruht, bei heißer Sonne das kühle, von lebendigem Wasser erfrischte Halbdunkel der Nischen, Säle und Gemächer aufgesucht, das Auge an den Durchblicken auf den Gartenhof, auf die zierlichen Marmorsäulen der Galerien ergötzt, deren willkürliche, regellose Zusammenstellung dem Sinne leichte Zerstreuung gewährt. Mit wenig Mühe und geringen Kosten wäre der Löwenhof so wiederherzustellen, denn Wasser strömt in Fülle dem Alhambrafelsen zu und üppigste Entfaltung aller Formen und Farben lohnt hier die leichte Mühe des Gärtners.

Nischenförmig springen drei Säle oder Hallen in die Wände des Löwenhofes, die drei edelsten Juwelen maurischer Baukunst. Sie erst machen den Hof zu dem malerischsten, prachtvollsten Architekturdenkmale, das die Araber auf europäischem Boden hinterlassen haben, einer Schöpfung, die man wohl in ihrem phantastischen Reize, ihrer stilvollen Harmonie nachzuahmen, niemals aber zu erreichen oder gar zu übertreffen vermocht hat. Die ganze Schmalseite des länglichen Hofes wird durchbrochen durch die Porticus, die zum Saale des Tribunals führt. Er bildet eine flache Halle, die Licht und Luft allein von dem Hofe aus durch die Bogenöffnungen des Eingangs empfängt. In der Deckenwölbung des Peristils, der diesem Saale vorgelegt ist, finden wir die einzigen Gestaltenmalereien, welche vielleicht von der arabischen Kunst geschaffen sind. Der Koran verbietet bekanntlich streng die Abbildung lebender Geschöpfe. Deshalb weist man diese Deckenmalereien auch der späteren Zeit nach der christlichen Eroberung zu. Die nach Art der byzantinischen Kunst in steifer, streng gebundener Haltung dargestellten Gestalten sind von der Zeit derart angegriffen, daß sich Bestimmtes nicht entscheiden läßt. Es wirkt die Halle des Tribunals auch nur als ein glänzender und malerischer Abschluß des Löwenhofs, ihr Inneres bietet an sich wenig. Die Langwand zur Rechten dieses Hofes öffnet sich auf den Saal der Abencerragen. Auch er bildet eine fensterlose Nische, aber von der vieleckigen, aus künstlerischen Tropfsteingebilden, Zellchen, Taubennestern sich aufbauenden Kuppel strömt mildes Licht in die Halle. Kleinere Nischen durchbrechen ihre Seitenwände. Die Araber dulden keine große Fläche, überall schaffen sie Belebung durch die Alkove und überziehen, was von der Wand nicht mehr getheilt werden kann, mit den zartfarbigen Stuckfiligranen, blaßgrau, röthlich, golden, die in dem gebrochenen Lichte des kühlen Raumes wunderbar hervortreten. In diese Halle wurde das edle Geschlecht der Abencerragen von den Feinden gelockt, den Zegries, die dem Könige den Argwohn eingeflößt hatten, daß seine Favoritsultanin verbotenen Verkehr

mit den vornehmen Muſelmanen unterhalte. Sechsunddreißig gingen in die Falle. Die übrigen warnte ein Edelknabe der Königin rechtzeitig. Die Unglücklichen wurden hier niedergemetzelt. Noch heute ſieht man in der flachen Brunnenſchale, welche die Mitte des Marmorfußbodens vertieft, um den zurückſinkenden Waſſerſtrahl aufzufangen, einen breiten rothbraunen Fleck den weißen Stein färben, das Blut der Opfer, die in dieſem Gemach von grauſamer Rachſucht geſchlachtet wurden.

Der ſchönſte aller Seitenräume des Löwenhofs iſt der Saal der beiden Schweſtern, der Abencerragenhalle gegenüberliegend. Ein Portal von drei verſchiedenen, verſchwenderiſch ornamentirten Hufeiſenbogen, führt, wie in jenen, die drei Stufen zu ihm hinan. Jeder der Bogen ſteht auf einer höheren Stufe, ſo daß, wenn wir oben im Saale ſtehend, auf den Löwenhof zurückblicken, die perſpectiviſche Wirkung durch dieſe ſcheinbare Verjüngung künſtlich geſteigert wird. Niſchen, durch graziöſe Säulenſtellungen begrenzt, durchbrechen die Wände, in die oben, an allen vier Ecken, Tropfſteinzapfen, phantaſtiſche Zellenbildungen, hinabdringen, den quadratiſchen Raum in ein Vieleck umſetzend. Ueber dieſen baut die Kuppel ſich auf aus unzähligen kleinen, willkürlich gebildeten Wölbungen, als ob die Bienen den Baumeiſtern bei der Arbeit geholfen hätten. Eine dieſer Zellen bricht in die andere hinein, ſteigt über ſie hinaus und wird ſelbſt wieder von der nächſten als Staffel benutzt, um höher hinaufzudringen. Und dieſe unzähligen Glocken und Dome begnügen ſich nicht mit dem bloßen Aufbau zum Abſchluß der Kuppel. Die ſpielſelige Phantaſie des Baumeiſters zwingt ſie zu Umwegen der kühnſten Art. Das Gewölbe faltet ſich, folgt den bizarren Launen ſeines Schöpfers willig, ſetzt aus den kleinſten größere Wölbungen zuſammen, bis dieſe endlich an ihr Ziel hinaufgelangen. Gleich maleriſch und phantaſtiſch ſchmücken die Wände ſich, unten mit Azulejos, krauſen Verſchlingungen von rother, blauer, grüner glaſirter Fayence, darüber mit farbigen Stickereien auf einem Spitzengrunde von Stuck. Die hintere Wand dieſes herrlichſten aller Räume iſt durchbrochen,

aufgelöſt in eine Galerie kleiner mauriſcher Bogen, die ſich auf dünne Säulenſtiele von weißem Marmor ſtützen. Von dort quillt Licht in den Saal der beiden Schweſtern. Wir ſetzen uns auf die niedrige Brüſtung dieſer Wandöffnung und blicken umher. Um uns der in lauter phantaſtiſches Ornament aufgelöſte Innenraum, vor uns der Ausblick durch die drei ſich ſcheinbar verjüngenden Hufeiſenbogen in den Löwenpatio, hinunter aber durch die Säulenſtellung ein Garten, ein kleiner, heimlicher quadratiſcher Garten, gefüllt mit Myrten, Orangen, Jasmin, Roſen, Blumen und einzelnen Cypreſſen, ein Springbrunnen, wie überall in der Mitte, das vereint ſich zu unbeſchreiblich entzückender Wirkung. Die Steigerung findet hier ihren Abſchluß; etwas Edleres, Maleriſches, ſinnlich Berauſchenderes als dieſen Saal der Schweſtern findet man ſelbſt in der Alhambra nicht.

Dieſe beiden Gruppen, der Myrtenhof mit dem Saal der Geſandten, der Löwenhof mit ſeinen drei Seitenhallen, ſind die Prunkräume des mauriſchen Herrſcherſitzes geweſen, die Stätten, wo Gäſte, Sendlinge fremder Mächte, vornehme Vaſallen empfangen, Sitzungen abgehalten, Urtheile gefällt wurden. Seit faſt vier Jahrhunderten ſtehen ſie leer, denn die chriſtlichen Herrſcher haben den Zauber, der auf dieſen ſtillen Höfen ruht, nicht zu brechen verſucht. Geſchichte, Sage, Phantaſie bevölkern aber heute noch das verlaſſene Königsſchloß. Jene große Halle beleben ſie mit dem Empfang der Geſandten, das Tribunal mit den höchſten Richtern des Reiches, drüben glauben wir die Geiſter der hingemordeten Abencerragen zu erblicken, der wunderliebliche Garten zu unſeren Füßen verewigt den Namen der ſchönen Königin Lindaraja, die in dieſen Sälen und Gemächern gewaltet hat. Freier als ihre mohammedaniſchen Zeitgenoſſen, dürfen wir nun in jene Theile der Königsburg vordringen, die damals jedem Fremden verſchloſſen waren. Wir ſteigen die Treppe hinab, finden uns in den Corridoren zurecht, die vom Garten der Lindaraja zu den Bädern führen. Tief unten, in einen Abſatz des Burgfelſens geſchmiegt, treten wir in ein qua-

dratiſches Vorgemach, das ſein Licht von oben empfängt, ſonſt für alle profanen Blicke verſchloſſen iſt. Ein Waſſerſtrahl kühlt den abgeſchloſſenen Raum, deſſen Wände ebenfalls wieder mit Stuckornamenten, in Farben und Gold, überſponnen ſind. In den Niſchen der Wände ſtreckten die königlichen Bewohner ſich vor und nach dem Bade auf Ruhebetten, oben in Loggien über ihren Häuptern walteten Sänger und Spielleute ihrer Kunſt. Angenehme Sinnerregung war überall der Hauptzweck der Architekten, der Muſiker, Gartenkünſtler. Ein müßiges Leben ſollte mit müßigem Zeitvertreib gefüllt werden. Hinter dieſem Vorgemach liegen die Bäder, gemauerte Becken, große für den König und die Königin, kleine für die Kinder. In den Niſchen duftet Räucherwerk und Eſſenzen, aus den Oeffnungen des Marmorfußbodens ſteigt wärmende Luft.

In viele dieſer unteren Räume ſind die Beſitznachfolger gedrungen, haben oft die Wände mit Kalk und Tünche überklebt, die phantaſtiſche Pracht in trübſelige Nüchternheit verwandelt. Hier unten führt ein langer Corridor zu der Kirche. Sie war ehedem die Moſchee der mohammedaniſchen Könige und iſt von Ferdinand und Iſabella der heiligen Jungfrau der Alhambra geweiht worden. Faſt grotesk nimmt ſich das Chriſtenthum in dieſen mauriſchen Wölbungen, dieſer Halle aus, die noch vollſtändig den Baucharakter einer mohammedaniſchen Moſchee trägt. Einen Altar mit vergoldeten Zierraten hat man errichtet, Kronen, Lorbeerzweige, Wappenſchilder von geſchnitztem vergoldeten Holze angebracht, Chorſchranken und Gebetſtätten geſchaffen in der unverletzten, mauriſchen Architektur. Deshalb aber eben weht hiſtoriſche Luft durch dieſe abgelegene Halle; hier empfinden wir lebhaft den Wechſel der Zeiten, die Ablöſung der einen Periode durch die ſpätere. Sind wir nun einmal in die Räume des intimſten Lebens früherer Alhambrabewohner gedrungen, ſo ſteigen wir auf anderen Treppen hinauf zu den Wohngemächern der ſchönen mauriſchen Königin. Sie liegen an einer gegen den Abgrund geöffneten Galerie, der Peinador, der Tocador und der Mirador de la reina, wie die

Spanier das Toilettengemach, das Wohnzimmer und einen Aussichts-Pavillon der Königin bezeichnen. Dieser Mirador bietet eine köstliche Raststätte. Auf der Plattform eines der Thürme baut sich ein offener Pavillon, eigentlich nur ein rings von Säulen gestütztes Dach auf. Frischer Luftzug kühlt den Auslug, freier noch, als aus den Fenstern im Saal der Gesandten, breiten sich Stadt, Gebirge, Gartenflur vor den Blicken der Königin aus, der jene ganze Welt als Besitz zu Füßen liegt. Leider haben die späteren Herrscher den Raum mit Fresken in pompejanischer Manier entstellen lassen.

Das größte, was arabische Kunst vermocht, mag in der Alhambra geschaffen sein. Bei aller Bewunderung, allem Entzücken, das oft fast in einen Rausch auszuarten beginnt, können wir uns doch niemals des Gedankens entschlagen, daß diese Kunst sich nirgends hohe, ideale Ziele gesteckt, daß sie keine Werke geschaffen, die um ihrer selbst willen Unsterblichkeit besitzen. Mit einem unglaublichen Aufwand von Phantasie, technischer Virtuosität, genialer Gestaltungsfähigkeit hat man doch eigentlich nichts weiter vollbracht, als unerreichbare dekorative Effekte. Große Gedanken hat die arabische Kunst auf keinem Gebiete zum Ausdruck gebracht und deshalb weckt sie in dem Beschauer auch keine Gedanken. In sinnlichem Spiele will sie uns zerstreuen, fesseln, durch virtuoses Tändeln mit Formen und willkürlichen Bildungen. Wir bewundern ein Schwelgen in kühner Construction, in malerischen Perspectiven, üppigen Formen; eine Kunst, die uns fesselt, aber an die Welt sinnlicher Erscheinungen fesselt, uns nicht erhebt, läutert hinwegträgt über das Irdische in das Reich der Ideale. In dieser Beschränkung kommt nichts den Schöpfungen der Araber gleich, deren Hochblüte die Mauern der Alhambra umschließen; das Höchste, was Griechen und Römer, was die Meister des Cinquecento unsterblich gemacht, haben die Mauren nicht erreicht.

Nur einen kleinen Theil der mit Mauern und Thürmen umwehrten Felsplatte nimmt das Maurenschloß der Alhambra ein. Ulmenhaine, eine christliche Kirche, die Trümmer einer

alten Moſchee, Obſtgärten, Gemüſeäcker, kleine Häuſer, Mauerbrocken und Ruinen aller Art bedecken in wirrem Durcheinander den Burgbezirk. Ein flacher Einſchnitt in den Boden ſcheidet ihn von der nächſt höheren Stufe des Gebirges. Wir ſchlendern den Weg hinauf, an den Gaſthöfen vorüber, die mitten im Ulmengrün außerhalb der Burgmauer liegen, echte internationale Touriſtenhotels mit den üblichen Anhängſeln, zudringlichen Führern, Blumenverkäufern, Bänkelſängern, Lautenſchlägern, einem phantaſtiſch aufgeputzten Zigeuner, der ſeine eigene Photographie feilbietet. Nur wenig höher führt der Pfad zu einer Gitterpforte. Auf unſer Schellen öffnet die Hüterin, begehrt unſere Einlaßkarten und überläßt uns dann der eigenen Führung. Wir befinden uns in den Gärten des Generalife. Auf kühlerer Höhe, im Angeſicht der ſilberglänzenden Häupter des Hochgebirges hatten die Herrſcher der Alhambra ihren Sommerpalaſt, das Generalife, angelegt. Der Villenbezirk gehört jetzt einem italieniſchen Fürſten Pallavicini, der nur dann den Beſuch geſtattet, wenn man von dem italieniſchen Conſul in Granada eine Erlaubnißkarte holt, die übrigens ohne Weiteres gegeben wird. Ein ſanft anſteigender Hügelrücken bildet einen einzigen Obſtgarten mit Hecken, Ruhebänken, altmodiſcher Gartenzier geſchmückt. Das iſt es indeſſen nicht, was wir ſehen wollen. Erſt eine zweite Pforte erſchließt uns das Generalife ſelbſt. Von den Gebäuden aus arabiſcher Zeit iſt nur wenig übrig geblieben, einige Arkadengänge, offene Ausſichtshallen von ſchlanken mauriſchen Bogen gebildet, Alles weiß getüncht, armſelig mit dem verglichen, was wir eben verlaſſen. Die Gartenanlagen aber verſetzen uns wieder in die arabiſche Märchenwelt, in ein lauſchiges Eden. Terraſſe hebt ſich über Terraſſe empor, nicht gleichmäßig in parallelen Linien, ſondern hier einen Winkel füllend, dort um eine Ecke biegend, jede Stufe ein buſchreicher Garten für ſich, in deſſen Heimlichkeit kein Lauſcher ſpäht. Curioſe Spielereien, das Grün von Cypreſſen, Taxus und Thuya zu bizarren Gebilden gezwungen, zu Pyramiden, Kugeln, Bogen, Figuren, ſtoßen uns hier in halber Verwilderung nicht

ab, ſie gehören zum Charakter. Myrtenhecken, Bosquets von Jasmin und Lorbeer, dunkle Lauben, blühendes Roſengebüſch, Blumenbeete, Treppen und Baluſtraden wechſeln mit einander ab. Waſſer durchſtrömt in verſchwenderiſcher Fülle den Garten, es rauſcht auf in glitzernden Strahlen, murmelt über die künſtlichen Steinwehren in ſilberglänzenden Cascaden, durchzieht in gemauerten Läufen die Luſtanlage, ſammelt ſich in Becken mit blinkendem Spiegel. Eines der Märchenparadieſe orientaliſcher Dichtungen ſehen wir hier in Wirklichkeit vor uns. Ruheſitze im Dickicht von Jasmin und Roſengebüſch, das kaum den Blick auf den nahen Springbrunnen geſtattet, deſſen Plätſchern die Stille leiſe unterbricht, laden zur Raſt ein; biegen wir um die nächſte Ecke aufwärts, laſſen uns auf der mooſigen Steinbank nieder, ſo liegt die Schneewand der Sierra Nevada greifbar nahe vor uns. Zur anderen Seite umfaßt die Sicht von einer Ruhebank die weite Vega, die Stadt, das Bergland, und dann wieder blicken wir hinab auf die röthlich glänzenden Thürme und Mauern der nahen Alhambra. Ueberall rieſelt Waſſer, überall duften Blumen und Blüthenſträucher, überall heben die ſchlanken Pyramiden dunkler Cypreſſen ſich aus dem heiteren Luſtgarten hervor. Unter dieſen zeigt man den Rieſenbaum, an dem die Favoritin Boabdills, des letzten Königs von Granada, dem Herrſcher allnächtlich die Treue gebrochen haben ſoll. Die Höhen des Generalife bieten ein einziges Stimmungsbild, eine Ergänzung der Alhambra.

Durch das Häuſergewirr des Albaycin kehren wir nach der Stadt zurück. Dieſe Vorſtadt iſt eigentlich der intereſſanteſte Theil der Stadt Granada. Da wohnen in Hütten, die kaum mehr als einen einzigen Flurraum beſitzen, oder in Höhlen und Grotten des mürben Felſens, in den Kellerräumen früherer Anſiedler, die Zigeuner, dunkle Männer, glutäugige Weiber mit einem Walde von verworrenen Haaren, Kinder von hoher Racenſchönheit trotz der Kruſte von Schmutz, die Antlitz und Körper bedeckt. Man ladet uns ein, den Fandango zu ſehen, ihr Saitenſpiel zu hören, unter ihr Dach zu treten. Wo Zigeuner

hauſen, da herrſchen ſie über Geſang, Saitenſpiel und Tanz. So in Ungarn, ſo in Spanien. Wir laſſen uns nieder, die Weiber zeigen ihre Künſte auf Anordnung des Hauptmanns, der auch den klingenden Tribut von uns erhebt. Dennoch ſchlagen die ſchwarzbraunen Mädchen mit dem klirrenden Tambourin an unſere Schultern, um ſich einige Groſchen zu erbitten zu ſüßem Schnaps oder Zuckerwerk, die ſie leidenſchaftlich lieben. Viele derſelben wohnen in Höhlen und Grotten, theils in den natürlichen Felſen gehauen, theils Kellerräume aus alter Zeit, in die weder Licht noch Luft dringen. Erſt die ſinkende Sonne und die nahe Mittagsmahlzeit trieben uns heim, aber jeden der folgenden Tage verbringen wir in der Alhambra und ihren Umgebungen, und als die Stunde der Abreiſe kam, wurde das Scheiden ein ſchweres, denn es war auf Nimmerwiederſehen.

Ein Stierkampf.

In Granada war vor etwa ſechs Jahren der Stierplatz abgebrannt. Jetzt ſtand der neue größer, prächtiger da und ſollte eingeweiht werden. Zwei Tage waren dazu beſtimmt, an jedem ſtanden ſechs Stiere zur Hetze bereit. Die berühmteſten Matadore waren verſchrieben. Von allen Seiten veranſtalteten die Eiſenbahnen Extrazüge zu billigen Preiſen, ſo daß Sevilla, Cordoba, Madrid, Malaga und was dazwiſchen liegt, zuſammenſtrömte. Die Preiſe waren außerordentlich erhöht. Sonſt zahlt man in der Sonne etwa 7, im Schatten 10 Realen (à 20 Pf.) jetzt nahm man 16 und 20, alſo 4 und 5 Franken. Das ſind die Preiſe für das Volk. In den Logen, auf den Balkonen, wo die Reichen und Vornehmen dem Schauſpiele beiwohnen, zahlt man 20, ja 40 Franken. Gleichviel, das Feſt, und zwar den zweiten Tag deſſelben, wollte ich mitmachen.

Früh Morgens fuhr unſer Zug ins Gebirge hinauf. Auf der zweiten Station kreuzte er mit einem der von Granada zurückkehrenden Extrazüge. Die lange Wagenreihe war gedrängt voll. Die Leute, vom Tage vorher ermüdet, durch eine lange Nachtfahrt mürbe gemacht, befanden ſich trotzdem noch in voller, leidenſchaftlicher Aufregung. „Frascuella!“ ſchrie, heulte es aus den Wagen zu uns hinüber, „Frascuella, Frascuella!“ den ganzen Zug entlang. Und „Frascuella!“ riefen die Unſrigen zwar ruhiger, aber für die kühle Morgenſtimmung noch immer warm genug, zurück. Was bedeutet das? Frascuella war der Sieger des vergangenen Tages, der Held, der heute neue Triumphe erringen ſollte im blutigen Spiele.

Das Schauſpiel begann Nachmittags. Faſt mehr als dieſes ſelbſt hat mich das Volk dabei intereſſirt und beſchäftigt. Das Rund des Stierplatzes liegt auf einer Bodenerhebung vor der Stadt. Dort hinaus ſtrömten die Menſchenmaſſen. Es giebt nur zwei Haupteingänge. „Sombra", ſteht über dem einen, „Sol" über dem anderen. Der Schatten iſt meiſt vorgezogen, heute war der Himmel bedeckt, die Völker theilten ſich. Schon jetzt begann die Aufregung. Gewöhnliches Volk und mittlere Klaſſen ſaßen bunt durcheinander. Für den Stierplatz hat auch der Arme, der von 5 Franken länger als eine Woche lebt, Geld übrig. Frauen ſah man verhältnißmäßig wenige, unter den Tauſenden höchſtens einige hundert. Anders iſt das Verhältniß in den Logen, auf den Balkonen. Die Damen der Ariſtokratie ſind die leidenſchaftlichſten beim Stierkampf. Es giebt viele, die keinen in Andaluſien verſäumen, weite Reiſen machen, beſonders wenn einer ihrer Lieblinge auftritt. Sie kleiden ſich in ſeine Farben. Die Jacke mit dem farbigen Gepuff, die Schärpe, die er trägt, wählt die Dame für den Tag als Toilette über ihrer Robe. Oben am äußerſten Rande des Rundes liegen die ausgewählten Sitze. Sie ſind nach Art der italieniſchen Theaterlogen, wie kleine Salons, eingerichtet. Fauteuils ſtehen umher, die Geſellſchaft richtet ſich darin ein nach Belieben.

Endlich ſoll es angehen. Das geſchieht nicht ohne gewiſſe Förmlichkeiten. Signale ertönen, der Schlüſſel zum Zwinger wird feierlichſt übergeben, der Zug der Darſteller betritt die Schranken. Ein Wort über dieſe zuvor. Man kann die Matadores reiſenden Virtuoſen vergleichen, die ſich, wenn ſie hohen Ruf haben, für theures Geld engagiren laſſen und, ähnlich der Riſtori und der Rachel, ihre Darſtellertruppe ſelbſt mitbringen. Meiſt leben dieſe Herren wohl in Sevilla, doch ſoll auch Madrid berühmte Matadore beſitzen. Die Andaluſier geben aber niemals zu, daß derartiges anderswo beſſer ſein könne, als in ihrem Lande. Meiſt ſtammt der Matador vom niederen Landvolke her, hat von der Pike auf gedient, als Torreador, Piccador

„gearbeitet", endlich das erſehnte Ziel erreicht. Der Unternehmer des Stierkampfes ſorgt für ſechs Stiere, einige zwanzig Pferde, die an ſolchem Feſte konſumirt werden, und ladet einige Matadore mit ihrer Truppe ein. Meiſt geht jeder nur zweimal an einem Tage los: da nun gewöhnlich ſechs Stiere gehetzt werden, ſo braucht man drei verſchiedene Banden, die, wie alle „Künſtler", in mißgünſtiger Feindſeligkeit gegen einander ſtehen.

Der Zug iſt ſehr maleriſch. Schön ſind ja die Andaluſier alle, hier aber findet ſich eine Elite von üppiger Männerkraft, von ſchlanken, geſchmeidigen Gliedern, tadellos modellirten Körpern zuſammen. Die Tracht, das alte, längſt verſchwundene Nationalkoſtüm in lebhaften Farben, hebt die Geſtalten. Pralle weiße Strümpfe, ſammetne Kniehoſen, mit kleinen blanken Knöpfen reich beſetzt, knappe Jacken, Schärpen, kleine Hütchen oder Barretts von Sammet ſind die Hauptſtücke der Toilette. Die Torreadores ſchwingen ihre rothen Mäntel, die Piccadores reiten mit ihren Lanzen ſtolz auf den erbärmlichen Mähren, die man ihnen geliefert, die Banderilleros tragen den Wurfſpieß mit bunten Bändern beflattert, der Matador ſchreitet als Herrſcher unter ihnen, wird mit jubelndem Gebrüll begrüßt, dankt wie ein König. Nun theilt ſich der Zug, einige ziehen ſich zurück, andere nehmen ihren Platz ein.

Jeder der Mitkämpfer hat nicht nur ſeine beſtimmten Aufgaben, er vertritt auch einen beſtimmten Charakter in dem blutigen Spiele.

Wenn man ſolche Stierarena mit einem Circus vergleichen will, ſo möchte ich die Torreadores die Clowns deſſelben nennen. Immer ſind ſie da und haben doch eigentlich nichts zu thun, als aufzupaſſen, daß das Schauſpiel nicht ermattet, nicht Pauſen und Lücken ſich merklich machen, die das Publikum niemals verzeihen würde. Es ſind graziöſe Jungen, gewandt, wie Balletänzer, ihre Bewegungen, Sprünge, Sätze ſind von vollendeter Schönheit. Sie ſchwingen nur den rothen Mantel, necken, reizen, verwirren das Thier, wagen ſich in ſeine unmittelbare Nähe; erfolgt der Stoß des raſend gewordenen, ſo finden ſie

tauſend Wendungen, um ihm zu entſchlüpfen. Sie machen einen Seitenſprung, werfen ſich zur Erde, irren das Thier, indem ſie den Mantel weit zur Rechten flattern laſſen und ſelbſt links entwiſchen, ſie ſetzen kühn über die hohen Schranken, die den Kampfplatz vom Zuſchauerraum trennen, wohin ihnen der Stier nicht folgen kann. Nur dürfen ſie dieſen niemals in Ruhe laſſen. Dieſen Torreadores zuzuſehen, ihren elaſtiſchen Körpern bei allen Bewegungen zu folgen, gewährt wirklich Freude. Man lohnt ihnen aber auch mit ungemeſſenem Beifall.

Weit weniger angenehm wirken die Reiter mit den Speeren, die Piccadores. Nur drei erſcheinen meiſt gleichzeitig auf dem Kampfplatze, die anderen bleiben in der Reſerve. Ich hege nicht zu großes Mitleid mit dem Stier. Er iſt zum Tode beſtimmt, er würde morgen im Schlachthauſe bluten müſſen, hier ſtirbt er als ein Held im Kampfe, erringt ſogar eine Art Unſterblichkeit, wird photographirt, gefeiert, mit Beifall überſchüttet. Das iſt eigentlich mehr, als ein Stier verlangen kann. Die armen Opfer des Tages ſind die Pferde. Ihre traurige Verſtümmelung, ihr elender Tod iſt das roheſte, vielleicht das einzig rohe in dem vielverdammten, aber noch mehr bewunderten Schauſpiele. Der Unternehmer ſucht ſich dieſen Theil ſeiner Requiſiten möglichſt billig zu beſchaffen. Die ſchlechteſten Gäule, fehlerhaft, untauglich, wenn irgend aufzutreiben blind, werden von Vermittlern beſorgt. Hat die Mähre noch gute Augen, ſo werden ihr dieſe verbunden. Das Pferd folgt der Lenkung ſeines Reiters, trottet direkt ins Verderben, unter die Hörner der wüthenden Beſtie. Dieſe armen Thiere bejubelt Niemand, bedauert keiner, ſie werden ausgenutzt bis zum letzten Athemzuge — denn der Mann will haushälteriſch mit ſeinem Material wirthſchaften — und werden dann bei Seite geworfen.

Doch wir kommen zum Kampfſpiel ſelbſt. Der Stier, ein rothes ſtarkes Thier, tritt aus der geöffneten Pforte des Verließes. Manchmal bricht er in wildem Satze hervor, dann wird er ſofort Liebling des Volkes, das durchaus nicht parteiiſch für die menſchlichen Kämpfer entſcheidet. Macht das Thier einen

kühnen Angriff, einen gewaltigen Sprung, eine ungeahnte Wendung, so bekommt es sein reichliches Maß an donnerndem Beifall. Gelingt es ihm gar, einen Kämpfer zu verwunden, je blutiger, desto besser, so steigert dieser Beifall sich bis zur Frenesie. Es giebt aber auch phlegmatische, ja ängstliche Stiere, die am liebsten bei dem ungewohnten Anblick der lauten Menge wieder in ihren Stall flüchten möchten, oder scheu einherschleichen. Dann tobt das Volk unwillig, pfeift den schlechten Helden höhnend aus. Da müssen die Burschen mit den rothen Mänteln hervor und überbieten sich an herausfordernden Neckereien, die selbst den sanftesten endlich wild machen müssen Die Passivität des Opfers macht sie kühn, sie gaukeln mit den aufregenden Flattermänteln um ihn herum.

Da geschieht es denn wohl, daß der Stier sich ermannt, einen unerwarteten Satz zur Seite macht, einen schnellfüßigen Gegner umrennt oder zu Boden wirft. Dann versöhnt das Publikum sich mit ihm, der Torreador weiß schon der Gefahr zu entschlüpfen. Während die Rothmäntel unausgesetzt umherflunkern, reiten die Lanzenmänner auf mit ihren blindgemachten Pferden. Sollen diese auch geopfert werden, so will man doch Beifall ernten, das Spiel unterhaltend machen. Deshalb sucht man auszuweichen, dem Stier von der Seite beizukommen, im Trabe davon zu jagen und auf anderer Stelle ihn mit dem Spieße zu verwunden. Diese Verletzungen sind nicht ernsthaft, sie schmerzen nur und erhöhen die Wuth des Thieres. Dem Mann mit der Lanze kann es schwer zu Leibe, deßhalb wendet die Bestie sich gegen das arglose Roß. Während die Lanze sie blutig kitzelt, holt sie, ehe der Reiter das Pferd zu wenden vermag, von unten mit den Hörnern aus und jagt sie diesem in den Leib. Der Piccador stößt, wenn er Virtuose seiner Kunst ist, dann die Lanze in den Boden, benutzt sie als Springstange und schwingt sich seitwärts, oft sogar über den Kopf des Stieres hinweg, um diesen von dem Gaul abzulenken. Dieses arme gemarterte Thier leidet fürchterlich. Aus der Brust strömt ein Blutstrahl, treffen die Hörner den Leib, so quellen die Gedärme

heraus. Aber das beendet keineswegs die Rolle der verwundeten Mähre. Immer aufs Neue zwingt man das blinde Thier in den Kampf, bis es zuſammenſinkt und weggeſchafft werden muß.

Das Publikum ruft nach ſchneller Abwechslung. Zu lange darf ihm das Spiel mit Lanzen und Pferden nicht dauern, das meinem Geſchmack nach den widrigſten Akt des Ganzen bildet. Der beſte, unterhaltendſte folgt nun. Die Banderilleros mögen ſich wahrſcheinlich aus den Torreadors mit den rothen Mänteln rekrutiren; auch ſie ſind Springer, Tänzer, Turner, Kämpfer von ſo viel Anmuth und Elaſtizität, daß man das Grauſen vor ihrer Arbeit über die Art, mit der ſie vollbracht wird, faſt vergißt. Sie tragen keine Mäntel, die den Stier irre führen, keine Waffen, die ihn ſchrecken könnten. Frei gehen die ſchlanken Jünglinge in der knappen Kleidung, die jede Bewegung des ſchönen Körpers erkennen läßt, zum Angriff. Sie ſchwingen den bunt bebänderten, ſcharfen kurzen Speer, der dem Stier tief in die Weichen gejagt werden ſoll. Hier handelt es ſich nicht nur um ein bloßes Kitzeln, wie mit den Lanzen, hier ſoll die Waffe feſtſitzen, verwunden, das Thier zum Aeußerſten treiben. Denn es tritt kein Matador auf den Kampfplatz, ehe dem Stier nicht auf beiden Seiten ein ſo bebänderter Stachel tief im Leib ſitzt. Die Zuſchauer würden jeden Banderillero unerbittlich mit höchſter Wuth aus der Arena jagen, der ſeinem Opfer von hinten beikommen wollte. Stirn gegen Stirn muß gekämpft werden in dieſem ritterlichen Lande.

Es entbrennt eine Art Duell zwiſchen Thier und Menſch, zwiſchen Speer und Hörnern. Oft ſiegt der Stier, dem Werfer gelingt ſeine Aufgabe nicht, er wird vielleicht noch verwundet, muß dem Toben der Zuſchauer weichen, einen anderen an ſeiner Stelle ſehen. Heute waren Künſtler auf dem Plane. Mit wunderbarem Geſchick, mit vornehmer Eleganz, wenn man will, parirten die Andaluſier die Angriffe des gepeinigten Stieres. Sie ſchwenkten rechts, ſie ſprangen links, demſelben immer ins Auge ſehend, immer eine Wendung erlauernd, die es möglich

macht, der Weiche beizukommen. Das Publikum gerieth in wildeſte Aufregung; bald lautlos, den Athem zurückhaltend, bald wie wahnſinnig losbrechend, je nach den Wendungen des Kampfes. Endlich ſitzt der Speer tief im Fleiſche, an richtiger Stelle. Wild brüllt das gemarterte Thier auf, wendet ſich um ſich ſelbſt, als wolle es die Spitze aus dem Fleiſche reißen und bohrt ſie damit nur noch ſchmerzlicher in daſſelbe. Noch wilder aber brüllt das Publikum auf.

Meine Nachbarn geberdeten ſich wie die Tollen. Sie kannten ſich ſelbſt nicht mehr. Schuhe, Hüte Tücher flogen in die Arena, die Leute hätten ſich am liebſten nackt ausgezogen, um dem Virtuoſen ihre Anerkennung zu bezeigen.

Er muß dem Matador weichen, der ruhig, ſtolz auf dem Plane erſcheint, um das Werk ſchnell zu vollenden. Nur eins hat er zu vollbringen; je ſchneller, je ſicherer, je graziöſer dies geſchieht, deſto größer iſt ſein Ruhm. Der letzte Akt eines Dramas muß kurz ſein, wenn er wirken ſoll. Ruhig geht der Matador auf das vor Wuth und Schmerz ſtöhnende Thier los, das die Zahl ſeiner Angreifer nun wieder vermehrt ſieht. Er trägt ein rothes Tuch in der linken, die Spada, den langen, dünnen Degen in der rechten Hand. Nach dieſer Waffe nennt man ihn auch Eſpada. Als erfahrener Künſtler des Stierplatzes kennt er die Bewegungen des verzweifelten Thieres ganz genau.

Ruhe, Sicherheit des Blickes und der Hand, verbunden mit einer gewiſſen Majeſtät des Auftretens, ſind die Erforderniſſe eines guten Eſpada. Und Frascuella ſoll der beſte ſein, den Spanien heute beſitzt. Er hält das rothe Tuch niedrig links zur Seite. Der Stier beugt den Nacken tief, um gegen den verhaßten Lappen und ſeinen Träger den vernichtenden Stoß auszuführen. Dieſen kurzen Augenblick benutzt Frascuella, um einen eleganten Stoß mit der Spada tief zwiſchen die Nackenwirbel zu führen. Todt ſtürzt ſofort das Thier zu Boden, das Drama iſt beendet, das Rund erdröhnt von Beifall, aufs Neue fliegen Tücher, Kleidungsſtücke, Blumen in den Raum. Der

Sieger verdient dieſe Anerkennung. Denn trifft er den Wirbelknochen, gleitet die Spitze ab, ſo iſt er verloren oder muß ſchnell zur Seite weichen, was ihn um allen jetzigen und künftigen Ruhm bringen würde.

Nur auserkorenen Lieblingen zürnt man auch dann nicht, wenn ſie einmal unterliegen. Selbſt berühmte Espadas ſind verwundet worden, und dann fahren die Equipagen der Ariſtokratie täglich bei ihnen vor, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Wer einmal Zeuge eines ſolchen Schauſpiels und der Haltung des ſpaniſchen Publikums bei demſelben geweſen iſt, der wird überzeugt ſein, daß an ein Aufhören dieſer Nationalbeluſtigung noch lange nicht zu denken iſt. Es giebt auch ſo viel Schönes, künſtleriſch Reizvolles dabei, man erfreut ſich an ſo vieler Bethätigung perſönlichen Muthes, ſeltener Körperkraft, bewundernswürdiger Geſchicklichkeit und Anmuth, daß der Genuß den Schauder überwiegt.

Das Ganze wirkt zunächſt ungemein maleriſch, giebt uns eine Reihe von Bildern und Gruppen, die entzücken würden, wenn man die arge Thierquälerei, die grauſame Luſt an den blutigen Martern vergeſſen könnte, denen ſie ihr Entſtehen danken. Und dennoch iſt das Volk wieder mit das Intereſſanteſte auf jedem Stierplatz. Nicht nur die Zeichen lebhafteſter Theilnahme ſind uns neu. Jeder einzelne von den Tauſenden tritt in perſönliche Beziehung zu dem, was da unten vorgeht. Er ſpricht die Kämpfenden an, ruft ihnen zu, ermuntert, mahnt, lobt ſie, drückt ihnen Geringſchätzung und Verachtung aus mit laut ſchreiender Stimme. Auch mit dem Stier wird geredet und all dies von den ſtärkſten Geſten begleitet. Ein Hogarth würde hier ganz andere Studienköpfe finden als in ſeinem lachenden und gerührten Publikum. Dieſer perſönliche Rapport, in den ſich Jeder aus der aufgeregten Menge von der Höhe der vornehmen Logen mit den eleganten Damen und Herren bis in den Grund des Trichters hinab zu den Akteuren ſetzt, bildet für ſich ein ganz unbeſchreibliches Schauſpiel. Oefter wird man indeſſen wohl kaum ſolche Kunſtleiſtungen anſehen mögen.

Der Heißhunger der Zuſchauer duldet keine langen Pauſen. Etwa dreiviertel Stunden hat der Kampf gewährt. Der todte Held wird weggeſchleppt, die Arena etwas in Ordnung gebracht, ein anderer Matador zieht mit ſeiner Schaar auf den Kampfplatz. Das Fleiſch des wildgewordenen Stiers ward früher für ungeſund, ja für vergiftet gehalten. Armen Leuten verkaufte man es ſpäter um geringen Preis. Jetzt iſt die Nachfrage ſo geſtiegen, daß es gleich jedem anderen Rindfleiſch bezahlt wird. Der Unternehmer ſucht eben möglichſt viel Geld zu machen. Den großen Grundbeſitzern, die vorzugsweiſe ſolche Stiere züchten und dazu die feuchten Wieſengründe am Guadalquivir benutzen, wo die Art ſchnell verwildern ſoll, muß man für einen Kampfſtier 150 Duros — der Duro gilt 4 Mark — zahlen, während der Schlächter nur etwa einen Preis von 60 Duros bewilligt, und für das Fleiſch erzielt man vom Händler kaum 50 Duros.

Was ſollte ich Abends oben in der Alhambra? Mein Zimmer wurde erſt um Mitternacht frei, ich blieb alſo unten in der Stadt. Das Volk konnte ſich gar nicht beruhigen, lärmte lebhaft durch die Straßen, verlangte nach einer Huldigung für Frascuella. Endlich wurde ein Zug geordnet und ihm eine Serenade mit voller, wenn auch ziemlich ſchlechter Muſik gebracht. Gegen 11 Uhr ſtieg ich hinauf durch den waldigen Grund, der nach Veilchen, Myrte und blühenden Frühlingsblumen duftete, in die friedliche Stille, die auf dem Banne des alten würdigen Königsſchloſſes ruht.

Sevilla.

(1880.)

Sevilla.

Eine neue Eisenbahn verbindet auf kürzerem, geradem Wege Granada mit Sevilla. Dennoch kostet die Reise einen vollen Tag. Man fährt langsamer, hält länger auf allen kleinen Stationen an, damit dieselbe Zeit darauf geht, die der Umweg über Cordoba kosten würde. Steinige Hochebenen, spärlicher Feldbau, Städtchen ohne malerische Wirkung bieten wenig Abwechselung. Erst gegen Sevilla, sobald wir die Ausläufer der Sierra Morena und den breiten, wasserreichen Guadalquivir zur Seite haben, freut man sich wieder der Landschaft. Die Nähe der Großstadt kündigen prachtvolle Gärten, moderne Landhäuser und der lokale Verkehr an, der jetzt den Zug füllt. Hier sehen wir auch in dem ebenen Niederlande, das der Guadalquivir durchströmt, Wiesen, Viehweiden; bisher eine Seltenheit. Man versichert, daß das feuchte Gras dieser Uferweiden die beste Nahrung für die Kampfstiere wäre, daß von den Besitzern dieser Fluren die Stiere vorzugsweise gezüchtet würden, welche den Heldentod in der Arena zu erleiden bestimmt sind. Zwischen Sierra Morena und Strom breitet auf weiter einförmiger Ebene Sevilla sich hin. Die majestätische Kathedrale, der Thurm der Giralda, eine Masse palastartiger Häuser künden aus weiter Ferne die Großstadt an.

Eine solche ist Sevilla und ist sie immer gewesen, das merkt man bei jedem Gange durch die Straßen. Noch trägt sie deutliche Charakterzüge einer Seestadt, obgleich das offene Meer viele Meilen weit entfernt ist, obgleich das aufblühende Cadix den Handelsverkehr mehr und mehr an sich zieht. Auf

dem Guadalquivir liegen große Schiffe, die Dampfer dringen ſeinen Lauf hinan bis mitten ins Land, Kaufleute von beträchtlichem Vermögen wetteifern mit den Ariſtokraten der Provinz und den Minenbeſitzern in Entfaltung von Luxus, Glanz, in Führung eines reichen Lebens. Sevilla macht den Eindruck einer ſehr wohlhabenden und dabei doch einer echt ſpaniſchen Stadt. Die nahen Bergwerksbezirke von Rio Tinto befinden ſich zwar in den Händen von Ausländern, ebenſo wie die meiſten Minen des erzreichen Landes. Hier in die Stadt ſcheint indeſſen das fremde Element weit weniger eingedrungen zu ſein als in Barcelona, Malaga, Alicante. Mächtig, reich, angeſehen iſt Sevilla geweſen ſeit älteſter Zeit. Dieſen breiten, faſt ſtromloſen Fluß, der eigentlich eine einzige, meilenweite Hafenſtraße bildet, hat ſchon die Sage und ſpäter die Geſchichte in ſteter Folge bevölkert. Die Sevillaner ſehen heute noch in Herkules den Gründer und Vater ihrer Stadt. Auf ſeiner Meerfahrt durch die Enge von Gibraltar ſoll er hier zuerſt ans Land geſtiegen ſein. Dieſe Mär iſt nur eine Vorläuferin nachweisbarer Thatſachen. Die Phönizier, die Griechen, Römer, Karthager haben hier Emporien errichtet, die in dem ergiebigen, productenreichen Lande ſchnell zur Blüthe gelangen mußten. Immer zählte Sevilla zu den reichſten und mächtigſten Städten des hiſpaniſchen Gebiets. Sueven, Gothen, Vandalen, als ſie das Römerreich zertrümmerten, machten Sevilla zum Herrſcherſitz ihrer Könige und das blieb er, bis 711 die Araber das Land überſchwemmten und in drei Jahren ganz Spanien eroberten. Hier haben die Landenden ſofort feſten Fuß gefaßt, wieder machten ſie Sevilla zur Hauptſtadt, ehe Cordoba der Sitz der Kalifen wurde. Als aber das Araberreich in viele kleine Königreiche zerfiel, 1020 etwa, war Sevilla wieder die Reſidenz des Mohamet Abu el Kaſem, der ſich hier zum Souverain machte. Die chriſtlichen Könige, welche die Mauren vertrieben, wählten mit Vorliebe die freundliche, blühende Stadt mit dem prachtvollen arabiſchen Alcazar zu ihrem Aufenthalte. So blieb es bis auf Philipp II., der in Madrid erſt ſpät dem Reiche

eine feste Hauptstadt, den Königen eine bestimmte Residenz geschaffen hat.

Sevilla trägt noch alle Spuren des Glanzes, den jede folgende Zeit wieder neu aufgefrischt hat. Es ist die heiterste, lebhafteste, festreichste, üppigste Stadt Spaniens geblieben, in der sichs sehr gut leben läßt. Granada besitzt seine Alhambra, seine entzückende Gebirgslandschaft. Das fesselt wohl; die Stadt selbst aber, die gar nichts bietet, ladet nicht zu längerem Verweilen ein. In Sevilla aber bringen Fremde mit Genuß und Behagen den ganzen Winter zu. Da sind Gasthöfe, Pensionen, Privatleute auf solchen Verkehr eingerichtet, da tritt zum ersten Male die Kunst, die hohe, eigentliche Kunst, uns entgegen in der Schule, die dieser andalusischen Stadt angehört, in dem Meister Murillo vor allen, den man nirgends besser kennen lernen, intimer genießen kann als hier. Was macht nun Sevilla eigentlich so anheimelnd und beliebt vor allen spanischen Städten? Gewiß nicht allein die imposante Kathedrale mit der stolz in die Luft ragenden Giralda, nicht sein maurisches Königsschloß, der Alcazar, der daliegt wie eine Citadelle und im Innern die Wunder des üppigsten arabischen Fürstensitzes bietet, selbst nicht die düstere Klosterhalle, die man zur Gemäldesammlung benutzt hat, in der an feuchten Wänden die Meisterwerke von Velasquez, Zurbaran, Ribera, Murillo hängen. Das Alles wäre besehenswerth, verdient Bewunderung. Die lachende Physiognomie der Stadt selbst aber, die Paläste, Wohnhäuser, öffentlichen Gebäude aus alter und neuester Zeit, das moderne Leben, das hier überall pulsirt, das ist es, was uns Sevilla bald lieb gewinnen läßt. Hier mehr und allgemeiner als sonst wo hat sich die maurische Häuser- und Straßenanlage rein erhalten, aber sie ist ins Moderne übersetzt worden, schmiegt dem breiten Lebensgenusse der Gegenwart sich an. Man braucht nicht in Schmutz und engen Winkeln umherzustöbern, um Reste alter Zeiten aufzufinden, man findet bis ins engste Gäßchen den Boden mit sauberen Marmorplatten gepflastert und aus jeder Thür, selbst aus dem engen Pförtchen der bescheidensten Wohnung

blickt ein ſchmucker Patio freundlich hervor. Dieſe Binnenhöfe ſind eine beſondere Zier der engen Straßen Sevilla's. Ein kleiner, mit Marmorquadern belegter Vorraum, eine Art Flur empfängt den Eintretenden. Dann ſchließt ein zierliches Gitter von Schmiedeeiſen, meiſt ſehr kunſtvolle Arbeit, oft leicht von Vergoldung durchblinkt, dieſes Veſtibul ab. Dahinter liegt der Patio, in der baulichen Anordnung immer der gleichen Regel folgend, in der Ausſtattung ſehr verſchieden. In dieſem Binnenhof ſieht jeder Bewohner das Juwel des Hauſes. Er ſchmückt ihn mit Blumen, hohen Topfgewächſen, Statuen. Thonvaſen aus Triana, der Töpfervorſtadt Sevilla's, füllen ſich täglich mit friſchen, duftenden Blüthen. Der feine Strahl eines Springbrunnens plätſchert leiſe in der Mitte des anmuthig geſchmückten Raumes. Polſterſitze, Lehnſeſſel, kleine Möbel füllen die Niſchen. Steigt die Sonne in den Zenith, ſo ſpannt ſich ein Zeltdach über den Hof und entzieht den tiefblauen Himmel für einige Stunden dem Blicke. Abends ſpendet eine jener Hängelaternen, die man ebenfalls kunſtvoll aus Schmiedeeiſen bildet, gebrochenes Dämmerlicht. Der Patio des ſevillaniſchen Hauſes iſt Saal, Empfangszimmer, Garten, Lieblingsaufenthalt. Wo wir auch in den Straßen umherirren, überall finden wir ihn, überall anders, doch immer in denſelben Grundbedingungen. Die Gaſthöfe legen in ihn ihren Speiſeſaal, die Modiſtin bevölkert ihn mit geſchäftigen Arbeiterinnen, deren flinke Finger in Tüll, Blumen, Spitzen wühlen, der Reiche, deſſen Haus zu einem Palaſte ſich ausdehnt, ſchmückt jede der Alkoven, die den Patio niſchenartig umgeben, mit Kunſtwerken, mit Gemälden, Sculpturen, Bronzen, Candelabern. So reizende Privathäuſer wie Sevilla, beſitzt keine andere Stadt Spaniens. Auf den Balkonen bis hoch auf die Dächer ſind die Vaſen von Triana vertheilt und überall mit Blumen gefüllt. Eben ſo wenig fehlt einem Hauſe, und ſei es der ſtolzeſte Palaſt, der geweihte Palmzweig, der meiſt vorn am Balkon oder dem Mirador befeſtigt iſt, um böſe Geiſter wegzuſcheuchen. Stundenlang kann man durch die engen Gaſſen Sevilla's ſchlendern, und ſich an ſolchen Einzelbildern erfreuen.

Wenn am Abend die schrägen Strahlen der Sonne auf dem breiten Strome des Guadalquivir glitzern, füllen diese engen Straßen sich mit eleganten Wagen. Nun erst tritt der Reichthum und Luxus der Handelsstadt sichtbar hervor. Pariser Kaleschen, andalusische Racepferde von feinstem Gliederbau, Sehnen von Stahl, besonders aber kenntlich an den zierlichen kleinen Köpfen und den winzigen, stark gespitzten Ohren, führen die feine Welt hinaus nach San Telmo, auf die Abendpromenade, den täglichen Corso. San Telmo ist ein altes Stift mit ausgedehnten Gebäudequadraten, wundervollen Gärten, in denen früher Waisenkinder Aufnahme fanden. Isabella hat dasselbe ihrer Schwester, der Herzogin von Montpensier, geschenkt, es zur Residenz derselben herrichten lassen und nun wohnt die Familie Montpensier in den Sälen und Gemächern, die mit allem modernen Luxus ausgestattet sind. Nur ein einzelstehender durchbrochener Giebel, in dessen Bogenöffnungen Glocken hängen, erinnert noch an die frühere Bestimmung des Ordenshauses. Die herrlichen, mit üppigstem, südlichem Pflanzenwuchse geschmückten Gärten von San Telmo grenzen fast an den Guadalquivir. Nur eine vierfache Allee hoher Ulmen scheidet die Gärten von dem Flusse. Dieser entzückende Weg wird allabendlich durch den glänzenden Corso von Sevilla belebt. Der Kenner mag sich an den arabischen Rossen, den prachtvollen Gespannen, den Luxuswagen aller Art erfreuen; wir setzen uns auf eine Steinbank, achten nicht den betäubenden Duft der in voller Blüthe stehenden Orangen, sehen nur auf die schlanken, anmuthigen Frauengestalten, die feingeschnittenen Köpfe, die edlen, reizend belebten Züge der Damen, die, halb von Blumensträußen bedeckt, im Wagen sitzen, mit den Reitern plaudern, jeden neuen Blumenstrauß wie eine Trophäe um den Rand der Kalesche befestigen. Der weite Lustgarten, der Delicias de Christina, der an diesen Corso sich schließt, steht dem Volke offen, das hier seine Abende in frischer Luft genießt.

Einst hat auch dieser ausgedehnte Bezirk von Gärten und Lustanlagen noch zu der maurischen Königsburg gehört, dem

Alcazar, der noch heute nahe dem Strome von Zinnenmauern umſchloſſen, ernſt wie eine Feſtung daliegt. Von ſeinen äußeren Thürmen und Mauern iſt das Meiſte verſchwunden oder in moderne Häuſer hineinverbaut. Ein einſam am Flußufer ſtehender Rundthurm, der Torre del Oro, ein maleriſcher Reſt der alten Burganlage, zeigt uns deren ehemalige, weite Ausdehnung. Das eigentliche Königsſchloß des Alcazar ſteht heute noch da in ſeiner ganzen, geſchloſſenen Anlage. Wie alle arabiſchen Architekturen zeigt es außen ſich abweiſend, verſchloſſen, düſter, ernſt. Moderne Höfe, Säulenhallen, lange Gänge müſſen wir durchwandern, ehe der Pförtner das Eingangsthor aufſchließt. Dieſes liegt in einem der mittleren Höfe, in dem ſchon die Prachtliebe, der Phantaſiereichthum, die unerſchöpfliche Erfindungsgabe der arabiſchen Baumeiſter ſich durch überſchwengliche Ornamentirung offenbaren. Auch hier wieder gruppiren ſich die Säle, Hallen und Gemächer mit zahlreichen Alkoven um offene Patios. Um den Patio de la Doncellas, ſo genannt, weil dem Herrſcher hier ehemals eine Schaar junger Mädchen zugeführt und übergeben werden mußte, gruppiren ſich mehrere Säle und Niſchenräume. In einer dieſer Niſchen hat der Thron des Maurenkönigs geſtanden, einer der Säle diente zum Empfange der Geſandten. Der Springbrunnen in der Mitte des Patio, die Stucco-Reliefs, die wundervollen Fayencen in leuchtenden Farben glaſirt, die mächtige Kuppel, die in reichſter mauriſcher Ornamentirung den Saal der Geſandten überwölbt, ſind Denkmale arabiſcher Baukunſt aus beſter Zeit. Das Schloß iſt ungleich vollſtändiger erhalten als die Alhambra. Hier gelangen wir aus einer Saalreihe in die andere, Corridore ſchließen ſich an lange Hallen, kleine Lichthöfe, umgeben von ſtillen Gemächern, unterbrechen die ſtolzen Prunkräume. Verſchwenderiſche Ornamentirung bedeckt alle Wände, weitgeſchweifte Hufeiſenbogen verbinden einen der Räume mit dem anderen, offene Säulenſtellungen, Galerien, Loggien blicken aus den oberen Stockwerken in die Höfe hinab. Das Bad der mauriſchen Königinnen, tief im Erdgeſchoß, wo ausgedehnte Gartenanlagen

allen Raum zwiſchen den feſtungsartigen Umfaſſungsmauern des Alcazar einnehmen, zeugt von der Ueppigkeit, dem heitern Sinnengenuße der arabiſchen Bewohner. Hier erſt erhalten wir eine Vorſtellung von mauriſchen Palaſtanlagen in allen ihren Theilen, denn von der Alhambra ſind doch nur wenige Einzelheiten erhalten worden.

Dennoch bringt die Folge von Prachträumen im Alcazar auf uns lange nicht den imponirenden, märchenhaft wirkenden Eindruck der Alhambra hervor. Ueber kühle Bewunderung kommen wir hier nicht hinaus, man bleibt immer noch kaltblütig genug, um ſtudiren, kritiſiren zu können. Das hat verſchiedene Gründe. Zunächſt erſcheint alle Ergänzung fehlender Ornamente und Bautheile hier ungeſchickt, armſelig, herausfordernd, verglichen mit den bewundernswerthen Reſtaurationen, die zur Zeit Philipps II. in der Alhambra vorgenommen ſind. Oft müſſen hier im Alcazar mittelmäßige Malereien Fayence und Stuck erſetzen. Das iſt eine Fälſchung, keine Ergänzung. Wo man die verblichenen Farben aufgefriſcht hat, da leuchtet das Gold, das grelle Roth, das intenſive Blau ſo vordringlich und unangenehm, daß die auf feingeſtimmte Wirkung des Ganzen berechnete Geſammt-Decoration jeden Reiz verliert. Dann aber, und das halten wir für die Hauptſache, haben die chriſtlichen Nachfolger der vertriebenen Maurenkönige den Alcazar zu ihrem Reſidenzſchloſſe eingerichtet, haben hier gewohnt mit ihrem Hofſtaate von dem heiligen Ferdinand an, der 1248 Sevilla den Arabern entriſſen, bis auf Peter den Grauſamen, oder den Gerechten, wie die Geſchichte ihn ebenfalls nennt, dann Karl V., der hier nach ſeiner Vermählung eingezogen iſt, und Philipp II., der die barbariſche Umwandlung durch Ausſchmückung des wundervollen Geſandtenſaales mit Bildniſſen aller ſpaniſchen Könige vollendet hat. Seit jener Zeit iſt zwar der mauriſche Alcazar unberührt geblieben, aber die Spuren, welche alle chriſtlichen Herrſcher Spaniens hier zurückgelaſſen, ſind nicht wieder verwiſcht worden. Die Wappenzeichen von Löwen, Thürmen, Säulen, Schildern und Namenszügen der Caſtilier ſind allent-

halben in den mauriſchen Spitzengrund von Stuck hineingeklebt. Für Karl V. iſt ein Saal inmitten des Palaſtes neu eingerichtet worden, Peter I. hat für ſich und die ſchöne Maria Padilla, ſeine Geliebte, manche Neuerung vornehmen laſſen; ſelbſt Möbel, türkiſche Polſterſitze, Stickereien, Divans deuten auf eine andere Zeit. Das ſtört den Geſammteindruck des Alcazar ungemein.

Von den Maurenfürſten, ihrem Leben, ihren Geheimniſſen lebt nichts mehr im Volksmunde, ihre Geiſter hauſen längſt nicht in dieſen Räumen, wie die Abencerragen, die ſchöne Königin Lindaraja in der Alhambra. Auch die Tradition, Erzählung, die zur Sage wird, kennt nur die chriſtlichen Könige des Mittelalters. Peter der Grauſame und ſeine ſchöne Freundin Maria Padilla leben noch immer fort in den verlaſſenen Räumen des Alcazar. Er muß ein energiſcher Fürſt geweſen ſein, der über den ſüßen Freuden der Liebe das Regieren nicht verabſäumt hat, der neben wilder Grauſamkeit manchmal auch den Humor walten ließ. Die Köpfe käuflicher Richter ließ er zur Warnung hier in ſeinem Schloß auf ſpitzen Pfählen aufpflanzen, mit peinlicher Gewiſſenhaftigkeit und quäleriſcher Luſt prüfte er jeden Neuling. Wir können uns kaum retten vor all den Erzählungen und Anekdoten, die der umherführende Caſtellan uns von dem grauſamen und gerechten Pedro zum beſten giebt. In dieſes Waſſerbecken, ſo plaudert er, als wir in eine Halle eintreten, hat Pedro eine zerſchnittene Orange geworfen und dann einen nach dem andern derjenigen, die ſich zu einer Richterſtelle gemeldet, befragt, was das ſei? Eine Orange! hätte gleichmäßig die Antwort gelautet. Nur einer habe die Frucht zuvor ſorgſam unterſucht und dann geſagt: Zwei Hälften einer Orange! Dafür wurde ihm die Richterſtelle verliehen. Auch im Alcazar ſind einige Marmorplatten von Blut geröthet. Don Pedro der Grauſame ſoll in dem Saale der Geſandten, den eine der graziöſeſten Kuppeln überwölbt, ſeinen Bruder Don Fadrique haben umbringen laſſen, weil dieſer ſich gegen ihn verſchworen. Unten in den Badegemächern der Sultanin hat auch die ſchöne Maria Padilla Bäder genommen. Die feine

Sitte damaliger Zeit gestattete es, daß der König mit seinen Hofherren der Favoritin dabei einen Besuch abstattete und sie unterhielt. Die Ritter huldigten dem schönen, allvermögenden Weibe dadurch, daß sie einen Schluck von dem Badewasser tranken. Als einst einer das unterließ, fragte Pedro verstimmt nach dem Grunde. Ja, antwortete dieser unverzagt, ich fürchte nur, daß wenn ich einmal die Brühe gekostet, ich leicht Appetit nach dem Braten bekommen könnte. In den mit Fliesen gepflasterten Gängen des einen der Gärten macht der Schließer uns auf kleine siebartige Oeffnungen des Fußbodens aufmerksam. Wenn die Hofdamen Pedro's in ihren bauschigen Roben dort lustwandelten, ließ der König plötzlich feine Wasserstrahlen emporsprühen, um die Schönen von einer Seite zu erfrischen, von der ihnen eine solche Labsal kaum erwünscht sein konnte. Eilig entflohen die also von unten her Benetzten zum großen Jubel des grausamen Pedro. Mit solchen Mären und Anekdoten ist jetzt der arabische Alcazar bevölkert, der Geist seiner Erbauer und ersten Herrscher ist völlig aus der maurischen Königsburg entflohen und mit ihnen auch die Einheit und Geschlossenheit der Stimmung, die uns in der Alhambra unbeschreiblich entzückte. Dort fühlen wir uns plötzlich in eine andere Welt versetzt, hier bewundern wir nur ein prachtvolles, hochinteressantes Baudenkmal jener Zeit, in das eine spätere eingezogen ist, um sich in ihm wohnlich einzurichten.

Man zeigt uns noch andere Profan-Architekturen in Sevilla, so die Casa de Pilatos, einen Palastbau des 16. Jahrhunderts, der dem Hause des Pilatus in Jerusalem nachgebildet sein soll. Mag sein, aber wir finden auch hier wieder den von schlanken Säulen umgebenen Patio, darin einen Springbrunnen, Azulejus die Wände bekleidend, Statuen, Büsten, bildnerischen Schmuck, eine vornehme Wohnung, die sich wenig von den anderen unterscheidet. Immer aber bleiben wir bei den abendlichen Promenaden unter den Orangenbäumen der Plazza Nuova in der Mitte der Stadt vor den Resten eines anderen Palastes stehen, dem Stadthause, Casa de Ciudad, einem unvollendeten Bau, der von

Steinornamenten der Hochrenaiſſance völlig überwuchert wird. Pilaſter korinthiſcher Ordnung gliedern die Façade, Fruchtſchnüre, Medaillons, Engelkinder, Genien beleben das Gemäuer und Alles iſt halb verfallen, beginnt zu zerbröckeln inmitten der ſchmucken, einladenden modernen Wirklichkeit, die gerade dieſen Platz umgiebt. So bietet Sevilla auf jedem Schritt Intereſſant,es ohne daß wir dieſen Genuß durch eine Wanderung in ſchmutzigen, traurig verkümmerten Bezirken erkaufen müſſen. Seine Wohlhabenheit, ſeine Freundlichkeit und Vornehmheit hat das Emporium am Guadalquivir ſich ſeit den Jahrtauſenden ſeines Beſtehens erhalten.

Ueber die vielgeſtaltigen Architekturen des freundlichen Sevilla, über Maurenthum, Gothik, Renaiſſance und moderne Bauten erhebt ſich ſtolz und impoſant die Kathedrale, ſelbſt ein Monument, an dem alle Zeitalter, beide der Religionen, mitgeſchaffen, die dieſen Boden ſeit dem frühen Mittelalter beherrſcht haben. In unmittelbarer Nähe der ernſten Zinnenmauern des Alcazar hat zu Zeiten des arabiſchen Königthums eine prachtvolle Moſchee geſtanden. Als der heilige Ferdinand um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Stadt eroberte, die Mauren, auch die anſäſſigen Bürger, vertrieb und eine chriſtliche Bevölkerung von Oſten her zuführte, da ſollte dieſer auch eine mächtige Kirche errichtet werden. Aber erſt in der ſpäteſten Zeit des ſcheidenden Mittelalters, erſt volle 150 Jahre darauf, 1401, ward der jetzt noch ſtehende Bau in Angriff genommen, der im Zeitalter der Renaiſſance 1519 beendet wurde. Man wollte ein Baudenkmal ſchaffen ohne Gleichen in der geſammten chriſtlichen Welt, und in gewiſſem Sinne hat man dies erreicht. Der Grundplan des arabiſchen Tempels iſt offenbar bei Erbauung der Kathedrale benutzt worden, ja man hat ſogar einzelne Theile der Moſchee ziemlich unverändert in dieſe herüber genommen. Alle mohammedaniſchen Gotteshäuſer, beſonders aber die ſpaniſchen, lehnten ſich an einen weiten Vorhof, in deſſen Mitte ein Brunnen reichlich Waſſer ſpendete, nicht nur zu den rituell gebotenen Waſchungen, ſondern auch zur Er-

quickung der hier im Schatten volllaubiger Orangenbäume beschaulich Ruhenden. Es hat solcher Patio nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit den Klosterhöfen, von Kreuzgängen umzogen, die wir in Italien und im nördlichen Spanien zahlreich antreffen. Der Patio ist freier, geräumiger, nicht nur wie jener zum Ansehen, zur heiteren Belebung der düsteren Klosterhallen bestimmt, sondern zum Umherwandeln, Rasten, zu langem Aufenthalte für alle Andächtigen. Neben dem Patio der maurischen Tempel erhebt sich das Minaret, der freistehende vierkantige Thurm, mit Balkonen, Nischen, Oeffnungen, von denen die Stunde des Gebets verkündet wurde. Die Moschee bildete mit ihren Nebenbauten und Höfen meist ein Quadrat, es herrscht nicht wie bei unseren christlichen, besonders den gothischen Domen die Längenausdehnung vor. Diese drei Momente des arabischen Tempels finden wir unverändert in der christlichen Kathedrale wieder. Nahen wir ihr von der Nordseite, so tritt der Grundcharakter des mohammedanischen Gotteshauses am klarsten hervor. Ein eleganter Hufeisenbogen bildet das Portal, welches die Mitte einer todten, mit blattförmigen Hegemonen gekrönten Mauer durchbricht. Sie erhebt sich auf einem Sockel, zu dem Stufen hinanführen. Selten ist es maurischen Baukünstlern gelungen, einen feiner profilirten, graziöser geschwungenen Bogen zu schlagen als diese wunderbare „Pforte der Vergebung", Puerta de Pardon, die in den Orangen-Patio führt. Die spätere Christenheit hat ihn mit allerlei Heiligen umgeben, die auf Consolen an der Mauerfläche stehen. Man sieht aber nur auf das wunderbar schlanke, unbeschreiblich schöne Portal. Auch der Orangenhof zeigt arabischen Charakter, kaum beeinträchtigt durch eine offene Todtenkapelle, in der zwischen brennenden Kerzen ein Leichnam aufgestellt, durch eine steinerne Kanzel, die an seiner Schmalseite errichtet ist. Die vollen Laubkronen blütenbedeckter Orangenbäume füllen den weiten Hof, ein Brunnen von Stein sprudelt frisches Wasser in Menge, kleine, von Backsteinen ausgemauerte Rinnen vertheilen dasselbe über den ganzen Raum. Nur einzelne Pforten und die spitzbogigen Streben und

Dienſte der gothiſchen Kirche erblicken wir durch wenige Oeffnungen der Laubmaſſen, die volle Anſicht des mächtigen Baues iſt uns hier entzogen. Dafür aber entzückt die Giralda den Blick. In ſeiner urſprünglichen Geſtalt gänzlich unverändert erhalten, ragt der Maurenthurm freiſtehend, losgelöſt von der Baumaſſe, über dem Patio empor. Von helleren und tiefer getönten Backſteinen in leichter Verjüngung erbaut, wird die Giralda durchbrochen von kleinen mauriſchen Bogenfenſtern, getheilt durch ſchlanke, ſpiralförmige Marmorſäulen. Kleine Balkons ſpringen vor, Niſchen mit Spitzbogen, von Steingeſpinnſten umrahmt, beleben die Mauerflächen des Thurmes, die ſelbſt wieder mit einem Reliefdeſſin überzogen ſind. Das ſtammt Alles aus dem Jahre 1000 her, in dem die Giralda erbaut worden, und ſieht heute noch ſo friſch, ſo hellfarbig, unberührt von den Angriffen der Zeit und des Wetters aus, als wäre es eben erſt vollendet. Auf den Araberthurm hat die ſpätere chriſtliche Periode der Renaiſſance einen zierlichen, durchbrochenen Helm geſetzt mit einigen Stockwerken und ſchlanker Spitze, verziert mit allerhand Schnörkeln aus Metall. In ihm hängen Glockenreihen frei über einander, die jetzt alle Gläubigen zum Gebete rufen. Die Kathedrale ſelbſt imponirt mehr durch Größe und Weiträumigkeit als durch edle, ſtilvolle Schönheit. Das Jahrhundert ihrer Erbauung war dem gothiſchen Stile nicht mehr günſtig. Es miſcht ſich auch in ihr Mauriſches mit Gothiſchem, Rundbogen, Renaiſſance und Barock. Das giebt dem Aeußeren großen maleriſchen Reiz, macht den Bau, wie die Sevillaner das gewollt haben, zu einem originellen, eigenartigen. Streben und Schwibbogen, feingegliederte gothiſche Portale miſchen ſich mit flammenden Candelabern von Stein auf den Dächern, mit Säulen und Pilaſtern antiker Ordnungen und kräftigen, faſt plumpen Rundbogen zu einer Architekturgruppe, in der das Gothiſche allerdings vorherrſcht, in welche aber alle Stilformen hineinſpielen.

Das fünfſchiffige Innere wirkt beim Eintritt überwältigend. Weil die Kathedrale von Höfen, Nebenkirchen, Conventen umgeben iſt, ermißt man außenſtehend ihre grandioſen Verhältniſſe

gar nicht. Erſt wenn man eins der fünf Langſchiffe hinunterblickt, wenn man das Auge durch die gewaltigen Spitzbogenwölbungen ſchweifen läßt, bekommt man eine Vorſtellung von der Großartigkeit dieſes Doms. Ihr gegenüber verſchwinden ſelbſt die Chorſchranken, die auch hier wieder das Mittelſchiff der Kathedrale einnehmen. Nur früh am Morgen und am ſpäten Nachmittage flutet das goldene Sonnenlicht durch die weitgeöffneten öſtlichen und weſtlichen Portale durch den ganzen Raum. Steht die Sonne höher, ſo hüllt derſelbe ſich in feierliches Halbdunkel und ſcheint dann noch in ſeinen Verhältniſſen zu wachſen. Pfeilerbündel tragen die Rippen des gothiſchen Gewölbes, welches durch ſeine gewaltigen Raumdimenſionen zuerſt derart imponirt, daß wir den tiefer am Boden haftenden reichen Schmuck des Doms faſt überſehen. Später, wenn das Auge mit den Verhältniſſen des Raumes vertraut geworden, nimmt dieſe Ausſtattung natürlich das meiſte Intereſſe in Anſpruch. Kapellen umgeben rings die fünfſchiffige Halle, Gebetſtätten, in denen Heiligen Altäre errichtet worden, in denen man Fürſten, Könige, Biſchöfe beſtattet hat, deren Wände mit Gemälden der Schule von Sevilla geſchmückt ſind. Dieſe Gemälde dienen nur ſelten zur künſtleriſchen Verzierung der Altäre, meiſt hat man ſie willkürlich nebeneinander an die Wände gehängt, wie in einem Zimmer oder in einer Galerie. Alle Pracht der Ornamentirung iſt auf die Kapelle des Hochaltars, die Capilla major, verwendet. Ein goldenes Tabernakel beherrſcht die Mitte, vergoldetes Gitterwerk von Schmiedeeiſen ſcheidet die Niſche auf drei Seiten von dem Kirchenraume ab, Gold und Farbenſchmuck ſtrahlt von dem Holzſchnitzwerk der Wände herab. In zwei gegenüberliegenden, mit Purpurſammt ausgeſchlagenen Niſchen ſtehen königliche Sarkophage, ganz mit ſchwerfaltigem Goldbrokat überdeckt. Scepter und Krone ruhen auf den Särgen. Ein Reiterſtandbild des heiligen Ferdinand, Grabmäler der ſchönen Maria Padilla, des Königs Alphons X., der Schrein mit den Ueberreſten Ferdinands des Heiligen von Bronze, Silber, Gold und Kryſtall, überreich mit Sculpturen und Ciſeluren geſchmückt, die Bildſäule des

Gothenkönigs Hermenegilde, der in Sevilla geherrſcht und den die Kirche ſpäter zum Heiligen gemacht hat, werden uns in anderen Kapellen gezeigt.

Vorzüglich aber, mehr noch als die kunſtreich geſchnitzten gothiſchen Chorſtühle, die meiſterhaft gearbeiteten, reichvergoldeten Eiſengitter ziehen die Werke der eigentlichen Kunſt uns an. Leider hängen die Gemälde von Cano, Vargas, Murillo und den anderen Meiſtern der Schule von Sevilla ſo ſehr im Halbdunkel, daß der Kirchendiener bei einigen ein Licht anzünden, auf einen langen Stock heften und mit dieſem kläglichen Hilfsmittel die einzelnen Partien des Kunſtwerks beleuchten muß. Daß da von einem ungetrübten Genuſſe nicht die Rede ſein kann, iſt natürlich. Dennoch aber finden wir Morgens oder gegen Abend glückliche Augenblicke, in denen es gelingt, die Meiſterwerke des großen Sevillaners zu betrachten. Hier und in einer ebenfalls ſchlecht beleuchteten Conventhalle ſehen wir das Beſte, was die ältere ſpaniſche Malerei überhaupt hervorgebracht hat. Man könnte faſt ſagen, das einzige. Das große mächtige Reich, in dem zu Karls und Philipps Zeit die Sonne nicht unterging, zeigt ſich unglaublich arm an künſtleriſchem Vermögen. Keiner ſeiner Gauen, in denen Könige ſelbſtſtändig geherrſcht haben, beſitzt während des ganzen Mittelalters eine eigene Kunſt. Das einzige Sevilla hat ſpät, im 17. Jahrhundert, eine ſelbſtſtändige Malerſchule geſchaffen, die bis zum Schluſſe deſſelben fortgelebt hat, ohne dann weitere Nachfolge zu hinterlaſſen. Kaum zehn Namen von Bedeutung gehören ihr an, ihr Haupt iſt der herrliche Murillo, der allein die Hochblüte der ſpaniſchen Kunſt repräſentirt. Ribera's Entwickelung gehört zum großen Theile der naturaliſtiſchen Schule Neapels an, Zurbaran, der Darſteller ascetiſcher Verzückungen und myſtiſcher Acte, Velasquez, der vielbewunderte Bildnißmaler am Hofe Philipps IV., ſtehen dem Meiſter von Sevilla zunächſt. Seine Verzückung des heiligen Antonio iſt ein wunderbares Kunſtwerk. Antonius liegt in ſeiner Zelle auf den Knien. Der Himmel über ihm iſt von mildglänzendem Lichte zauberiſch um-

floſſen. Wunderliebliche Engelgeſtalten baden ſich in dem ſtrahlenden Aether. Das Jeſuskind ſchwebt in dieſem Lichtmeere herab zu dem in verzücktem Gebete die Wundererſcheinung erflehenden Heiligen. Und trotzdem iſt Murillo uns am liebſten in der Darſtellung des rein Menſchlichen. Der edle, hoheitsvolle Biſchof, der mit warmem Mitgefühl dem nackten Bettler eine Gabe reicht, die Nebengeſtalten auf den Darſtellungen heiliger Vorgänge und dann ſeine ſchwebenden, zappelnden, palmentragenden, zu Reigen verſchlungenen Engel, die lieblichſten Kindergeſtalten, welche die Kunſt erſchaffen, ſtehen unſerem Herzen am nächſten. In der Zeichnung, in der Modellirung des nackten Menſchenleibes, in dem geſättigten, warmen, goldglänzenden Colorit zeigt Murillo ſich als ein Meiſter, der zwar von Niederländern und Italienern gelernt haben mag, aber in voller Selbſtſtändigkeit eine Richtung einſchlägt, welche die ſpaniſche Schule als eine eigenartige charakteriſirt. De Caſtro war der Schöpfer dieſer Schule von Sevilla, ihm folgten Vargas, Zurbaran, Velasquez und Murillo, in dem dieſelbe mit ihrer höchſten Blüte zugleich ihren Abſchluß fand. In Kirchen und Conventen waren die überaus zahlreichen Werke dieſer fruchtbaren Maler verſtreut und verſteckt. Man hat einen Theil der beſten von dort in die Conventräume der heiligen Mercedes gebracht und dort zu einem Muſeum vereinigt. Außerdem finden wir werthvolle Murillo's nur noch in der Kathedrale und in einer Kapelle der Caridad.

Ein ganzer Saal von S. Merced iſt mit den Werken Murillo's gefüllt. Beſtes hängt da zuſammen mit Mittelmäßigem. Denn nicht Alles, was der vielbeſchäftigte Künſtler geſchaffen, ſind Meiſterwerke. Verſchiedene Heilige, die das Chriſtuskind anbetend liebkoſen, ein Gegenſtand, den die ſpaniſche Kunſt mit beſonderer Vorliebe als Stoff genommen, ſind mit einer ſo glühenden Innigkeit und Inbrunſt auf der Leinwand verkörpert, daß dieſe Verzückung faſt den Ausdruck erregter Sinnlichkeit annimmt. Die zärtlichen Blicke, die verlangenden Geberden, das zur Leidenſchaft geſteigerte Gefühl, das glühende Verlangen

ſind niemals, von den Malern keines anderen Kunſtvolks lebensvoller dargeſtellt worden, als von Murillo und ſeinen Genoſſen. Dieſe Heiligen verzehren ſich in leidenſchaftlichem Begehren; man glaubt es, daß ſolches Gebet die Erſcheinung des Chriſtuskindes in leiblicher Geſtalt herbeiziehen kann, wie die frommen Spanier von ihren Heiligen erzählen. Weder Italiener noch Niederländer verfügen über eine ſolche Kraft des Gefühls in ihren Darſtellungen, über eine ſo zwingende Wahrheit des Ausdrucks, wo es ſich um äußerſte, leidenſchaftliche Anſpannung der Sinnlichkeit handelt. Das Erſtaunlichſte gelingt Meiſter Murillo in einem Chriſtus, der ſich vom Kreuze herniederbeugt, um den heiligen Franz zu küſſen. Es iſt nicht zu leugnen, daß allen dieſen Darſtellungen etwas Krankhaftes anhaftet, eine nervöſe Erregtheit, die wir Modernen nicht verſtehen. Hier aber lernen wir an dieſe krankhaften Vorſtellungen einer überreizten Phantaſie glauben, weil der Künſtler ſelbſt an die Erſcheinungen geglaubt, aus innerſtem gläubigen Herzen heraus gemalt hat. Unwillkürlich zieht er uns mit in den Kreis ſeiner Vorſtellungen, wir bleiben nicht bei kalter Bewunderung, wir empfinden mit ihm. So konnte nur ein Spanier malen, weil nur ſo ein Spanier zu glauben vermocht hat. Das gilt ebenfalls von den verſchiedenen Darſtellungen der unbefleckten Empfängniß, deren ſchönſte in dieſer Kloſterhalle hängt. Täglich um die hellſte Mittagsſtunde ſuchen wir den kühlen Raum auf, um uns den in Spanien überaus ſeltenen Genuß zu bereiten. Denn nur hier und in Madrid allein giebt es öffentliche Kunſtſammlungen. Maler copiren zahlreich für den großen Bildermarkt. Aber auch der talentvollſte vermag heute nicht mehr die Schwärmerei, die gläubige Verzückung, die gottſelige Wolluſt zu malen, die aus den Originalen ſprechen. Auch der Künſtler bleibt eben ein Kind ſeiner Zeit. Dieſe Sevillaner leben ziemlich ungenirt in dem Muſeum. Sie rauchen wie die Aufſeher ebenfalls ihre Cigarette, plaudern und ſcherzen mit einander und dabei gerathen ihre Heiligen mitunter etwas weltlich.

Weltlicher Sinn und Lebensluſt ſind heute und waren viel-

leicht ſchon zu Murillo's Zeit die beſtimmenden Züge in der Phyſiognomie dieſer Stadt. Ihre Feſte haben Weltruhm. Noch heute ſtrömt halb Spanien und eine Unzahl fremder Beſucher aus allen Ländern zuſammen zur Fiera von Sevilla. Das iſt eine Woche, ein ganzer Monat von Feſten, in den ich mitten hinein gekommen bin. Dies war nun gerade kein Vorzug, denn nur der Anfang, die erſten und dann die letzten drei Tage der Schlußwoche, zeigen die Stadt in ſtrahlendſtem Feſtglanze. So etwas vermag keine andere in Spanien zu bieten als das heitere Sevilla. Mit der Charwoche beginnt die Fiera, die dann noch einen ernſten Charakter trägt, maleriſchen Kirchenpomp entfaltet. Die Prozeſſionen, die ſich durch die Kathedrale, durch einzelne Straßen bewegen, die Pracht der geiſtlichen Gewänder, der allgemeine Blumenſchmuck ſollen Alles übertreffen, was ſelbſt Rom in dieſer Beziehung zu bieten vermag. Ich ſah davon nur noch die Baldachine, die Säulenbauten von Leinwand, Pappe und Bretterwerk, den Rieſenleuchter für die Oſterkerze in der Kathedrale, Requiſiten, die gerade von Arbeitern entfernt wurden. Mein Aufenthalt fiel in eine Art von Zwiſchenakt. Der letzte, weltliche Theil der Feier ſollte nächſte Woche, 14 Tage nach Oſtern, beginnen. Die Programme klebten bereits an allen Straßenecken. Sie kündigten Wettrennen, öffentliche Tänze und Schauſpiele, Concert auf den Hauptplätzen der Stadt, Feuerwerk und natürlich Stierkämpfe an. Tribünen, Orcheſter, Schranken wurden unter den blühenden Orangenbäumen der öffentlichen Promenaden errichtet, bis in die äußerſten Stadtviertel hielt das Volk, das ja überhaupt nicht viel thut, Feiertag die ganze lange Zeit hindurch. Stierkämpfe gab es jetzt ſchon fortwährend, ſo daß ich wenigſtens die beliebteſten der Volksbeluſtigungen in der Provinz an dem Orte ſehen konnte, wo die Stierhetze eigentlich heimiſch iſt.

Am Sonntage war der Stierplatz geöffnet. Er liegt am Ende der reizenden Promenade, die ſich die Ufer des Guadalquivir entlang zieht, ein runder Bau, ziemlich ſchmucklos. Etwa um 2 Uhr Nachmittags beginnt das Schauſpiel. Es nahm

einen nahezu gleichen Verlauf wie der Stierkampf in Granada. Das Opfer erſchien mit Schleifen und Roſetten geſchmückt, die von vornehmen Damen geſpendet waren. Die Kämpfer entreißen der Beſtie dieſe Trophäen und tragen ſie mit Stolz, wie die Ritter einſt die Farben ihrer Damen beim Turnier. Das Schauſpiel ging glänzend von ſtatten, mit ähnlicher Virtuoſität ausgeführt, als das früher geſehene, weniger laut von dem Enthuſiasmus des Volkes begleitet als jenes, weil hier ſichtlich mehr Fremde unter den Zuſchauern ſich befanden. Am aufgeregteſten erſcheinen die Damen der guten Geſellſchaft bei dem blutigen Spiele. Ihre Augen glänzen, weit vorgebeugt, in leidenſchaftlicher Luſt folgen ſie jeder Wendung des Kampfes und feiern den ſiegenden Matador wie einen Helden. An eine Abſchaffung des Stierkampfes wird derjenige niemals glauben, der dieſes Publikum geſehen, Zeuge von der fieberhaften Aufregung geweſen iſt. Ein Volk aber, das ſo blutige Luſt für ſeinen edelſten und beſten Zeitvertreib hält, rangirt kaum mit in der Ordnung der modernen Culturvölker. Niemals habe ich eine ſo niedrige Meinung von den Spaniern gehabt, als an dem Nachmittage auf dem Stierplatz von Sevilla. Den Verlauf aller ſechs Kämpfe habe ich natürlich auch hier nicht abgewartet.

Cordoba.

(1880.)

Cordoba.

Zur einen Seite die Kette der Sierra Morena, zur andern den breiten Guadalquivir führt die Eisenbahn im Thale des Stromes aufwärts von Sevilla nach Cordoba. Die Landschaft ist ungemein freundlich. Die Bergabhänge bedecken immergrüne Eichen, die Thalflur kleidet der warme Frühling in lebhafte Farben. Doch täuscht dieser Schmuck uns nicht über den Abstand dieser Cultur von derjenigen, die wir in Granada, Malaga, Valencia bewundert haben. Erst mag das Land von Cordoba zu den lachendsten, wohlgeflegtesten des arabischen Spanien gehört haben. Dem Christenthum ist es gelungen, es fast in eine Wüste umzuwandeln. Nirgends energischer und erbitterter als hier hat man die Mauren von der Scholle verjagt, die von ihnen sorgsam beackert und gepflegt worden viele Jahrhunderte lang. Die Kirche und einzelne große Grundherren haben den herrenlosen Besitz unter sich getheilt. Das entvölkerte Land kann nur nothdürftig bestellt und unter Cultur gehalten werden. Die technischen Ueberlieferungen aus arabischer Zeit sind nach und nach verloren gegangen, die edlen Wollschafe, die arabischen Rosse, die Orangen, die Feigenbäume, deren Erträge das Land einst bereichert haben, gehen mehr und mehr aus, so daß man statt ausführen zu können, jetzt selbst auf die Nachbarprovinzen angewiesen ist. Die verarmten Bewohner wollen nicht mehr in mühsamer, allmählich lohnender Arbeit ihr Glück machen, sondern schnell reich werden. Sie strömen zu den Minen, suchen Metall und verarmen da immer mehr. Trotzdem schaffen Fruchtboden und Klima die verlassenen Gefilde zu einem Garten um. Die

grüne, ſchneegekrönte Kette der Sierra, der herrliche Strom, die freundliche Ebene, die unſer Auge heute erfreuen, haben ſchon zu früheſter Zeit die einwandernden Völker an dieſe Stätte gefeſſelt. Cordoba iſt meiſt die Hauptſtadt des Landes im Weſten der Sierra Morena, des alten ungetheilten Andaluſien geweſen. Die Römer haben von hier aus die Colonie verwaltet und beherrſcht, die Weſtgothen in Cordoba reſidirt und als Abderrhaman ſich von der Oberherrſchaft des Kalifen im Orient losſagte, hier in Spanien ein eigenes, ſelbſtſtändiges Reich bildete, da machte er Cordoba, die alte, mächtige Culturſtätte, zu ſeiner Hauptſtadt und Reſidenz. So ward Cordoba die angeſehenſte und größte Stadt der Halbinſel. Dreimalhunderttauſend Häuſer, ein impoſanter Alcazar, in dem die Könige wohnten, ſiebenhundert Moſcheen, achtzigtauſend Privatpaläſte, neunhundert öffentliche Bäder machten Cordoba zu der glänzendſten aller ſpaniſch-arabiſchen Städte, die von zwölftauſend Vorſtadtdörfern umgeben war. Gegen Cordoba konnten weder Sevilla noch Granada aufkommen, die erſt ſpäter als einzelne Vaſallen von dem Souverain abgefallen waren und eigene Königreiche gegründet hatten, zu Hauptſtädten dieſer gemacht wurden. In unſerer durch ſolche Thatſachen beſtimmten Vorſtellung nahm deshalb die alte, mächtige Kalifenſtadt Abderrhamans den allererſten Rang ein unter ihren ſpaniſchen Schweſtern.

Was aber finden wir, wenn wir aus der anmuthigen Flur in die breit am anſteigenden Ufer des Guadalquivir gelagerte Stadt treten? Armuth und Stille, leere Gaſſen, verfallene Häuſer, einen verkommenen und verſunkenen Ort von traurigſter Geſtalt. Leere Häuſer, geſchloſſene Werkſtätten, fenſterloſe Wohnungen, der Alcazar ein Trümmerhaufen in herrlichem Garten gelegen, die Paläſte, die Bäder, die Moſcheen verſchwunden, der elend gepflaſterte Markt nur von wenigen Menſchen beſchickt, die Zwiebeln, Kartoffeln, Eier feilhalten: ſolche Armſeligkeit zeigt uns das heutige Cordoba.

Und dennoch iſt die Stadt intereſſant. Einzelne Spuren haben alle Zeitalter hier zurückgelaſſen. Römiſches Steingebälk,

Architrave, Friese, Säulenstumpfe sehen wir vielfach in die elenden Wohnungen der späten Nachkommen vermauert; wo man gräbt, die Erde durchwühlt, um zu bauen, da giebt sie Marmorkapitäle, Säulenstummel, Trümmer von edlem Stein aus antiker Zeit heraus. Auch die Renaissance muß hier bessere Zeiten gesehen haben. Einzelne Portale, Façaden verfallender Paläste oder Stifter entfalten alle Pracht der Ornamentirung von Steinsculptur, an der jene Zeit in Spanien so ungemein reich war. Einige der großen Grundherren der Landschaft haben hier ihre modernen Paläste erbaut. Man muß sie suchen, denn nicht in den engen Gassen, die sich hinabziehen zum Ufer des Stromes, liegen diese Gebäude mit Säulenhallen, weiten Gärten, herrlichen Patios, mit Statuen, Springbrunnen, zierlichen vergoldeten Eisengittern, sondern am hohen Rande der alten Stadt, wo die Luft frischer, die Aussicht freier ist. Das tritt gegen einander in scharfen Contrast, Reich und Arm, Vorzeit und Gegenwart, tiefe Verkümmerung, stolze, wohlgepflegte Pracht, Römerzeit, Araberthum, Renaissance und Modernes, geistlicher und weltlicher Pomp. Es wird uns fast zu Muthe wie in den entlegenen Bezirken des alten Rom, wenn wir diese Gassen durchschlendern, zum Strome hinabdringen. Den überziehen die kräftigen Bogen einer antiken Brücke aus der Römerzeit, deren Oberbau aus arabischer Zeit stammt. Ein mittelalterlicher Befestigungsthurm, halb Thor, halb Castell, erhebt seine plumpen Steinmassen am gegenüberliegenden Brückenkopfe, die Futtermauern am hohen Stromufer zeigen antike, maurische, moderne Arbeit. So liegen auch hier wieder alle Zeitalter neben und über einander, keines mit seinen Werken und Resten einem neuen, modernen Leben dienend, Alles verkommen, zerfallen, eingeschlummert. Nur die Natur, die ewig lebendige, trägt auch hier ihr strahlendes Frühlingskleid. Die Promenaden, die einzelnen Paseos mit Orangenbäumen bepflanzt, am höchsten Anstiege der Stadt zum Bahnhof hin ihre Blumenfluren, Wasserbecken, Baumschulen und Gebüschpartien ausbreitend, sehen trotz arger Verwilderung schmuck und freundlich aus. Am Abend

verſammelt ſich hier die ärmliche Bevölkerung, ſchlendert umher, ſitzt auf den Bänken und ſieht einigen Gauklern zu, die auf dem freien Platze ihre Künſte zeigen. Der Blick auf die bewaldete Sierra Morena, deren höchſte Kämme noch mit Schnee bedeckt ſind, und auf das weite, anmuthige Thal iſt entzückend. Da vergißt man alles Elend der Gegenwart.

Cordoba iſt gernbeſuchte Touriſtenſtation. Wer Andaluſien bereiſt oder von dort zurückkehrt, macht hier jedenfalls Halt. Dieſem Umſtande verdankt die verkehrsloſe Stadt einige gute Gaſthöfe. Der meinige war ein echt ſpaniſcher, originell nach Landesart eingerichtet. Von der Straße aus erkennt man kaum die Beſtimmung der Fonda. Alles ſchließt und gruppirt ſich um zwei Binnenhöfe, vor die ein geräumiges Veſtibül gelegt iſt. Alle Zimmer gehen auf dieſe Patios hinaus. Der vordere iſt mit Glas gedeckt und dient als Salon. Der hintere, weit ſchönere, bildet einen reizenden Garten mit Orangen, Pelargonien, Maßlieben, Roſen, Myrte und Jasmin. Ein Brunnen in der Mitte enthält kühles Quellwaſſer. Der lange Speiſeſaal öffnet ſich im Erdgeſchoß auf dieſen Gartenhof. Die Fremdenzimmer, zu denen ringsum Galerien führen, blicken ebenfalls auf das Blumenparterre hinab. Man lebt hier frugaler als an der Küſte und in dem üppig fruchtbaren Granada. Doch iſt der Aufenthalt freundlich und angenehm, die Bedienung ordentlich, gefällig, aufmerkſam. Aus dieſem Aſyl unternimmt man dann verſchiedene Streifzüge in die Stadt.

Das eine große Ziel aller iſt die Moſchee. Cordoba beſitzt noch eine arabiſche Moſchee. Das Königsſchloß der Alhambra, der ausgedehnte Maurenpalaſt des ſevillaniſchen Alcazar und die Moſchee von Cordoba ſind die großen, glänzenden Baudenkmale, welche die Araber dem Lande hinterlaſſen, dem ſie acht Jahrhunderte als Herrſcher geboten, in dem ſie als intelligente fleißige Bürger und Landleute gearbeitet, das ſie in materieller, wirthſchaftlicher Beziehung cultivirt haben.

Auf einer natürlichen, unmittelbar aus dem Strome aufſteigenden Bodenterraſſe haben die Herrſcher dieſes Landes ſeit

älteſter Zeit ihre Paläſte und Tempel errichtet. Die Römer verehrten den Janus in einem auf derſelben Stätte erbauten Säulentempel, den das frühe Mittelalter, die einbrechenden Gothen zerſtört haben. Aber der Ort ſchien auch ihnen ein heiliger, eine dem St. Georg geweihte Kirche entſtand an der Stelle. Die weſtgothiſchen Arianer wurden, als der Frankenkönig Chlodwig gegen ſie zu Felde zog, um ihnen den katholiſchen Glauben aufzuzwingen, von der Geiſtlichkeit energiſch unterſtützt. Gothenkönige und arianiſche Prieſter waren natürliche Verbündete. Als indeſſen am Ende des 6. Jahrhunderts der lateiniſche Glauben dennoch durchdrang und ſich das Land eroberte, bemächtigten ſeine Prieſter ſich ſofort wieder des höchſten Einfluſſes. Nun wurde der Arianismus bekämpft, mit dem Schwerte vertilgt. Um die Mitte des 7. Jahrhunderts war das Werk der Latiniſirung des Glaubens, der Abhängigkeit von Rom vollendet. Damals gehörte die St. Georgskirche am Guadalquivir dem Ritterorden, der ſich die Bekämpfung des Arianismus als Gelübde auferlegt hatte. Aber nicht lange währte die Herrſchaft des Chriſtenthums in dem von Cordoba aus regierten Lande. Schon 711 landeten die Araber in Spanien, um ſchnell die ganze Halbinſel ſich zu unterjochen. Nun kam die glänzendſte Zeit für Cordoba. Abderrhaman reſidirte in dem Alcazar, deſſen Trümmer wir, inmitten verwilderter Gärten gelegen, deren Gebiet von einer Zinnenmauer umſchloſſen iſt, heute noch, von Grün umwuchert, betrachten. Die alte Römerbrücke wurde wieder hergeſtellt, das Flußufer durch Gemäuer umwehrt. Nun wollte der Herrſcher neben den 700 anderen mohamedaniſchen Gotteshäuſern, die ſchnell entſtanden, dem Propheten eine Moſchee erbauen, einen Tempel, der ſich dem von Mekka an die Seite ſtellen könne. Alles iſt verſchwunden von dem Boden der alten Königsſtadt Cordoba, nur dieſe Moſchee hat ſich länger als ein Jahrtauſend erhalten in nahezu gänzlicher Vollſtändigkeit. Das Chriſtenthum hat ſpäter nach der Wiedereroberung durch die katholiſchen Könige zwar Manches zerſtört, Vieles verklebt und übertüncht, ſeinen eigenen Gott auf die Stelle des Propheten

in den muſelamniſchen Tempel eingeſetzt. Das mag bedauert werden; dieſem Umſtande verdanken wir es aber vielleicht allein, daß das wunderbare Bauwerk überhaupt erhalten geblieben iſt.

Der Eindruck muß zauberhaft geweſen ſein. Leicht vermag heute noch die Phantaſie die Auswüchſe und Einbauten der chriſtlichen Zeit hinwegzudenken, ſich den Tempel in ſeiner urſprünglichen Reinheit, mit allen charakteriſtiſchen Reizen orientaliſcher Schönheit wieder herzuſtellen. Ein einzelnſtehender Thurm, der Alminar, öffnete durch einen graziöſen Hufeiſenbogen im Erdgeſchoß die Hauptpforte zum Vorhofe der Moſchee. Noch heute bewundern wir die mauriſchen Niſchen, Blenden, Bogenſtellungen, die das Gemäuer beleben und ſchmücken, das nun mit gemalten Heiligen, Scenen aus deren Geſchichte bedeckt iſt. Durch dieſes Portal tritt man in den von einer Mauer umſchloſſenen Patio. Er iſt weit größer als derjenige der Kathedrale in Sevilla. Ein Hain von Orangen und Palmen füllt ihn, vier Brunnen aus Marmor ſprudeln kühles Bergwaſſer in Fülle, das auch hier ſich über den ganzen Hof vertheilt.

Dieſer Hof begrenzt die eine Langſeite der Moſchee gänzlich. Wir treten in die Halle. Da glauben wir, daß das Innere eines Waldes ſich plötzlich öffne, eines Waldes von Stein. Sechsunddreißig Säulenreihen in der einen, ſechszehn in der anderen Richtung füllen das weite Geviert. Ringsum ſtehen die Schafte von Marmor, Granit, Porphyr, Jaspis, überall öffnen ſich Durchblicke, ſchließen ſich, wenn beim Weitergehen die Stämme ſich in einander ſchieben. Alle dieſe Säulengänge liefen ehemals hinaus in den Patio. Mauriſche Bogenportale durchbrachen an jener Seite die Wand. So ſetzte der ſteinerne Wald ſich fort in dem lebendigen da draußen, das Laub, die goldige Frucht der Orangenbäume, die ſchlanken Palmen mit den graziös geſchwungenen Blattwedeln, die rauſchenden Waſſerſäulen der Brunnen grüßten herein. Sichtlich hat der mohamedaniſche Herrſcher hier römiſches Baumaterial maſſenhaft vorgefunden und benutzt. Die einzelnen Säulen von den allerverſchiedenſten Farben, abweichend in den Formen, von allen Steinarten ſtammen wohl

meiſt aus antiker Zeit. Die Kapitäle mögen vielfach ebenfalls von Römerbauten verwendet worden ſein, meiſtentheils ſind ſie von ſtumpfen Blättern gebildet, wie das Mittelalter ſie einfach gemeißelt hat, die arabiſche Zeit ebenfalls. In Cordoba ſtoßen wir eben überall auf die Spuren der verſchiedenſten Zeitalter. Gleich luftigen Bändern ſchwingen von den Säulen ſich leichte, freiſchwebende Bogen auf, immer zwei über einander. Erſt auf die oberen ſtützt ſich das Deckgewölbe und zwar ſo, daß der Raum zwiſchen je vier Säulen beſonders eingewölbt iſt. Dieſe Bogenbänder ſind in Streifen von Weiß und Roth aus Backſteinen gemauert, die Deckenwölbungen leider kunſtlos, ſämmtlich weiß getüncht. Vormals haben ſtatt dieſer ſchmuckloſen Halbkugeln farbige und vergoldete Hölzer die Decke der Moſchee gebildet, die man aber entfernt und verkauft hat, um Violinen oder andere Saiteninſtrumente daraus zu machen, denn dieſe koſtbaren Hölzer zählten ein volles Jahrtauſend.

So überwältigend der erſte Blick in das Innere dieſer wunderbaren Moſchee iſt, ſo ſehr die Sinne anfangs befangen werden von dieſen weiten Perſpectiven, dieſen unzähligen Säulen, von der Weiträumigkeit der Halle, die dadurch noch größer erſcheint, daß der Säulenwald die abſchließenden Mauerflächen verdeckt, ſo ermüdet die ewige Gleichmäßigkeit und Einförmigkeit doch bald. Von der ſpielſeligen Phantaſie, dem Schwelgen in buntem Wechſel immer neuer Formen und Geſtaltungen, die wir faſt überall an arabiſchen Bauwerken bewundern, iſt hier keine Spur zu entdecken. Bis ins Endloſe ſehen wir Säulen, Bogenbänder, Einwölbungen ſich gleichmäßig wiederholen. Nur zwei architektoniſche Kleinodien umſchließt dieſer Raum, in deren Anlage und Ausſchmückung die Araber ihre ſtaunenswertheſten Schöpfungen ſelbſt übertroffen haben: der Mirhab und die Makſurah. Genau in der Achſe des Alminar, durch deſſen Hufeiſenpforte wir den Patio betreten, und des Hauptportals, das ins Innere der Moſchee führt, liegt eine Kapelle, das Allerheiligſte der Islambekenner. In dieſem Gemach, das immer in der Richtung nach Mekka hin liegen muß, damit die andächtigen Gläubigen

dorthin ihre Blicke wenden, ward der Koran aufbewahrt. Pilger und Andächtige, denen verſtattet wird, dieſe heilige Stätte zu betreten, werfen ſich auf die Knie und rutſchen auf den Marmorplatten rings um das Pult, auf dem das große Geſetzbuch der Mohamedaner liegt, von einer an goldener Kette hängenden Ampel beleuchtet. Ein mauriſcher Bogen, geſtützt auf Säulchen von Jaspis, umzogen von Moſaiken auf Goldgrund, Stuckornamenten, phantaſtiſchem Arabeskengerank, gewährt Eintritt in das Halbdunkel des Mirhab. Die Niſche bildet ein Achteck, deſſen Wände völlig überſponnen ſind mit goldiger und farbenglänzender maleriſcher Bildnerei. Acht ſchlanke Säulenſchafte tragen die Decke, die aus einem Marmorblock in Muſchelform gemeißelt, gebildet wird, mit Gravirungen, Einlagen von Gold und koſtbaren Steinen völlig überzogen. Der Raum iſt ſo dunkel, daß der Schließer ein angezündetes Licht auf einen Rohrſtab befeſtigen und an den Wänden umherführen muß. Die Araber haben das Innere ihrer Moſcheen ſtets mit Tauſenden von Ampeln, Lämpchen, Kerzen erhellt. Auch der Mirhab erſtrahlte damals im Glanze unzähliger Flämmchen, in deren Schein Gold und Edelſteine prächtig funkelten. Der Pförtner hält ſein Lichtchen tief auf dem Marmorboden. Da ſehen wir ringsum deutliche Spuren von den knierutſchenden Andächtigen dem weißen Steine eingedrückt, die während voller fünf Jahrhunderte hierher gepilgert ſind, wie die Muſelmanen des Orients nach Mekka. Cordoba war das Mekka der ſpaniſchen Mohamedaner.

Faſt mitten im Raume der Moſchee liegt die Makſurah. Sie ſteigt ein halbes Stockwerk über den Boden hinaus, eine überwölbte Tribüne, vor der die Gebete hergeſagt wurden. Der Stuhl von Cedernholz mit den koſtbaren Verzierungen iſt zwar verſchwunden, Wölbungen und Wände aber überzieht noch der prachtvolle, goldſtrahlende Schmuck, den die mauriſchen Architekten ſo meiſterhaft zu erſinnen und auszuführen verſtanden. So fand der heilige Ferdinand die Moſchee von Cordoba, als er 1236 die Hauptſtadt des arabiſchen Spanien eroberte. Der Bau muß ihm durch ſeine Großartigkeit und die Pracht der einzelnen Theile

doch zu ſehr imponirt haben. Der fromme Eroberer hat ihn nicht zerſtört, ſondern unter den Schutz der himmelfahrenden Jungfrau und des heiligen Rafael geſtellt, dem Chriſtenthum hier eine Stätte bereitet. Die frei in den Garten ausmündenden Hallen wurden vermauert und in jeder der dadurch entſtandenen Blenden ein Altar errichtet, manche ſogar abgeſchloſſen als eigene Kapellen. Das Allerheiligſte des Mirhab, die entzückend reiche Bogenwölbung der Makſurah wurden gleichfalls Kapellen mit chriſtlichen Altären. Das weite Viereck der Umfaſſungsmauer muß dem Bedürfniß der neuen Gläubigen noch nicht Raum genug zur Anlage von Kapellen und Altären geboten haben, denn an manche Säulen mitten in der Moſchee lehnen ſich ebenfalls noch Altäre. So blieb das Ganze in ſeiner Geſammtheit wenigſtens erhalten und nicht gar zu arg verſtümmelt bis ins 16. Jahrhundert. Die allmächtige Geiſtlichkeit ruhte indeſſen nicht. Sie fand in der Moſchee keine geeignete Stelle für den Hochaltar, für den Chor, für ihr Allerheiligſtes. Man beſtürmte Karl V. um die Einwilligung, hier in der Moſchee eine chriſtliche Kirche zu errichten. Vergeblich proteſtirte Cordoba gegen eine Barbarei, die das koſtbarſte Baudenkmal der Stadt zerſtören mußte. Der Kaiſer war weit entfernt, im Felde beſchäftigt. Er ertheilte die Erlaubniß. Nun ward eilig eine weite Lichtung in den Wald von Marmorſäulen geſchlagen, die ganze Mitte der Moſchee kahl gelegt. In dieſe Lichtung hinein baute man eine Kathedrale, eine einſchiffige Kirche mit zwei Kreuzarmen, die ihr hohes Spitzbogendach weit hinaushob über die niedrigen Halbkuppeln der Moſchee. Goldglänzend mit prachtvollem Hochaltar, ein Chor voll kunſtvoll geſchnitzter Stühle, mit Orgel, vergoldeten Gittern, mit Biſchofſtuhl, Heiligenſtatuen, Gemälden, allem Pomp der katholiſchen Kirche, liegt dieſe Kathedrale nun mitten in der alten Moſchee, mit ihren Wänden die Perſpective des Säulenwaldes unterbrechend. Karl ſoll ſelbſt entrüſtet über dieſen Einbruch, als er wenige Jahre ſpäter nach Andaluſien gekommen, ausgerufen haben, daß man etwas zerſtört, was nicht ſeinesgleichen habe auf der ganzen Welt, um etwas hinzuſetzen, was man überall

ebenſo ſchön finden könne. Aber auch dieſe Kathedrale iſt niemals vollendet worden. Sie ſteht da ohne Abſchluß, ohne harmoniſche Geſammtwirkung, eine Kirche mitten in einer anderen. Corboda beſitzt ſonſt wenig an architektoniſchen Schätzen außer ſeiner Moſchee. Das chriſtliche Mittelalter, die Zeit nach Ferdinand dem Heiligen, hat niemals verſucht, dieſem mohamedaniſchen Tempel etwas an die Seite zu ſtellen und was ſpäter die Renaiſſance geſchaffen, zeichnet ſich weder durch Schönheit noch durch Originalität aus. Zu der Moſchee aber pilgern wir immer wieder hin, ſetzen uns in den Orangen-Patio, treten in das Dämmerlicht der weiten, auf ſchlanken Säulen ruhenden Halle, ſtaunen die Märchenpracht des Mirhab, die faltigen, phantaſtiſchen Wölbungen der Makſurah an, dieſe beiden Edelſteine arabiſcher Baukunſt, denen der Säulenwald der Moſchee nur als Faſſung zu dienen ſcheint. Es gilt hier zugleich, Abſchied zu nehmen von dem arabiſchen Spanien. Die Sierra Morena bildet ungefähr die Grenze des alten andaluſiſchen Landes, in dem das Maurenthum ſeine herrlichſten Denkmale auf europäiſchem Boden hinterlaſſen hat. Jenſeits der Sierra, deren Häupter im Nordoſten emporragen, beginnt Caſtilien, ein ganz anderes Land. Andaluſien bildet, das wird uns heute ſchon klar, das eigentliche Ziel einer ſpaniſchen Reiſe. Seine Landſchaften ſind die romantiſchſten, üppigſten, wechſelvollſten. Die Alhambra von Granada, der Alcazar von Sevilla, die Moſchee in Cordoba, dieſe drei Erbſtücke aus arabiſcher Zeit, ſind die werthvollſten Baudenkmale, die das Land beſitzt, ſind einzig in ganz Europa. Dieſes andaluſiſche Land lohnt allein eine Reiſe nach Spanien. Es übertrifft jede Vorſtellung, die man ſich vorher mit Hilfe von Bildern und Beſchreibungen machen kann. Es geſehen, durchwandert, genoſſen zu haben, iſt ein Schatz für das ganze Leben. Langſam ſchleppt am nächſten Tage die Maſchine des Bahnzuges uns hinauf zu der kälteren Hochebene, auf der die neue Hauptſtadt des modernen Spanien liegt. Cordoba bildet die Schlußſtation der Wanderung durch Andaluſien.

Madrid.

(1880.)

Madrid.

Die Sierra Morena bildet einen Grenzwall zwiſchen zwei gänzlich verſchiedenen Gebieten. Sie ſcheidet das romantiſche, ſüdliche, von Gebirgen durchzogene Andaluſien von der kahlen, kalten, eintönigen Hochebene Neucaſtiliens, das lebhafte, gewandte, ſchöne Volk der Andaluſier von den ſteifen, ernſten, garſtig ausſehenden Caſtilianern. Man meint in eine ganz andere Welt zu kommen, wenn der Zug, nachdem er ſtundenlang an den Einſchnitten der Felſenthäler, an Gebirgswänden hinangeklommen iſt, nun auf der kahlen Ebene anlangt, die nur durch den Horizont begrenzt wird. Ganz Spanien beſitzt keine dürftiger ausgeſtattete, ödere Landſchaft, als diejenige, in deren Mitte ſeine Hauptſtadt liegt. Nicht, daß ſie unfruchtbar wäre. Einförmige Getreideäcker bedecken überall den Steinboden, genährt von der Erdkrume, die auf ihm haftet. Aber keine künſtliche Bewäſſerung lenkt unſere Aufmerkſamkeit auf ſich, keine Unterbrechung durch gartenartige Anpflanzungen belebt die endloſe Culturwüſte. Der Oelbaum allein dringt auf dieſe Hochbreite vor, faſt das einzige Laubgrün, das ſie beſitzt. Selten nur ſehen wir ein Oertchen als Motiv für die gelegentlichen Haltepunkte im Felde liegen. Entweder verbergen ſich die Anſiedelungen weitab von der Bahnlinie oder die Stationen dienen nur als nothwendige Ruhepunkte. Faſt glauben wir das Letztere, denn ſelten ſteigen Reiſende auf der endlos langen Tagesfahrt in den Zug, ſelten verlaſſen ihn welche. Entweder geht man nach Madrid oder wechſelt den Wagen an denjenigen Punkten, wo Linien ſich abzweigen nach Liſſabon, nach Alicante, Murcia, Valencia. Der

Contraſt zwiſchen den wechſelvollen Genüſſen einer Reiſe durch Andaluſien und dieſer langweiligen Fahrt macht ſich unangenehm fühlbar.

Zwiſchen der Sierra Guadarama im Nordoſten und der Sierra Morena im Südweſten breitet das Land ſich aus, welches man Neucaſtilien genannt hat, in deſſen weſtlicher Ecke das alte Toledo liegt, eine der berühmteſten Hauptſtädte des bunt zuſammengeſetzten ſpaniſchen Landes, die Reſidenz der mächtigen Könige weſtgothiſchen Stammes. Die eindringenden Araber haben die Macht und den Glanz von Toledo vernichtet, das weite Gebiet unterjocht und in Provinzen getheilt. Noch heute ſehen wir hier und dort die Trümmer eines Alcazar aus dem Acker hervorragen, einſam, verlaſſen, wie die zerfallenen Burgen der chriſtlichen Zeit. Hier wie im ganzen übrigen Lande haben ſpäter die Vaſallen des in Cordoba reſidirenden Maurenkönigs ſich von dieſem losgeſagt, ein eigenes Königreich gegründet, das ſie von dem alten Herrſcherſitze Toledo aus regierten. Mit den Abgefallenen von Valencia und von Albarracin haben dieſe ſich verbündet, um ſich gegen die andaluſiſche Centralmacht behaupten zu können. Das geſchah im 11. Jahrhundert und damit begann der allmähliche Verfall des ſpaniſchen Araberreiches. Nur kurze Zeit ſah Toledo den früheren Glanz in ſeine Mauern wiederkehren. Aus dem alten Caſtilien drangen wiederholt Chriſtenheere über die Päſſe der Sierra Guadarama in dieſe ausgedehnte Hochebene, welche von Toledo beherrſcht ward. Schon 1085 eroberte Ferdinand I. die Hauptſtadt, Alphons VII. und Alphons VIII. vollendeten ſpäter das Werk. Unter Letzterem ward ein Kreuzzug wider die Ungläubigen in Spanien organiſirt. Alle chriſtlichen Könige Altſpaniens vereinten ſich zu demſelben, Ritter aus öſtlichen Ländern ſammelten ſich unter dem Kreuze um Toledo, gemeinſam drang das Heer durch die Mancha vor, die jetzt unſere Eiſenbahn durchſchneidet; über Päſſe, die den Arabern unbekannt geweſen zu ſein ſcheinen, gelangte man in das enge, von hohen Gebirgen umſchloſſene Thal von Las Navas de Toloſa und ſchlug die Araber gänzlich. Las Navas berührt

unſer Zug. Es liegt ungefähr auf der Scheide zwiſchen Süd und Nord, zwiſchen dem warmen Andaluſien und der rauhen Hochfläche, deren Mitte Madrid einnimmt. Die Bahn folgt dem freundlichen Thale, das der Rio Garizas durchfließt, in der Ferne beherrſchen die Wände der Sierra Segura den Horizont, in welcher der Guadalquivir entſpringt, dem wir die letzten Grüße an das andaluſiſche Land mitgeben können. Hier wurden die Sarazenen die Abhänge der Sierra Morena hinabgejagt; ſeit 1212 gehört die mittelſpaniſche Hochebene wieder den Chriſten.

Die Caſtilianer hatten das große Werk unternommen und zu Ende geführt. Ihnen gehörte nun das eroberte Land. Sie nannten es Neucaſtilien und ſo heißt es noch heute. Was man ſchnell zu erwerben verſtanden, das vermochte man aber auch hier nur ſchwer und ungenügend zu beſiedeln. Ein Volk wollte ſich nicht finden, das dem Kreuzheere folgte, um ſich in den von den Mauren verlaſſenen Landſchaften niederzulaſſen. Und es hat ſich bis heute nicht gefunden. Neucaſtilien gehört zu den am wenigſten bevölkerten Landſtrichen Spaniens. Einige Schlöſſer caſtilianiſcher Granden, einige Reſidenzen der von einem Orte zum anderen ziehenden Könige, heute in Ruinen liegend, wenige Flecken und kleine Städtchen heben ſich aus den unabſehbaren Gefilden hervor. Eine Hauptſtadt beſaß das von Ferdinand und Iſabella erſt ſpät geeinigte Land nicht, es beſaß nicht einmal einen Namen. Lange noch, nachdem die Heirath dieſer beiden Könige Aragonien mit Caſtilien verbunden hatte, nannte man das Reich „Caſtilien“; ſeine Herrſcher, ſo Philipp II., ſo Iſabella II., ſo der jetzige König Alphons zählen heute noch die Ahnen in der caſtilianiſchen Regentenreihe, die ihre Namen getragen, mit; aus dem alten Caſtilien iſt allmählich das heutige Spanien geworden. Seine Könige beſaßen keine feſte Hauptſtadt. Sie zogen allenthalben im Lande umher, reſidirten bald in Toledo, bald in Sevilla, Granada oder den anderen Hauptſtädten der ehemaligen Königreiche. Keine wollte der anderen den Vorrang als Landeshauptſtadt zuerkennen. Am liebſten verweilte der Hof

im alten Stammlande Caſtilien, in dem verkümmernden Burgos vielleicht weniger als weiter weſtwärts bei Medina del Campo. Da liegt auf einer vereinzelten Hügelkuppe die alte feſte Burg La Mota nahe bei der maleriſchen caſtilianiſchen Stadt. Dieſe iſt der Lieblingsaufenthalt der katholiſchen Iſabella geweſen, der Schöpferin des heutigen Spanien, die hier auch 1504 geſtorben. Hier und in dem nahen Arevalo haben Iſabella, ihre Tochter, die wahnſinnige Johanna, hat ſpäter Karl V., Philipp II. und ſelbſt noch deſſen Nachfolger gewohnt. Der mächtige Karl hat niemals daran gedacht, ſeinem Lande eine Hauptſtadt zu geben.

Seinem Sohne Philipp II. war dies vorbehalten, dem energiſchen, willensſtarken, thatkräftigen Manne, den man nur als Spanier beurtheilen darf, um ihm gerecht zu werden. Für Spanien hat Philipp weit mehr gethan als ſein größerer Vater. Von ſeinem Volke iſt Philipp II. hoch verehrt worden und mit Recht, denn der düſtere, bigotte, grauſame König hat immer im Sinne ſeines Volkes gehandelt, hat Spanien nach ſeiner Weiſe wärmer geliebt, eifriger für deſſen Wohl geſorgt, als Karl, der in dem Gedanken, eine Weltmonarchie zu ſchaffen, aufging und ſich um das Stammland wenig kümmerte. Philipp unternahm es, ſeinem Lande eine Hauptſtadt zu ſchaffen, faſt aus dem Nichts zu ſchaffen. Ein arabiſcher Alcazar hatte auf dem Hügelrücken über dem Manzanares wohl geſtanden, ein Alcazar, wie wir gar viele auf der neucaſtiliſchen Ebene liegen finden. Ein Schloß hatte man in demſelben eingerichtet zur gelegentlichen Reſidenz der caſtiliſchen Könige, eins der Schlöſſer, die zahlreich im Lande verſtreut ſind, deren Trümmer wir heute noch am Wege liegen ſehen. Die Stadt, die Ortſchaft die ſich um jenes Schloß angeſiedelt, war klein, unbedeutend, niemals als Reſidenz anerkannt, wenn auch die Könige mit ihrem Hofſtaat oft hier gewohnt hatten. Die Herrſcher hielten ſich hier auf, um in den nahen Wäldern zu jagen, die nun längſt alle verſchwunden ſind. Dieſe Wälder ſollen ſehr günſtig auf Temperatur und Klima gewirkt haben. Heute gilt Madrid für eine der ungeſundeſten, rauheſten Städte von ganz Spanien. Philipp liebte dieſe Landſchaft. Er wollte

keine der alten Königsſtädte bevorzugen, die nun zu Hauptorten einzelner Provinzen herabgeſunken waren, und ſchuf in Madrid die erſte Reichshauptſtadt. Er mag von dem politiſchen Gedanken und von der Hoffnung geleitet worden ſein, daß dieſe im Mittelpunkte des Staates liegende Stadt bald Anziehungskraft genug entwickeln werde, um ſich zu einem wahren, lebendigen Mittelpunkte des Reiches zu entwickeln, nach dem alle Intereſſen hin gravitiren. Darin hat er geirrt. Madrid iſt zwar die Reſidenz; das Haupt Spaniens iſt es aber bis jetzt noch nicht geworden, noch immer fühlen die Provinzen ſich als Königreiche. Ohne Handel, ohne Induſtrie, ohne politiſche Initiative in eine Wüſte willkürlich mitten hineingebaut, kann die Stadt unmöglich jene innere Lebenskraft entfalten, deren ſie bedurfte, um zur Hauptſtadt zu werden, um ſo weniger, als aus den einzelnen Provinzen nur wenig ihr zuſtrömt. Ebenſo fehlen der Stadt alle natürlichen Bedingungen zur Entwickelung. Das Volk der Landſchaft, in der ſie erbaut worden, gehört zu den indolenteſten, am wenigſten begabten, geiſtig trägſten des Landes, kein Strom trägt ihrem Leben Verkehr zu, ſelbſt für das ſpaniſche Eiſenbahnnetz bildet Madrid keinen Hauptknotenpunkt; die einzelnen Linien zweigen alle viele Meilen ſeitwärts ab, wo Gebirge oder tiefe Thaleinſchnitte die Wege ſcheiden. In der weiten Hochebene verzweigen ſie ſich nur wenig.

Nichts deſto weniger iſt die Schöpfung des zweiten Philipp eine große, lebhafte und glänzende Stadt geworden, der nur jeder beſtimmt ausgeſprochene Charakter gänzlich mangelt. Trotzdem ſie in einer weiten Ebene liegt, erbaut ſie ſich auf hügeligem, wellenförmigem Grunde, ſo daß manche Straßen, wie die Atocha, von Laſtfuhrwerken gemieden werden. Trotzdem ſie erſt in moderner Zeit entſtanden, plötzlich, auf das Gebot eines abſoluten Herrſchers, alſo wohl nach beſtimmtem Plane, laufen ihre Straßen doch unregelmäßig, meiſt ſpitzwinklig in einander. Die breiteſten und belebteſten ſtrahlen zuſammen im Mittelpunkte der Reſidenz, auf der Puerta del Sol, zwiſchen ihnen ſpannt ſich ein wirres Netz enger Gaſſen, die man nur ſelten betritt, über den Grund

und Boden, den der Manzanares in tiefem Einſchnitt nur an der Oſtſeite ſtreift. Es war ſpäter Abend, als der Zug anlangte, der Abend eines ewig langen Reiſetages. Soweit die Sierra Morena unſeren Weg begleitete, bis wir in enger Thalſchlucht den Sattel erklommen hatten, der nach Neucaſtilien hinaufführt, dann in dem weinberühmten Val de Penja war die Fahrt wechſelvoll, angenehm, unterhaltend. Darnach aber wurde ſie einförmig, ermüdend, langweilig. An der Station Manzanares, wo die Linie nach Portugal abzweigt, im Alcazar San Juan, wo die nach Valencia gehenden Reiſenden den Zug verlaſſen, wechſelte die Geſellſchaft einigermaßen, es wurde für einen Augenblick lebhafter, man fand am Buffet etwas zu eſſen. Jene beiden Seitenbahnen erfreuten ſich indeſſen eines weit lebhafteren Verkehrs, der Zug nach der Hauptſtadt wurde immer leerer. Ganz freundlich unterbricht die Sommerreſidenz von Aranjuez die einförmige Oede. Da liegen ſchmucke Gärten, da ſehen wir ein gut gehaltenes Schloß, ſo weit die einbrechende Dunkelheit dies erlaubt.

Der Lärm einer Großſtadt, das Gewühl von Droſchken, Omnibuſſen, Gaſthofswagen, die Zudringlichkeit von Dienſtmännern, Gepäckträgern, zerlumpten Burſchen empfängt uns am Ziele. Man wohnt wie alle Welt an der Puerta del Sol. Das iſt die Herzkammer von Madrid, in der alles Leben geräuſchvoll pulſirt. Gaſthof an Gaſthof, Cafés, Reſtaurants, Läden, Gaskandelaber, Kreuzungspunkte der Pferdebahnen, Omnibuſſe, eine umherſchlendernde Volksmenge beleben ewig dieſen Platz, der eigentlich gar kein Platz iſt. Neun oder zehn jener breiten Straßenſtrahlen laufen hier zuſammen, jede derſelben hat an ihrer Ausmündung ein Stück von der Häuſermaſſe weggefreſſen, um ſich Raum zu ſchaffen. Aus dieſen unregelmäßigen Weitungen hat ſich die Puerta del Sol gebildet, vielzipflig, lang geſtreckt, ein Becken ohne feſte Wände und Häuſerfronten, das die Zuflüſſe von allen Seiten aufnimmt. Außer der plumpen, unſchönen und nüchternen Architekturmaſſe des Gubernarion zeigt uns dieſes vielſeitige Straßenkreuz keinerlei monumentale Gebäude. Es bildet den Mittelpunkt des bürgerlichen, geſchäftlichen, vergnügungsſüchtigen

Madrid, das hier den größten Theil des Tages ſich umhertreibt, in den Kaffeehäuſern ſitzt, die Schaufenſter begafft. Dem Abends anlangenden Fremden bietet die Puerta del Sol ein lebhaftes, glänzendes Bild. Wir ſitzen bis in die Nacht bei einer Taſſe ſchwarzen Kaffee auf dem Platze, erfreuen uns an dem Lärm des modernen Lebens, den wir lange nicht gehört haben.

Mehr als dieſe Puerta del Sol giebt es kaum in den Straßen von Madrid zu ſehen. Die Stadt iſt vollſtändig nüchtern und unintereſſant. Nicht einmal einen impoſanten Kirchenbau hat das Geſchlecht der Habsburger ſeiner Hauptſtadt hinterlaſſen. Nur die Landſchaft ſelbſt, in der die ſpaniſche Hauptſtadt liegt, iſt nicht ſo reizlos, wie man ſie uns geſchildert hatte. Das tiefe Thal des Manzanares, eines kleinen ſeichten Flüßchens, durchſchneidet den Grund und iſt gefüllt mit Gärten, Promenaden, Luſtanlagen. Die Granitmaſſen der Sierra Guadarama, grau, ſchneegekrönt, ſcharf ſich an dem klaren Himmel profilirend, ſieht man ganz nahe, bei heiterem Wetter erkennt man ſogar ganz deutlich die Lage von Escorial. Gärten und Parkanlagen umgeben Madrid nach verſchiedenen Seiten. Das gewährt freundliche Zerſtreuung, beſonders wenn man ermattet aus dem Muſeum kommt. Da ſenken von dem Königsſchloſſe aus Gartenterraſſen ſich hinab zum Ufer des Manzanares, da dehnen auf der anderen Seite der Hauptſtadt die Gärten von Buen Retiro ſich aus, Anlagen in geometriſchen Formen mit Waſſerbecken, alles nach Verſailler Geſchmack. Da luſtwandeln wir unter den Baumreihen des Prado, dem Schauplatze aller kleinen galanten Abenteuer, der heute noch allabendlich ſtark beſucht wird, in deſſen breiten Wegen die glänzenden Wagenreihen des täglichen Corſo ſich um die Dinerſtunde gegen 6 Uhr bewegen. Da ſitzen Ammen in der aufgeputzten Volkstracht des Baskenlandes, da preiſen Eishändler und Limonadenbuden ihre Erfriſchungen an, da hört das Leben und Treiben den ganzen Tag hindurch und bis in die ſpäte Nacht nicht auf. Gut gehalten iſt keine dieſer Promenaden, Gärten und Parks. Die meiſten Bäume ſehen ſtruppig aus, Raſen ſind zertreten, zwiſchen Blumen

wuchert Unkraut, es fehlt jede Sorgſamkeit, jeder Fleiß in der Pflege dieſer Anlagen. Am wildeſten ſieht es in der Umgebung des Königsſchloſſes aus. Dort erſcheint die Terraſſenreihe völlig wüſt und ſie liegt doch unmittelbar unter der hinteren Fenſterfront der Reſidenz. Zwiſchen dieſer und dem Hoftheater hat man einen Rundplatz zum Garten geſchaffen. Dieſe kleine Anlage iſt freundlicher, als alle jene größeren, berühmteren. Bildſäulen, die den Garten rings umſtehen, künſtleriſch gänzlich werthlos, zeigen dem Volke die alten Könige ſeines Landes. Da finden wir das früheſte Mittelalter, Wamba, den weſtgothiſchen König, der 680 regierte, Wilfredo, ebenfalls aus gothiſchem Stamme, dann die Königsgeſchlechter von Aſturien, von Leon, von Aragonien, Caſtilien, die Alphonſe, Ramiros, die in langer Namensfolge ihre Sonderkönigreiche beherrſcht haben.

An der Straße haben wir in Madrid nirgends Kunſtſchätze zu ſuchen. Die Reſidenz beſitzt aber in ihrem Muſeum eine Kunſtſtätte, die allein uns lange Tage in Madrid feſthält, zu der wir täglich hinauspilgern, die ſchließlich allein den merkbaren Inhalt unſeres hieſigen Aufenthalts bildet. Aus Eigenem heraus hat die ſpaniſche Hauptſtadt niemals die Kunſt gepflegt, niemals etwas geſchaffen. Höchſtens wäre da Velasquez anzuführen, den Philipp IV. begünſtigt und mit vielen Aufträgen beſchäftigt hat. Aber die Regenten hatten zu verſchiedenen Zeiten, da Spanien noch die Niederlande und Italien beherrſchte, ihre Reſidenzen mit den Werken der berühmteſten Meiſter jener Länder ausgeſtattet. Tizian, Rafael, Correggio, die Venetianer, Florentiner und Bologneſer, ſowie Rembrandt, Rubens und deren Zeitgenoſſen haben eine Fülle ihrer beſten Gemälde an den ſpaniſchen Hof verkauft. Natürlich wurden auch die Meiſter der Schule von Sevilla begünſtigt. Spanien ſtand eben vor 3 bis 4 Jahrhunderten auf dem Gipfel ſeiner Macht und hat damals auch für die Kunſt viel gethan, als es ein Madrid noch kaum gab. Aber erſt Ferdinand VII. faßte in dieſem Jahrhundert den Gedanken, dieſe überall verſtreuten und verſteckten Kunſtwerke zu ſammeln und in geeignetem Raume aufzuſtellen. In einem geräumigen Palaſte,

der mitten im Grün des Prado liegt, wurden Gemälde und Bildwerke von ihm aus den einzelnen Schlössern und Residenzen hingebracht und aufgestellt. Isabella, seine Tochter, hat den Escorial ausgeräumt, um das Museum zu füllen. Die Sammlung als solche ist also eine der allerjüngsten in Europa, sie ist aber vielleicht diejenige, die, selbst die Galerien von Florenz, Rom, Dresden, München, des Pariser Louvre nicht ausgeschlossen, die größte Anzahl von Werken ersten Ranges umschließt und zwischen diesen nur wenig Mittelgut enthält.

Die Spanier nehmen in ihr durchaus nicht den breitesten Raum ein, obgleich dieselben hier zahlreicher, glänzender und vielseitiger zu finden sind, als in irgend einer anderen Galerie Europas. Das Land hat nur wenige Maler hervorgebracht, kaum mehr als ein Menschenalter dauerte die Blüte der gesammten spanischen Kunst. Meister wie Velasquez, wie Murillo, Ribera und Zurbaran sind indessen ungemein fruchtbar gewesen; das Meiste und das Beste von ihnen besitzt das Museum im Prado. Unzählige Male hat Murillo die holdselige Jungfrau von Engeln umspielt, von Wolken getragen, die unbefleckte Empfängniß gemalt. Gern läßt er genrehafte Gruppen in die Darstellung heiliger Stoffe hineinspielen, wie bei der Rebekka am Brunnen, der Anbetung der Hirten. Das Naive, rein Menschliche, die Schilderung des realen Lebens gelingt ihm am besten. Man sieht's ihm an, wie er sich bei solchen Vorwürfen am wohlsten fühlt. Das merkt man selbst bei den Gemälden der Empfängniß, in denen die nackten Engel, die entzückenden, auf Wolken gaukelnden, mit Palmzweigen und Blumen spielenden Putten die reizendste Partie bilden. Völlig genrehaft hat er eine heilige Familie behandelt, schlichte Bürgersleute die Eltern, das Christuskind, einen Hund neckend, dem der Kleine einen Vogel hinhält. Velasquez und Ribera haben eine große Zahl von Bildnissen hinterlassen, von denen einige auch in ausländische Galerien gekommen sind. Scharfe Charakteristik, Wärme des Ausdrucks, Kraft des Vortrages zeichnen alle aus, wenngleich Ribera stark von der Richtung Carravaggio's beeinflußt erscheint, während der

gleichzeitige Velasquez immer Spanier bleibt. Beide, wie auch Zurbaran, gefallen ſich in den extatiſchen Verzückungen ascetiſcher Heiligen, abgezehrte Geſtalten, deren brennende Augen in ſinnlichem Feuer erglühen. Alle anderen Spanier treten gegen dieſe Vier zurück. Hätten ſie nicht gelebt, ſo würde von einer ſpaniſchen Kunſtblüte niemals die Rede ſein. Jetzt werden Männer wie Cano, wie Poreda, ein Nachahmer Ribera's, wie der ſtreng realiſtiſche Bildnißmaler Goya, der noch in unſerem Jahrhundert gelebt hat, von jenen mit zur Unſterblichkeit getragen.

Die Italiener hatten ſich der Gunſt ſpaniſcher Könige beſonders zu erfreuen. Man hat zwar wenig beſtellt, keinen der großen Meiſter nach Madrid berufen, ihre Werke aber, wo ſie zum Verkauf kamen, mit Gold aufgewogen. Philipp IV. erſtand aus dem Nachlaſſe des engliſchen Karl I. eine heilige Familie von Rafael, die zu den beſten Arbeiten des großen Meiſters zählt. Sein „Spaſimo di Sicilia", Chriſtus unter der Laſt des Kreuzes zuſammenbrechend, gehört der reifſten Periode des Malers an, der Zeit, in welcher er große, dramatiſch bewegte Compoſitionen, wie die Grablegung im Palazzo Borgheſe, die Transfiguration im Vatican geſchaffen hat. Dieſes Bild ſteht mindeſtens auf der Höhe jener beiden. Uns perſönlich iſt Rafael lieber in ſeinen kleinen, innigen Darſtellungen der heiligen Familie, der mütterlichen Jungfrau, deren Haupt ohne jeden Heiligenſchein milden Lichtglanz ausſtrahlt. Solche Gemälde enthält das Muſeum mehrere. Am zahlreichſten unter den Italienern finden wir die Venetianer hier. Tizian wird kaum in Dresden, Paris oder ſonſt wo außer Venedig ſo vollſtändig in allen Spezialitäten ſeines reichen Schaffens anzutreffen ſein, wie hier in Madrid. In ſeinem 94. Jahre hat er für Madrid noch die Schlacht bei Lepanto gemalt mit derſelben Friſche und Energie der Darſtellung, derſelben Leuchtkraft der Farben, wie in ſeinen beſten Zeiten. Seine beiden Venusbilder, die eine voll Verlangen von ihrem Ruhelager ausſchauend, die andere ermattet, niedergeſchlagen, überſättigt, ſind ja weltberühmt. Die Herodias mit dem Haupte des Johannes iſt ein Pendant zu der Berliner Lavinia; eine

von Mutterſchmerz gefolterte Madonna und viele Bildniſſe gehören zu dem Beſten, was Tizian geſchaffen hat. Und ſo erfreuen wir uns hier an wundervollen Correggio's, an Tintoretto, Paul Veroneſe und dem farbenglühenden Giorgione, wir bewundern Vinci's Mona Liſa, das beſte Bildniß, das der Meiſter gemalt, betrachten die virtuoſen Schöpfungen der Schule von Bologna, des Guido Reni, Domenichino, der Carracci's und des verwandten Claude Lorrain. Daß die Niederländer hier in der Hauptſtadt Spaniens nicht fehlen, iſt eigentlich ſelbſtverſtändlich. Madrid war ja faſt ihre Hauptſtadt, Rubens iſt ſelbſt öfter hier geweſen als Abgeſandter ſeiner Vaterſtadt Antwerpen; die Verbindung beider Länder haben ſelbſt die blutigen Kriegszeiten nicht zu lockern vermocht. Rubens, der unerſchöpfliche, ſteht auch hier wieder obenan mit Adam und Eva, drei Grazien, dem Liebesgarten, Nymphen und Satyrn und einer Menge trefflicher Bildniſſe. Teniers, van Dyk, Snyders, Fit, Jordaens gruppiren ſich um das Haupt der Schule. Aber auch die Holländer fehlen nicht: der größere Rembrandt, von der alten Schule Memling und van der Weyden. Wir können und wollen hier nicht aufzählen; auch nur das Bedeutendſte hervorzuheben, wäre unmöglich. Die Räume, obwohl zu einem anderen Zwecke beſtimmt, ſind vortrefflich, hell, weit, angenehm, palaſtartig. Iſabella hat ſich durch den Anbau eines Oberlichtſaales verewigt, eine mit Glas bedeckte Rundgalerie eigentlich, aus der man in die Halle des unteren Stocks hinabſieht, die ganz mit Marmorſculpturen gefüllt iſt. In dieſer Galerie hatte die beſeitigte Königin das Beſte zuſammenſtellen laſſen, was das Muſeum enthält. Später iſt dieſe Anordnung nicht reſpectirt worden, Vieles aus dem Iſabellenſaale hat man wieder an die früheren Plätze gehängt.

Der Beſuch des Muſeums bildet das eigentliche Tagewerk des Aufenthaltes in Madrid. Von hier holt man ſich immer aufs Neue Anregungen und Genüſſe, welche ſonſt die Stadt nicht gewährt. Ich wollte mir einige Photographien als Andenken mitnehmen. In den Läden der Puerta del Sol war nichts zu finden. Da erfuhr ich denn von einem deutſchen Buchhändler,

daß die ſpaniſche Regierung gegen Erhebung einer bedeutenden Geldſumme einen franzöſiſchen Photographen monopoliſirt hat. Die photographiſche Aufnahme aller Kunſtwerke, aller architektoniſchen und hiſtoriſchen Monumente, der Kathedralen, der Alcazars, der Einzelheiten aus der Alhambra ſind Herrn Laurent allein geſtattet. Nicht nur die Eiſenbahnen und die Weinberge, die Minen und die großen Weberei-Induſtrien, auch die Photographie ſogar iſt in den Händen von Ausländern in dieſem Lande. Mein täglicher Tiſchnachbar an der Tafel des Gaſthofes war ein Engländer, Beſitzer großer Eiſenminen in S. Andeer. Er wußte mir zu erzählen, daß ſeine Landsleute dort allenthalben Bergwerke erworben hätten. Es fehlt nur an Kohlen, denn das ſteinkohlenreiche Aſturien liegt fern und hat keine Eiſenbahnverbindungen. Da nehmen denn die ſchwediſchen Schiffe, die Spanien mit Bauhölzern verſorgen, nicht ſelten Eiſenerze als Ballaſt mit, geben dieſelben in engliſchen Häfen ab, wo ſie den Schmelzhütten zugeführt werden, und kehren mit engliſcher Fracht heim.

Der Aufenthalt ſollte bis zum nächſten Sonnabend ausgedehnt werden. An jedem Sonnabend hält das Königspaar, ſo will es die alte Sitte, eine feierliche Auffahrt. Es zieht in offenem Wagen vom Schloſſe zur Atochakirche. Der deutſche Geiſtliche, der dem Schloſſe gegenüberwohnt, in dem ehemaligen Palaſte der Prinzeſſin Eboli, in deſſen Thorpforte ein begünſtigter Anbeter der Favoritin Philipps II. von deſſen Schergen ermordet worden iſt, hatte mir einen Platz an ſeinem Balkonfenſter angeboten, von wo man die Straße überſehen, die Feierlichkeit erwarten kann. Dieſe Fenſterausſicht bietet auch ſonſt manches Intereſſante. Am Horizont ſteigen die Granitmaſſen der Sierra Guadarama empor, die der Blick von dieſem hochgelegenen Punkt aus völlig umfaſſen kann. Ganz im Vordergrunde ſchlängelt der Manzanares ſich in tief eingeſchnittenem Bette durch den Gartengrund. Auf der Uferhöhe, die oberſte Stufe der Terraſſe einnehmend, liegt das Königsſchloß. Es iſt das ein maſſiver, moderner Bau aus der Mitte des vorigen Jahr-

hunderts, mit Säulenſtellungen und Pilaſtern, Balkonen und weitem Veſtibul, in dem die Statuen der römiſchen Kaiſer ſtehen, deren Vaterland Spanien geweſen iſt, alſo Trajan, Hadrian, Theodoſius, Honorius. Als ein Prachtſtück gilt die impoſante Flügeltreppe von weißem und ſchwarzem Marmor, die aus dieſer Halle in den Oberſtock führt. Auch an den Balkonen des Schloſſes ſehen wir, wie an jedem Bürgerhauſe, den geweihten Palmzweig befeſtigt, der das Haus vor Unheil bewahren ſoll. Als das Sehenswertheſte im Innern zeigt man uns die Armeria, eine der berühmteſten und ſchönſten Waffenſammlungen Europas. Prachtvolle Stücke von Toledaner Stahl, incruſtirt mit Gold, Silber, aufs reichſte ciſelirte Kunſtwerke von mauriſcher Arbeit, aus den Waffenſchmieden des Mittelalters und der Renaiſſance, intereſſiren nicht nur ihres künſtleriſchen Werthes, ſondern auch ihrer hiſtoriſchen Bedeutung wegen. Da ſehen wir die Schwertklinge des Cid Campeador, den Degen des Cortez, das Araberſchwert Boabdils, des letzten Königs von Granada, mauriſche Waffen aus der Beute von Lepanto und werthvolle Rüſtungen, Arbeit des deutſchen und ſpaniſchen Kunſthandwerks aus der Zeit Kaiſer Karls V. Karl III. hat das Schloß erbaut, nachdem die alte Maurenburg vom Feuer zerſtört worden, in der die caſtiliſchen Könige gelegentlich reſidirt hatten. Dieſem Karl dankt Madrid faſt Alles, ganz Spanien ſehr Vieles. Die Habsburger hatten überall Bauten, Neuſchöpfungen begonnen, nichts indeſſen ausgeführt. Die Paläſte aus den Zeiten Karl's V. und Philipps II. ſind unvollendete Ruinen. Die Gründung von Madrid war allerdings ein Werk Philipps des Habsburgers, aber auch ſie wäre mißlungen ohne die Nachfolge des energiſchen, geſchmackvollen, tüchtigen Karl III. aus dem Hauſe Bourbon. Denn Philipp ließ ſeine Schöpfung bald wieder im Stich, um in der Einöde von Escorial ſich ein Kloſter als Reſidenz zu erbauen.

In der Wohnung des proteſtantiſchen deutſchen Geiſtlichen iſt es ſehr lebendig. Im Salon der Dame des Hauſes ſitzen Frauen und Mädchen, emſig mit Handarbeit beſchäftigt. Es gilt der Verſorgung eines Bazars, der Mittel für die Kindererziehung

beſchaffen ſoll. Im Arbeitszimmer des Geiſtlichen iſt ein vollſtändiger Bureaudienſt eingerichtet. Es bildet die Centralſtelle für eine verzweigte Agitation zur Ausbreitung des Proteſtantismus in Spanien und Portugal. Man lobte mir die Spanier und Portugieſen als eifrige und treue Mitarbeiter. Die materiellen Mittel und die geiſtigen Kräfte werden wohl meiſt aus proteſtantiſchen Ländern der kleinen Gemeinde zufließen. Man organiſirt Schulen, vertheilt Bücher, hat zu dem Zwecke einen deutſchen Buchhändler, Herrn Holm aus Lübeck, hier etablirt. Es ſoll dieſe proteſtantiſche Miſſion viele Unterſtützung durch römiſch-katholiſche Prieſter und Theologen finden, die zum Proteſtantismus übergetreten ſind. In Madrid giebt es drei, in Liſſabon und Oporto je einen, in Cartagena und Camunas ebenfalls, in Sevilla zwei. Die Proteſtanten ſagen, daß, wenn ſie jene Geiſtlichen nur materiell ſicher ſtellen könnten, ſofort zwei Drittel der römiſchen Prieſterſchaft zu ihnen übertreten würden, weil ſie die Tyrannei der Biſchöfe haſſen und die Ehe wünſchen. Allerdings geſteht man in demſelben Athem zu, daß viele unbrauchbare Subjecte ſich melden, daß man mit der Aufnahme ſehr vorſichtig ſein müſſe. Zum Theil wird der hier erzielte Gewinn wieder ausgeglichen durch den Uebertritt vieler proteſtantiſchen deutſchen Anſiedler zum Katholizismus. In Andaluſien iſt das die Regel. Die andaluſiſchen Frauen ſind vielleicht noch geſchicktere Apoſtel ihres Glaubens, als unſere proteſtantiſchen Landsleute für den ihrigen. In Neucaſtilien würde den Weibern die Propaganda ſchwerer werden. Es iſt ein garſtiger Menſchenſchlag, der dieſes Land bewohnt, häßlich oft bis zum Abſchreckenden. Selbſt in Madrid, wo doch die Bevölkerung ſich miſcht, herrſcht die Mißbildung der Züge vor. Man kann nicht behaupten, daß der junge König eine Ausnahme mache.

Der Zug bewegte ſich langſam zum Schloßportale hinaus, heute wie an jedem Sonnabende. Das junge Königspaar ſaß frei in offenem Wagen. Ich eilte die Treppen hinab, um dasſelbe näher ſehen zu können. Alphons iſt ein magerer, ſchlank aufgeſchoſſener Jüngling mit ſcharfem, aber weder reinem, noch

ausdrucksvollem Profil. Seinem offiziellen Vater ähnelt er keinenfalls, ſeiner corpulenten Mama ebenſowenig. Die junge Frau an ſeiner Seite ſieht gut und klug aus, ohne ſchön zu ſein. Weite offene Kinderaugen, blau, ſoweit ich ſehen konnte, blicken freundlich umher, ſie grüßt nicht nur mechaniſch, conventionell, ſondern ſcheint ſich der Theilnahme des Volkes zu freuen. Sehr lebhaft äußerte dieſe ſich nicht, das liegt aber wohl an der Regelmäßigkeit dieſer Fahrten zur Kirche von Atocha; das Volk iſt an das Schauſpiel gewöhnt. Den letzten Abend brachte ich im Theater zu. Die italieniſche Hofoper, die brillant ſein ſoll, zog mich nicht. Ich beſuchte ein kleines Theater. Man gab „El desden, con el desden“ von Moreto, die „Donna Diana“. Das Stück bekam bei dieſer ſpaniſchen Aufführung ein ganz anderes Geſicht. Das Zuſammenſpiel war lebhafter, feuriger, der Ton converſationeller, weniger feierlich und declamatoriſch wie bei uns. Perrin, der hier anders heißt, gab ſich völlig als loſer Schalk, der Freude an der Intrigue findet, nicht nur ſeinem Herrn dienen will. Auch Donna Diana erſchien durchaus nicht als die kühle Philoſophin, die wir von der deutſchen Bühne her kennen. Sie trat mit Feuer und Leidenſchaft in den Kampf ein und machte dadurch vielleicht das Unterliegen menſchlich wahrer, den berühmten Monolog „Iſt dieſes Feuer in der Bruſt die Liebe?“ glaublicher. Was die Ueberſetzung Schreyvogel-Weſts an dem Stücke geändert, kann ich freilich nicht beurtheilen. Es war alſo eigentlich nur die Kunſt, die mich in Madrid beſchäftigt hatte.

Toledo.

(1880.)

Toledo.

Niemand verläßt die weite, einförmige Hochebene von Neucaſtilien, ohne einer der älteſten und intereſſanteſten Städte Spaniens einen Beſuch abgeſtattet zu haben. Toledo, der alte Herrſcherſitz des Landes, die einzige Stadt, in der man noch deutliche Spuren der Weſtgothenzeit antrifft, iſt mit Madrid durch eine directe Eiſenbahn verbunden. Es liegt in den Granitgebirgen, welche den Weſten der neucaſtiliſchen Ebene umgrenzen, eine natürliche Feſtung, von der aus das Land ſeit älteſten Zeiten beherrſcht worden iſt, ein Stützpunkt, deſſen Beſitz von jeher denjenigen des ganzen Gebietes entſchieden hat. Die Sueven unter Reguila, die erſten Weſtgothen vermochten ſich nicht eher in dem mittleren Spanien zu behaupten, ihre Eroberungen zu ſichern, bis Leovigild Toledo zur Hauptſtadt gemacht und befeſtigt hatte. Als die Gothenkönige auch aus Toledo vertrieben worden, breitete der Strom der mauriſchen Eroberer ſich ſchnell, unaufhaltſam über das weite Hinterland aus, den dieſe einzige Stadt für kurze Zeit aufzuhalten vermocht hatte. Und wieder entſchied der Beſitz von Toledo bei dem Vordringen der chriſtlichen Könige über das Schickſal des Landes. Als Ferdinand I. aus Caſtilien gegen die geſchwächte Maurenherrſchaft vordrang, faßte er zuerſt 1085 feſten Fuß in dem eroberten Toledo; von hier aus bereiteten ſeine Nachfolger Alphons VII. und VIII. die Vertreibung der Araber vom ſpaniſchen Boden vor. Unter den Mauern der alten Gothenſtadt ſammelte ſich das Kreuzheer, welches 1212 bei Las Navas die Muſelmanen für immer von dem caſtiliſchen Boden vertrieb, ſie auf Andaluſien zurückdrängte.

Unter Gothen, Arabern und Caſtilianern hat ſich in dem alten, ſteinernen Toledo Herrſcherglanz und monumentale Pracht entwickelt. Von allen jenen Blütezeiten her trägt die erſtorbene Großſtadt Spuren, Denkmale, einige in Trümmern, andere zu fremden Werken benutzt. Heute noch ſehen die feudalen Adelsgeſchlechter, die Partiſanen des Don Carlos, die ſtrengen Legitimiſten, dieſe ehrwürdige Königsſtadt als den Sammelplatz ihrer Getreuen an. Sie kommen zeitweilig hinauf in die Granitberge der Sierra di Toledo, um in den düſteren Schlöſſern zu wohnen, ſie halten hier ihre Zuſammenkünfte und Geſchlechtstage, frondiren von Toledo aus gegen das neue Regiment und die neue Zeit. So hat die ehrwürdige, altersgraue, ſtille Stadt ſich ihren hiſtoriſchen Charakter, ihren ganz beſonderen Reiz bis zum heutigen Tage erhalten. Die romantiſche Lage auf einſamer Felskuppe, die verfallenen Burgen und Schlöſſer, die ernſte Umgebung des ſteinigen Berglandes tragen dazu bei, dieſe Phyſiognomie vor jedem fremden Zuge zu bewahren.

In wenigen Stunden führt die Bahn uns von der modernen Hauptſtadt zu dieſer älteſten, der Reſidenz des König Wamba. Unten im freundlichen Thale des jungen Tajo hält der Zug. Hoch droben auf dem Felſen ſehen wir die thurmreiche Stadt liegen. Aus der Maſſe des ſteil aufſteigenden kahlen Granitgebirges ſpringt iſolirt ein Felſen hervor. Der Tajo hat ihn von dem Hauptſtock der Sierra losgelöſt, ſchlängelt in tiefem Steinbette ſeinen Lauf rings um den unzugänglichen Felsklotz, der nur auf ſchmaler Seite mit dem Berglande zuſammenhängt. Dieſe natürliche Feſte ward von den Weſtgothen zu ihrem Herrſcherſitz auserwählt im frühen Mittelalter. Es iſt keine Hochebene, auf der man ſich angeſiedelt hat. In ſteilen Spitzen und tiefen Senkungen gliedert ſich der Grund und Boden; Schlöſſer und Kirchen, die jene krönen, laſſen die Geſtalt des Granitfelſens noch pittoresker erſcheinen, die Maſſen kleiner Häuſer, enger Gaſſen füllen die Gründe und all dieſes alte, verwitterte Bauwerk, aus dem der Alcazar und die Kathedrale ſich majeſtätiſch hervorheben, umzieht eine graue Zinnenmauer,

von Fels zu Fels kletternd, deren einzelne Theile noch aus den Zeiten des Königs Wamba ſtammen ſollen. Schon vom Bahnhof aus, wo wir die impoſante, auf jenen ſteilen Höhen maleriſch hingelagerte Stadt vollſtändig überſehen, erkennen wir den hiſtoriſchen, den mittelalterlichen Charakter von Toledo. Die mächtige Herrſcherſtadt iſt von 200,000 Einwohnern auf kaum 17,000 zuſammengeſchrumpft, einzelne Bezirke liegen öde, die Häuſer in Trümmern, Kirchen ſelbſt verſchloſſen und verfallen. So aber hatten wir Toledo erwartet, eine Todtenſtadt, die kein nachgeborenes Geſchlecht zu beleben vermag. Auf dem Gebirge ringsum liegen einzelne Burgen, Feſten, alte Schlöſſer, alle in Trümmern, alle aus früherer Zeit ſtammend. Aus dem nüchternen, modernen Madrid kommen wir hier plötzlich in eine der hochintereſſanteſten, romantiſchſten, charaktervollſten Partien von ganz Spanien, an eine Stätte, wo früheſtes Mittelalter, Saracenenzeit, ausgeprägteſte Gothik und die Renaiſſance Karls V. ihre Denkmale auf den Stein geheftet haben. Ein ſo vollſtändiger Ueberblick über alle Zeitalter wird uns nirgends in ganz Spanien als hier in Toledo.

Eine Brücke, Alcantara, ein einziger Bogen mit derben Thürmen bewehrt, führt über den tiefen Spalt, in dem der Tajo zwiſchen Felswänden brauſt und ſchäumt, hinauf zur Stadt. Bei jedem Schritt wird unſer Intereſſe, unſer Staunen aufs Neue rege. Aus altchriſtlichen Kirchen erheben ſich Thürmchen mit mauriſchen Bogen, zu dem Gartenhof von Santa Croce, einem Hoſpital, das an der ſteilen Senkung des Burgberges haftet, führt ein ſchlankes graziöſes Hufeiſenportal und drinnen umgiebt uns der bunte Schmuck von überladenen Gypsornamenten aus der Renaiſſancezeit. Zur Seite, hoch auf dem Gipfel eines der vielen Stadtberge, liegen die Architekturmaſſen des Alcazar. Die Bezeichnung Alcazar, Schloßbau, iſt den Reſidenzen der Großen von Toledo ſeit der Araberzeit geblieben. Von den Paläſten der Weſtgothen weiß man gar nichts mehr; vier Stätten, Ruinen zumeiſt, tragen heute noch den Namen Alcazar. Errichtet ſind dieſe Schlöſſer allerdings auf demſelben Grunde, den zuvor

die Burgen der Gothenkönige eingenommen hatten, umgebaut vielleicht aus den Grundmauern und dem Materiale von dieſen. In dem Alcazar der mauriſchen Königstochter Galiana hat ſpäter Alphons VII. reſidirt; er lag außerhalb der Stadt, jetzt eine unkenntliche Trümmermaſſe. Zu Hoſpitälern, Klöſtern hat man die anderen Maurenſchlöſſer Toledo's umgeſtaltet. Nur der größte Alcazar, der noch heute dieſen Namen trägt, beherrſcht mit ſeinem rieſigen Mauerngeviert, heute ebenfalls ausgebrannt und zerſtört, von ſteiler Höhe die bergige Altſtadt. Die caſtiliſchen Könige von Alphons VIII. ab haben dort reſidirt, Karl V. hat aus dem mauriſchen Alcazar, der halb Feſte, halb Herrſcherſitz war, eine mächtige Renaiſſance-Architektur geſtaltet. Aber mit ſeinen Bauſchöpfungen hatte dieſer unruhige Geiſt nirgends Glück. Weder in den Niederlanden noch in Spanien iſt eine als Denkmal ſeiner Herrſcherzeit erhalten geblieben. In den Geſammtcharakter Toledo's, in dieſe hiſtoriſche, alle Zeitalter umfaſſende Trümmerwelt paſſen die gewaltigen, von Feuer zerſtörten Mauern mit den geſchwärzten und zerbröckelnden Ornamenten, den ſtolzen Portalen, die in eine Oede führen, beſſer, als ein ſchmucker, moderner Palaſt, wie dieſes Bauwerk des 16. Jahrhunderts einſt geweſen ſein muß.

Alle Trümmer aber, die wir aufſuchen, alle Häuſer, die noch aufrecht ſtehen, haben hier Geſchichte, ſprechen von einer großen Vergangenheit. Der feierliche Ernſt des Todes breitet ſich über die romantiſch gelegene Stadt. Vernichtung menſchlicher Größe, Zerſtörung des einen Zeitalters durch das andere zeigt uns jeder Schlendergang über dieſe hiſtoriſche Stätte. Antikes Steingebälk finden wir in die allerälteſten, von den Weſtgothen errichteten Thore und Mauern verbaut, von den Jahrtauſenden bis zur Unkenntlichkeit zerfreſſen. Mauriſche Motive, geſchweifte Bogen, ſchlanke Säulchen, gezahnte Wölbungen ſehen wir von den ſpäteren caſtilianiſchen Anſiedlern benutzt oder vielleicht, wahrſcheinlich unbewußt, nachgeahmt. In der elend zuſammengeſchrumpften Stadt feſſeln den Blick die frühmittelalterlichen Kloſterpforten, die halbdunklen Gänge, die ſich tief in die Häuſer hinziehen, die Pforten und Thüren kunſtvoll mit Eiſen beſchlagen,

mit Nägeln würfelartig, glockenförmig, Roſetten, Kreuze, Sterne darſtellend. Keine Patios, von Bäumen, Blumen, Springbrunnen belebt, liegen in den ſtillen Häuſern. Dieſe freundlichen Binnenhöfe, die wir in Andaluſien liebgewonnen haben, folgen den arabiſchen Eroberern nicht bis in dieſes rauhe Hochland oder ſie ſind von den Caſtilianern ſpäter verbaut worden. Das ernſte, kalte Gebirgsland braucht ſolche kühlen Zufluchtsſtätten nicht, die ſtark bevölkerte Feſtung mag für ſie kaum Platz gehabt haben. Jetzt freilich ſtehen Mauern und Thore im Freien. Die engen Straßen reichen lange nicht mehr bis zu ihnen hin. Wir müſſen über Trümmer klettern, um zu jenen alten Architekturen zu gelangen. Noch ſteht aber die Puerta Cambron da, ein Werk des Gothenkönigs Wamba, an dem ſpäter Saracenen und Caſtilianer gebaut und geändert haben. Noch bewundern wir den graziöſen Bogenbau der Puerta del Sol, eines der reizendſten Kleinode mauriſcher Baukunſt auf ſpaniſchem Boden, eines der wenigen gänzlich erhaltenen. Weit geſchweifte Hufeiſenbogen, geſtützt auf ſchlanke Säulchen, ein kleiner Rundthurm, graziöſe Verhältniſſe, phantaſtiſcher Schmuck laſſen dieſes Thor eher wie einen Triumphbogen als den Eingang zu einer Gebirgsfeſtung erſcheinen, beſonders wenn man es mit dem derben ernſten Steingemäuer des danebenliegenden Thorthurmes vergleicht, der heute noch ſeine Stachelpaliſaden gleich ſcharfen Zähnen zeigt.

Die Beſichtigung dieſer alten Bauwerke hat uns bis an den äußerſten Rand des Granitkegels geführt, auf deſſen einzelnen Gipfeln und Senkungen Toledo liegt. Von hier aus überblicken wir dieſes einzige Städtebild und die Landſchaft, die es umgiebt. Auf drei Seiten rauher Stein, die Gebirgsmaſſe der Sierra di Guadalupe, die der Tajo ſcharf durchſchneidet, um die Halbinſel zu bilden, auf welcher die Gothen ihre Hauptſtadt erbaut haben. Zwiſchen zerriſſenen Felswänden tobt der ſchäumende Fluß. Alte Caſtelle, Kirchen, Klöſter, Ruinen, jetzt alle außerhalb der verkommenen Stadt, beherrſchen die Umgebung auf den einzelnen Höhen. Es koſtet lange, ſonnige Wege, um zu ihnen zu gelangen. Nur wo der Tajo in freieren Grund tritt, con-

traſtirt liebliches Grün mit dieſer ſteingrauen Stadt in ſteingrauer Landſchaft. Da breitet eine lachende Flur voller Obſtbäume, Gärten, Weinäcker, Felder ſich um den Fuß der Gebirge, eine liebliche Einſenkung, an der das Auge ſeine Luſt findet. Die hiſtoriſchen Male reichen indeß bis in dieſen Gartengrund hinein. Zwiſchen Platanen, Ulmen, Oelbäumen blickt ab und zu ein altes Gemäuer, ein verfallenes Kaſtell, eine bethürmte Brücke hervor, zum Zeichen, daß das ehemalige Toledo ſeine Poſten weit ins Land vorgeſchoben hat. Von der freundlichen Ausſicht wenden wir uns aber immer wieder der alten Stadt zu. Ein Bild wie dieſes, hat Spanien uns bisher niemals geboten. Das Uebereinander aller Zeitalter eint ſich hier zu einem maleriſchen Panorama. Verfallene Thürme gucken über älteres Mauerwerk hervor, arabiſche Arkadenſtellungen, zugemauerte Hufeiſenbogen, frühes Mittelalter und die Spitzbogen der ſpaniſchen Gothik wirren ſich bunt durcheinander. Hier ruht ein altes Kloſter, vielleicht aus einer ehemaligen Synagoge entſtanden, verlaſſen in der Trümmeröde, dort hat üppige Renaiſſance alte Schlöſſer überſponnen und moderniſirt, um ſie zu Paläſten der frondirenden Adelsgeſchlechter von reinſtem blauem Blute umzugeſtalten. Am meiſten jedoch tritt aus dem Geſammtbilde Toledo's die ſtreng kirchliche Seite und der Charakter eines befeſtigten Herrſcherſitzes hervor.

In dem frommen Spanien gilt Toledo als eine Stätte ganz beſonderer Frömmigkeit. Auf der weiten neucaſtiliſchen Ebene überraſcht uns der gänzliche Mangel an Klöſtern, Stiften, großen Kirchen. Wir finden ſie in der Hauptſtadt dieſes Gaues, in Toledo, zuſammengedrängt. Ueberall ſehen wir da uralte religiöſe Stiftungen, Convente, Klöſter. Der Zug zum Glauben und Aberglauben, der Drang zur Romantik, zur Aufſuchung übernatürlicher Hilfe liegt tief im ſpaniſchen Volkscharakter. Buckle erklärt ihn aus der allgemeinen Unſicherheit der Verhältniſſe, als Wirkung der harten Schläge, die Erdbeben, Hungersnoth, Ungeſundheit des Klimas dem Hirtenvolke zugefügt haben. Der Einfluß der Geiſtlichkeit iſt dadurch früh gewachſen und bald

allmächtig geworden. Ihr opferte der Spanier Alles, um Gott zu verſöhnen, Gefahr abzuwenden. Toledo war nicht nur eine Burg der weltlichen Herrſcher, ſondern von jeher eine ſtarke Feſte, erſt des arianiſchen, dann des lateiniſchen Chriſtenthums. Die Kathedrale iſt ſchon von dem heiligen Eugenius, dem erſten Biſchof Toledo's, zur Gothenzeit gegründet worden. Während der Araberherrſchaft zu einer Moſchee umgeſtaltet, ward ſie nach der caſtiliſchen Wiedereroberung vom heiligen Ferdinand dem Chriſtenthume zurückgegeben; es wurde auf der Stätte 1227 ein gothiſcher Bau ausgeführt, der heute noch zu den großartigſten Architekturen dieſes Stils in Spanien zählt. Mitten aus dem Kerne der hügeligen Stadt, umſchlungen von alten engen Gaſſen, erhebt ſich die Kathedrale, die Mutterkirche für ganz Spanien, der Sitz des erzbiſchöflichen Primas für das geſammte Königreich. Nirgend im Lande haben wir die Geſetze der Gothik in reinerer und edlerer Anwendung bewundert, als hier. Schlank, in den oberen Stockwerken zierlich durchbrochen, erhebt ſich der Thurm über die reich gegliederte Baumaſſe. Drei Portale von graziöſen Spitzbogen, reich ornamentirt, durch zwei Thürme geſchieden, beleben die impoſante Hauptfaçade, die einzige, die, nicht entſtellt von häßlichen Schmarotzerbauten, ſich frei gegen den offenen Platz entwickelt. Zur Seite der Kirche liegt ein ſtiller Kloſterhof, ein Kreuzgang, von gothiſchen Hallen umſchloſſen, der in einen freundlichen Garten blickt, in welchem alte verwitterte Grabmäler von Marmor und Granit die ernſte feierliche Stimmung erhöhen, die dieſem ſtillen, ſonnigen Raume eigen iſt. Ferdinand hat alles Mauriſche völlig austilgen, dem Chriſtengotte eine Stätte erbauen wollen, rein und frei von jeder muſelmaniſchen Erinnerung. Das mag aber in Toledo zu jener Zeit nicht möglich geweſen ſein. Ueberall ſpielen, kaum bemerkt, keinenfalls beabſichtigt, mauriſche Motive in die Gothik hinein, überall merkt man, daß Hand und Auge während eines vollen halben Jahrtauſends ſich zu ſehr in die reiche Formenwelt jenes begabten Semitenvolks eingelebt hatten, um ſofort der Tradition vollſtändig entſagen zu können. Dieſe

kleinen Züge mauriſcher Tradition, die immer wieder in die älteſte ſpaniſche Gothik hineinſpielen, ſtören nirgends, beeinträchtigen nicht einmal die Stilreinheit des Ganzen. Spätere Zeiten, ſo beſonders die Renaiſſance Karls V., haben durch Schmuck, Kapellen und Einbauten dieſer Gothik weit ärgere Schäden zugefügt.

Das Innere imponirt weit mehr als die äußere Erſcheinung der Kathedrale, die man von keinem Standpunkte aus völlig überſchauen kann. Rieſige Pfeilerbündel tragen fünf Schiffe, überwölbt von ſchlankem Spitzbogengeripp. Auch hier entfalten die Dimenſionen ſich zu äußerſter Großartigkeit, auch hier wirken dieſe grandioſen Raumverhältniſſe weit mehr und erhebender auf den Eintretenden als alles Schmuckwerk, mit dem ſpätere Zeiten die Andachtsſtätte gefüllt haben. Störend ſogar iſt unter dieſen wieder der Chor, der wie in allen ſpaniſchen Kirchen das Mittelſchiff vollſtändig füllt. An ſich muß er als ein Meiſterſtück von feinſtem Marmorfiligran bewundert werden, zu deſſen Erfindung und Ausführung wohl auch mauriſche Talente beigetragen haben mögen. Drinnen tragen zierliche Säulchen die kunſtvoll ſkulpirten Baldachine über jedem einzelnen Chorſtuhle, deſſen Rückwand gänzlich mit Reliefs bedeckt iſt. Die allerſpäteſte Gothik, faſt ſchon verdrängt durch heitere Frührenaiſſance, hat dieſe Meiſterwerke geſchaffen. Mehr als dieſer Chor, als die Niſche des Hauptaltars, als die meiſten der koſtbaren Kapellen intereſſirt uns die Capilla mozaraba, die gleich rechts neben dem Haupteingange liegt, verſchloſſen und verhängt, nur auf beſonderes Verlangen vom Sakriſtan geöffnet. Heute bedeutet dieſer heilige Raum kaum mehr als eine Gedenkſtätte. Als der Islam das Land überſchwemmte, Toledo von ihm erobert ward, geſtatteten die toleranten Muhamedaner den alten Chriſten die Ausübung ihres Cultus in einigen Kirchen der Stadt. Ruhig lebten dieſe unter den Arabern, blieben dem alten arianiſchen Ritus treu ergeben. Man nannte ſie Mozarabi, die unter den Arabern lebenden Chriſten. Der katholiſche Eroberer wollte indeſſen den vom Papſte in den Bann gethanen

Ritus ausrotten, das römiſche Bekenntniß zum alleinherrſchenden machen. Alphons VI. verſuchte vergeblich die Secte der Mozarabi gewaltſam auszurotten. Die Toledaner hingen zu feſt an der überkommenen Form des Chriſtenthums. Statt der ſechs Kirchen, die dieſe innegehabt hatten, gab man ihnen die eine Kapelle in der Kathedrale und hier verſahen die Prieſter der verſchiedenen Gemeinden nach einander den Ritualdienſt nach altſpaniſcher Weiſe. In der Kapelle findet man Fresken aus gothiſcher Zeit, die den Kampf zwiſchen Toledanern und Arabern ſchildern, der Hut des Cardinal Cisneros, der die Kapelle den Toledanern bewilligt hat, hängt von der Decke herab. Kunſtvolles Gitterwerk bewundern wir hier, wie ſchon an den Schranken, die Chor und Hochaltar einfriedigen. Spaniſche Schmiedearbeit, überall hochbedeutend, erreicht in Toledo, dem Mittelpunkte der Waffenſchmiedekunſt ſeit älteſter Zeit, die größte Vollendung.

In allen übrigen ſpaniſchen Städten haben wir uns an der Beſichtigung der Hauptkirche genügen laſſen. In Toledo aber wird die Kathedrale, dieſes Wunderwerk ſpaniſcher Gothik, an Intereſſe und eigenartigem Reize weit übertroffen von den alten verſchloſſenen Kirchen, die jetzt oft weit aus dem Bereiche menſchlicher Wohnungen liegen. An San Juan de los Reyes, ſo genannt nach den chriſtlichen Königen Ferdinand und Iſabella, hängen draußen noch die Ketten, die die mannhafte Iſabella den letzten Chriſtenſclaven hat abnehmen laſſen, als die Mauren vom ſpaniſchen Boden vertrieben worden waren. Santiago iſt eine alte Moſchee, in die man, ohne ſie zu verändern, eine chriſtliche Kirche hineingebaut hat. Dieſe beiden erſcheinen von geringerer Bedeutung in einem Lande, das die Moſchee von Cordoba und manche Denkmale aus der Zeit Ferdinands und Iſabella's beſitzt. Zwei andere Kirchen aber intereſſiren ſchon um ihres Urſprungs willen. Sie ſind ehemals Synagogen geweſen. Hier in Toledo ſtoßen wir zum erſten, vielleicht zum einzigen Male auf Spuren dieſes anderen orientaliſchen Volksſtammes, der in Spanien zu hoher Blüte gelangt iſt, von hier aus das weſtliche Europa überflutet hat, wie die deutſchen und

polniſchen Juden den Oſten. In Amſterdam ſind die beiden Gruppen derſelben Völkerfamilie dann ſpäter auf einander geſtoßen, die ſpaniſchen und portugieſiſchen Juden Ariſtokraten, alte vornehme Familien, die deutſchen armſelige Proletarier ohne Herkunft, Bildung und Vermögen. Allmählich haben dieſe ſich durch Intelligenz, Tüchtigkeit, Geſchäftsſinn emporgeſchwungen, jene ſind entartet. Die Juden hatten in Spanien unter den Arabern als Geſchlechtsverwandte gelebt, wie noch heute im nördlichen Afrika. Sie blieben ruhig im Lande, als die Mauren vertrieben wurden, erwarben durch Handel und Geldgeſchäfte große Vermögen, wußten ſich klug den neuen caſtiliſchen Herrſchern anzuſchmiegen, unentbehrlich zu machen. In Toledo ſcheinen ſie zu beſonders großer Macht, das heißt zu Vermögen gekommen zu ſein, das ihnen Einfluß verſchafft hat. Denn nirgends, als in dieſer alten, hiſtoriſchen Stadt, zeigt man uns Paläſte, Synagogen, Schulen, die den Juden gehört haben, von ihnen erbaut worden ſind. Samuel Levi war um 1350 der allmächtige Schatzmeiſter des König Peter. Levi hat einen großen, heute in Trümmern liegenden Palaſt erbaut, eine Synagoge geſtiftet, ſein Volk hier glänzend vertreten. Aber er fiel bei dem harten König plötzlich in Ungnade. Der Herrſcher ließ alle Güter des Hofjuden einziehen, der Palaſt kam in andere Hände, die Synagogen blieben aber noch dem hebräiſchen Cultus erhalten. Die katholiſchen Könige Ferdinand und Iſabella glaubten die Chriſtianiſirung Spaniens nicht eher vollendet, bis ſie nicht auch alle Juden aus dem Lande vertrieben, den Boden gänzlich von allen Ungläubigen gereinigt hätten. 1492 geſchah dieſes. Viele Juden zogen über das Mittelmeer ihren mauriſchen Genoſſen nach, die meiſten zerſtreuten ſich über Frankreich, die Niederlande und ganz Weſteuropa. Die Inquiſition Torquemada's, deſſen Glaubensgerichte hier überall Scheiterhaufen entzündet, auf denen Ketzer und Ungläubige gebraten wurden, hat dann die letzten Reſte von dieſen vernichtet. In Spanien, das durch den ſtrenggläubigen Fanatismus gänzlich geſäubert worden iſt, findet man kaum eine Spur mehr von einer Be-

völkerung, die im Mittelalter hier Schätze an Bildung, Kenntniſſen, Gold und Gütern beſeſſen hat. Nur in Toledo allein führt man uns zu einigen ſtillen, verſchloſſenen, alten Kirchen, die ehemals berühmte Synagogen geweſen ſind. Der alte Tempel, heute der Madonna del Tranſito geweiht, trägt nur wenige, kaum mehr kenntliche Spuren ſeiner früheren Beſtimmung. An dem gothiſchen Altar, dem Allerheiligſten der Synagoge, macht der Führer uns auf ſeltſame hebräiſche Inſchriften aufmerkſam, die den Gott Iſraels preiſen, den König Don Pedro, den Erbauer des Tempels, Samuel Levi. Das Gebälk des Daches ſoll von Cedernholz des Libanon gezimmert ſein, das Levi zu Schiff nach Spanien hat bringen laſſen. Intereſſanter iſt die Kirche Santa Maria La Blanca, ebenfalls eine Synagoge, mitten in der alten Judenſtadt von Toledo gelegen. Auf kräftige Pfeilermaſſen, die wie ein dichter Wald das Innere füllen, gekrönt von bizarren Capitälen antiker, byzantiniſcher und phantaſtiſcher Geſtalt, ſtützen ſich ſchlanke mauriſche Bogen, kühn geſpannt. Phantaſtiſches Ornamentenwerk umſpielt dieſe Bogen, reiche Verzierungen laufen um die Wände. Gegen dieſe alte Pracht contraſtirt die ſchlichte, rohe Holzdecke, die wie ein erbärmliches Nothdach gegen Wind und Wetter erſcheint. Synagoge, Kirche, Findelhaus, Kaſerne, Magazin iſt dieſes Gebäude nach einander geweſen. In neueſter Zeit hat man geſäubert, ergänzt, reſtaurirt, aber in ziemlich barbariſcher Weiſe, mit Gyps und Tünche, die zu dem ſteingrauen, ruinenfarbenen Ton der Geſammtheit ſchlecht ſtimmen. Ziemlich unberührt ſind zwei Brunnen im Vorhofe geblieben, an denen zu jüdiſcher Zeit die beiden Geſchlechter ihre Waſchungen verrichtet haben. Das Mittelalter herrſcht in Toledo vor, dem Mittelalter gehören die intereſſanteſten Reſte in dieſer Ruinenſtadt an. Aber auch Antikes wird uns gezeigt. Ein Amphitheater, die Reſte einer Naumachie, Bäder in der Nähe eines zertrümmerten Arkadenbaues. Der Führer erzählt, daß in dieſe Baſſins die ſchöne Florinde, die Tochter des Grafen Juliano, nackt geſtiegen ſei, als der Gothenkönig Roderich ſie erblickt habe und von

ihren Reizen bezaubert worden ſei. Ein zärtliches Verhältniß habe ſich da angeſponnen. Ein anderer kleiner Roman haftet an Trümmern in einem Gartengrunde, die man den Palaſt der ſchönen Maurenprinzeſſin Galiana nennt. Karl der Große ſoll hier am Hofe ihres Vaters, des Maurenkönigs Alfahni, gaſtlich aufgenommen worden ſein, ſich ſterblich in die reizende Galiana verliebt, dieſe bewogen haben, ſich taufen zu laſſen, ihm ins Frankenland zu folgen, römiſch-deutſche Kaiſerin zu werden.

Der in Toledo verbrachte Tag gehört zu den intereſſanteſten der ſpaniſchen Reiſe. Die großartigſte Gebirgsnatur, die Romantik der Lage, die Reſte römiſcher, weſtgothiſcher, mauriſcher, jüdiſcher, caſtilianiſcher Cultur, der Athem einer reichen Geſchichte, der dieſe impoſante Ruinenſtadt durchweht, feſſeln den Wanderer bei jedem Schritte. Größer kann kaum ein Gegenſatz gedacht werden, als der zwiſchen der nüchternen, modernen, inhaltloſen Hauptſtadt des Geſammtkönigreichs, dem eleganten Madrid, und der älteſten Königsſtadt Toledo, der altersgrauen, ernſten, ehrwürdigen, dem Horte des altcaſtiliſchen Adels und der römiſchen Hohenprieſterſchaft. Es iſt eine völlig andere Welt, in der wir dieſen genußreichen Tag verleben. Für das heutige Toledo, die Kleinſtadt, die ſich enge um die gothiſche Kathedrale ſchließt, bleibt nur wenig Muße übrig. Wir ſchlendern über den Zacodover, den baumbepflanzten Hauptplatz der Stadt, auf dem zu allen Zeiten das Volk von Toledo ſich verſammelt hat, wir treten in die beſcheidenen Verkaufsſtätten, in denen man kunſtvolle toledaniſche Stahlwaaren, Dolche, Meſſer, Schmuckſachen, zierlich mit Silber und Gold eingelegt, feilbietet und ſchlendern, lange ehe der Zug abgeht, die Stiegen hinab, die von dem ſteilen Felskopf in den Grund des Tajo führen, wo die Eiſenbahn ihre Station erbaut hat. Denn der Anblick der auf dem hohen Rande des Granitkegels hinlaufenden Zinnenmauer, der alterthümlichen Thore, der Thürme, Kuppeln, Hufeiſenbogen, Palaſtfronten aus allen Zeitaltern, der Blick in die enge Schlucht, aus welcher der Tajo über natürliche Steinwehre hinabbrüllt, das will noch einmal gründlich genoſſen, dem Gedächtniß ein-

geprägt ſein. Das iſt kaum nöthig, denn ein Eindruck, wie Toledo ihn bietet, haftet ſicher, ſo etwas vergißt ſich niemals, weil es einzig in ſeiner Art iſt. Der Abend ſah uns wieder auf dem Pflaſter von Madrid, in dem ſtrahlenden Glanze ſeiner Puerta del Sol, an der reichbeſetzten Wirthstafel des Gaſthofes.

Escorial.

(1880.)

Escorial.

Die verſchiedenen Gaue des alten Spanien werden meiſt von natürlichen Grenzwällen gegen einander abgeſchloſſen. Das andaluſiſche Land ſcheidet die Sierra Morena von Neucaſtilien, zwiſchen dieſem und dem altcaſtiliſchen Königreiche, dem Stammlande des katholiſchen Herrſchergeſchlechtes, erheben ſich die ſchneegekrönten Bergzinnen der Sierra de Guadarama weit höher, rauher, unwirthlicher, als das Hochland der Morena. Faſt am höchſten Punkte des Joches, über das der Weg nach Norden führt, auf der Grenzſcheide der beiden Caſtilien, liegt in der öden, einſamen Granitwüſte Escorial. Die Eiſenbahn berührt die berühmte Schöpfung Philipps II. Es iſt eine traurige, einförmige Fahrt über die Steppe, in der Madrid liegt, hinauf in das rauhe, wilde Gebirge. Mächtige Steinblöcke liegen umher auf der Berghaide, aller Ackerbau hört faſt gänzlich auf; immer ernſter, immer ſchauriger wird die Landſchaft. Der Zug dringt hinauf in die Maſſen der Guadarama. Das Wetter war der Scenerie angemeſſen. Auf den Höhen lag feſter Schnee, bis tief hinab hatte heute noch der zu Flocken kryſtalliſirte Regen die Abhänge leicht beſtreut. Wolken hingen ſchwer herab, Dunſt ballte ſich um die einzelnen Höhen, quoll aus den Schlünden hervor. Der Zug keuchte ſchwerfällig aufwärts. Auf einer Vorſtufe des Hochgebirges breiten die Gebäudemaſſen des Escorial ſich aus, gelblich-grauer Granit wie aller Boden umher. Die ernſte, kalte, nicht einmal imponirende Architektur ſcheint aus den natürlichen Felſen herausgeſägt zu ſein, ſo ſtarr, ſo grau, ſo ſchmucklos, ſo grabesdüſter erſcheint dieſe Schöpfung des

einſiedleriſchen Königs, die mit gleichen Rechten Kirche, Kloſter, Herrſcherpalaſt genannt werden kann.

Der Zug hält unten in einem kleinen Dörfchen. Ein größeres liegt oberhalb am Berge, in unmittelbarer Nähe des unheimlichen Monumentalbaues. In etwa 20 Minuten geht man auf gewundener Landſtraße hinauf, ſchneller als die Maulthiere, welche die beladenen Omnibuſſe in den Ort ſchleppen. Die Fonda de Miranda iſt ganz auf Touriſtenbeſuch eingerichtet, gefüllt mit Engländern, Franzoſen, Amerikanern, mit unverſchämten Preiſen, höheren als die der guten Gaſthöfe von Madrid, voll Lärm, Kellnergerenne, buntem Aufputz, ſo ganz und gar nicht in die ernſte Umgebung hineinſtimmend. Ich wollte einen vollen Tag dem Escorial widmen, nicht die knappe Zeit zwiſchen zwei Zügen zu ſchneller Beſichtigung benutzen, wie alle Anderen. Die Miranda war unleidlich. Da wies mir ein dienſtfertiger Escorialeſe ein freundliches, ſtilles Haus am Markte, eine Caſa de Huespeda, eine Art Penſion, in der die Beamten und Lehrer des königlichen Collegs zum Theil wohnen. Ich fand ein ſtilles Zimmer mit Schlafcabinet, volle Ausſicht auf das Gebirge und den Granitbau, freundliche weibliche Wirthsleute, gutes ſpaniſches Eſſen, vortrefflichen Rothwein, und war glücklich aus jenem wüſten Lärm in dieſe beſchauliche Stille geflüchtet zu ſein.

Die Lage von Madrid mitten in der neucaſtiliſchen Steppe ſcheint Philipp II. noch zu freundlich, zu angenehm geweſen zu ſein. Kaum hatte er dem Lande dieſe Hauptſtadt künſtlich geſchaffen, da zog er ſich wieder aus ihr zurück. Ein Reſidenzſchloß hat er in Madrid niemals gebaut. In der Einöde dieſes wilden, kalten Granitgebirges fühlte der düſtere Mann ſich wohler, ein Kloſter ſagte dem bigotten Monarchen als Wohnung mehr zu, als ein Palaſt in der weltlichen Hauptſtadt. Philipp gründete Escorial. Er ſchuf es, um ein dem heiligen Lorenzo gethanes Gelübde zu erfüllen, zur Sühne, weil er deſſen Kirche bei der Belagerung von St. Quentin hatte beſchießen müſſen. Aberglauben, Vertrauen auf übernatürliche Hilfe des Himmels, auf fromme Werke, um Gott und ſeine Heiligen zu verſöhnen, theilte

der König von Spanien mit den niedrigſten ſeines Volkes. Philipp war in jedem Sinne ein echter Spanier. So entſtand dieſes düſtere, dem Heiligen geweihte Granitkloſter auf den Vorhöhen der wilden Guadarama. Die Gebäudequadrate fügen ſich zum Andenken an den Märtyrertod des St. Lorenz, der bei lebendigem Leibe auf einem Roſt gebraten wurde, in Roſtform zuſammen. Einförmig umſchließen die Längen- und Quertracte gleichmäßige quadratiſche Höfe. Die Maſſigkeit des ungeheuern Gebäudekörpers wird kaum belebt durch einen Brunnen hier, einen Thurm dort. Denn der graue, kalte, rohbehauene Granit ertödtet allen Wechſel, alles Leben. Der todte Stein bildet die Wände, liegt auf dem Fußboden, bekleidet Gewölbe und Decken. Wie ein rieſiges, aus unzähligen Kammern zuſammengeſetztes Grab erſcheint der ganze Escorial. Dumpfe, kalte Luft ſtreicht durch die Gänge und Höfe, mit fröſtelndem Grauen wandeln wir durch die menſchenleeren Hallen, die mit feuchter Kellerluft gefüllt ſind. Selbſt die wenigen ornamentalen Zuthaten wirken ernſt, faſt beklemmend auf das Gemüth. Ueber der aus mächtigen Granitblöcken geformten Eingangspforte zum Kloſter ſteht der Schutzpatron, der heilige Lorenzo, aus demſelben grauen Stein gemeißelt, Haupt und Hände von weißem Marmor, den goldenen Roſt in der einen, ein Buch in der anderen Hand. Einmal noch, als wir durch einige Höfe vordringend, zur verſchloſſenen Kirche gelangen, wird die Eintönigkeit unterbrochen durch ernſte Ornamente. Doriſche Granitſäulen ſind der Façade vorgeſtellt, die Bildſäulen altteſtamentariſcher Könige, David und Salomo, Joſias und Manaſſe, Joſaphat und Ezechiel krönen dieſe Façade, graue Geſtalten mit Sceptern und Kronen von Gold.

Dieſes mitten in grauſiger Gebirgsöde gelegene Kloſter hat der König ſich zur Reſidenz auserſehen. Nach der Thalſeite hin, ſpringt aus der Mitte des quadratiſchen Baues, an die Kirche ſich lehnend, ein Arm hervor, der den Handgriff des Roſtes vorſtellen ſoll. Hier liegen die Wohngemächer des Königsgeſchlechts, hier hat Philipp mit Vorliebe gelebt, hier iſt er geſtorben. Madrid und Escorial ſind die beiden Schöpfungen,

durch die der König ſich unſterblich gemacht. Allen ſpäteren Nachfolgern, vielleicht mit einziger Ausnahme Karls III., hat der mächtige, ſtarke Willen dieſes Monarchen gefehlt, die Kraft, die ihm das Bewußtſein gegeben, eins zu ſein mit ſeinem Volke; für Spanien war Philipp ein volksthümlicher Regent, weil er immer im Sinne des Volkes und der Ueberzeugungen deſſelben gehandelt hat. Groß, aber düſter, kalt, abſtoßend, grauenerregend wie ſein Erbauer iſt der Escorial, deſſen allereigenſte Schöpfung. Streng iſt der Charakter derſelben feſtgehalten, ſie ſoll Kloſterwohnung ſein, iſt aber eigentlich ein weites Grab. Aehnlichen Eindruck ungefähr wie dieſe todten, einförmigen Granitquadrate mögen die düſteren, in Stein gehauenen Grabkammern der altägyptiſchen Könige machen; wie dieſe dürfte auch Escorial Jahrtauſende überdauern. Man meint den Geiſt des großen, mönchiſchen Despoten noch immer in den dumpfigen Räumen des Escorial umherwandeln zu ſehen, die jetzt, menſchenleer nnd verlaſſen, wie ein rieſiges Todtenmal daliegen. Die bourboniſchen Nachfolger des Königs haben ihn entweder nicht mehr verſtanden oder abſichtlich den Charakter der Reſidenz verändert; die Einheit der Stimmung iſt jedenfalls durch ſie zerſtört worden.

Ein Schließer bietet ſeine Dienſte an. Die Kirche iſt eines beſonderen Beſuches werth. Wir vertrauen uns zuerſt ſeiner Führung, um die königliche Wohnung zu ſehen. Eine graue Steintreppe hinan, durch Corridore ganz aus grauem Granit gehauen, führt der Mann uns zu einer Thür in dem vorſpringenden Arm des Roſtbaues. Er öffnet. Aus der feuchten, kalttönigen, ſtarren Umgebung treten wir plötzlich in eine Welt der Ueppigkeit, des Glanzes, der heiteren Kunſt ein. Wir hatten gemeint, daß uns der Caſtellan die Klauſe zeigen ſollte, in welcher Philipp gelebt und geſtorben. Wir blicken hinab in eine ſcheinbar endloſe Reihe von Salons; der Empfangsſaal fremder Geſandtſchaften, ein Boudoir, ein elegantes Arbeitszimmer, ein Speiſeſaal, Galerien, die Wände mit Gemälden und Bilderteppichen bedeckt, ſchließen ſich an einander. Es iſt als ob eine Wünſchelruthe in dieſes düſtere Granithaus eines aſcetiſchen Königs ein

Stück von Verſailles hineingezaubert habe aus der wollüſtigen, üppigſten Zeit des Bourbonengeſchlechtes. Wir ſind einmal gefangen, der Bewunderung der entzückten Genoſſen unſerer Beſichtigung läßt ſich nichts unterſchlagen, wir müſſen geduldig alle Einzelheiten einer altväteriſchen Pracht in Augenſchein nehmen, wie man ſie in jedem Königsſchloſſe Europas findet. Vieles iſt an ſich von hoher Schönheit. Niederländiſche und franzöſiſche Kunſtwirkereien aus Arras, von Gobelin, Aubuſſon bekleiden die Wände mit warmer, farbenſtrahlender Hülle. Schäferſcenen, mythologiſche Gruppen, wie das vorige Jahrhundert ſie liebte; ſpaniſches Volksleben, komiſche Stierkämpfe, Promenaden am Ufer des Manzanares, Wurſthändler, Fandangotänzer, niederländiſche Genreſcenen, zechende, ſcherzende, derb komiſche Volksgruppen, wie Teniers und Jan Steen ſie gemalt, ſind auf dieſen gewirkten Tapeten in voller Farbenfriſche dargeſtellt. Möbel aus dem vorigen Jahrhundert, aus der glänzenden Zeit Karls III., mit verſchoſſenen Damaſtbezügen, kunſtvoll gearbeitete Pendules auf Kaminen und Schränken, dann in anderen Räumen eine königliche Ausſtattung in dem prunkvollen antikiſirenden Stil der erſten franzöſiſchen Kaiſerzeit erregen Staunen, feſſeln ſelbſt die Aufmerkſamkeit deſſen, der erſt widerwillig auf dieſe altmodiſche Pracht geblickt. Der Contraſt iſt eben zu grell, um nicht zu wirken. Andere Zeiten folgen und anderer Geſchmack. Pompejaniſche Zimmer, rother Grund mit antiker Decorationsmalerei enthält Escorial ebenfalls, daneben entzücken uns Marqueterien, Intarſien farbiger Hölzer von kunſtvollſter Arbeit, hoher Schönheit, großem Werthe; breite Liſenen laufen längs der Wände, ganz mit Streifen feinſter Stickerei bedeckt. Porzellanvaſen, Kunſtbronzen, Gemälde, von welchen letzteren allerdings ein großer Theil der beſten in das Muſeum von Paris übergeführt worden iſt, bilden die künſtleriſche Ausſtattung der königlichen Gemächer. Alles erſcheint prachtvoll, üppig, Vieles ſehr ſchön. Der harte, kalte Granit verſchwindet vollſtändig hinter Gold, Seide, Teppichen, Holzgetäfel, hinter dem überfeinen Luxus der letzten Jahrhunderte, der nirgends mehr ſich entfaltet als in Spanien. Escorial iſt

dauernd Residenz geworden, ist es zum Theil während des Frühjahrs noch. Dazu stehen die Reihen von Repräsentationsräumen, dazu die Empfangssäle für die Gesandten bereit. Eine lange Halle, die sich an diese Flucht von Sälen schließt, zeigt an ihren Wänden mittelmäßige Fresken, Schlachtenbilder, Kämpfe der Christen gegen die Araber, den Tag von St. Quentin, Flotten Philipps II., eine Mustersammlung der wunderbaren Schiffsconstructionen jener Zeit. Wir können den fremdartigen Eindruck solcher weltlichen Pracht an dieser Stätte nicht verwinden, uns beschleicht immer das Gefühl, als ob der königliche Bauherr im Grabe gestört werden müsse durch diesen Prunk der Bourbonen, der kaum in Versailles seinesgleichen findet. Wiederholt unterbrechen wir den Führer mit der Frage, ob denn Philipp II. hier wirklich gewohnt habe? Immer vertröstet er uns.

Der Mann mit dem Schlüsselbunde öffnet in dem mit Kriegsfresken geschmückten Hallengange eine niedrige Thür. Sie führt zu einer engen Stiege. Wir überlassen die Damen, die Priester, die Engländer ihrer Enträthselung der naiven Wandgemälde und folgen dem Schließer hinab ins Erdgeschoß. Wir schreiten durch einen engen düsteren Gang, graue Steinwände, unbekleidet, äußerste Aermlichkeit. Er führt zu einer Reihe kleiner Zimmer, Zellen eigentlich, wie für Mönche oder Gefangene bestimmt. Alles roh und kahl, nur der untere Theil der Wände mit Azulejos, farbigen Fayenceplatten, bekleidet. Harte Stühle, von einfachen Leisten zusammengeschlagen, ungepolstert, nur mit dunklem Leder überzogen, von Rauch und Alter geschwärzte Heiligenbilder an den nackten Wänden, ein roh gezimmerter Schreibtisch, ein Tintenfaß, ein abgegriffenes Gebetbuch, eine Lagerstatt, eine Art Kreuzschemel, um die von Gicht geplagten Füße darauf zu strecken, und ein Betpult: das bildet die Ausstattung der Wohnung des königlichen Erbauers, in der wir uns hier befinden. Mönche und Gefangene wohnen besser. In dem ersten größeren Raume mußten die Granden Spaniens, die Gesandten fremder Mächte harren, bis der düstere Autokrat seine Andachtsübungen beendet hatte, hier ertheilte er Audienzen, von dieser Stätte aus wurde

Spanien regiert. Enger, dunkler, unheimlicher ſind die anderen Gemächer, in denen der König wohnte, arbeitete, ſchlief. Auf dem harten Lager hat er die langen Qualen der ekelhaften Krankheit ausgeſtanden, an der er, von Ungeziefer verzehrt, geſtorben iſt. Die Zelle erſcheint dem Eintretenden ſo dunkel, daß er die ärmliche Einrichtung kaum erkennt. Der Caſtellan ſtößt einen Holzladen an der dem Bett gegenüberliegenden Wand auf. Ein blendender Schein von Licht, Gold, Marmor und edlem Geſtein dringt plötzlich in die Zelle. Wir blicken gerade auf den Hauptaltar der Kloſterkirche. Von ſchneeweißem Marmor und farbigem Jaspis erbaut ſich der Altar mit Säulen, goldenen Capitälen auf einer breiten Tribüne; goldſtrahlende Bildſäulen von Heiligen, koſtbare Gemälde ſchmücken ihn. Zu beiden Seiten unterbrechen reich ornamentirte Niſchen die Wand der Altarkapelle, mit ſchwarzem Marmor bekleidet. In der einen Niſche knieen Kaiſer Karl V., mit weitem, goldenem Mantel bedeckt, zur Seite Iſabella, die Mutter Philipps, hinter ihnen eine junge Tochter und zwei Schweſtern des Habsburgers, der die halbe Welt beherrſcht hat. Die andere Niſche füllt Philipp ſelbſt aus, kniend wie jener und ebenfalls mit dem Herrſchermantel drapirt, umgeben von drei ſeiner Gemahlinnen und dem jungen Infanten Don Carlos, dem unglücklichen Helden der Schiller'ſchen Tragödie. Von der Deckenwölbung ſtrahlen farbenglänzende Fresken hernieder, die Krönung der Mutter Gottes darſtellend, umgeben von den vier großen Propheten. Aus ſeiner Noth, von dem Schmerzenslager ſeiner Zelle blickte der königliche Hypochonder auf dieſe goldige, farbenleuchtende Stätte, die er Gott und dem heiligen Lorenz geweiht hatte. Er ſah den Prieſter am Altar ſeines heiligen Dienſtes walten, er hörte die langhallenden Geſänge der Mönche, er fand Linderung und Troſt im Gebete, wenn körperliche und geiſtige Schmerzen den alten Despoten marterten. Hier, angeſichts ſeines lebendig gewordenen Gottes iſt Philipp geſtorben. Dieſe Zelle mit dem Blick auf den herrlich geſchmückten Hauptaltar der Kirche von Escorial iſt von unbeſchreiblicher Wirkung. Hier athmet man wirklich hiſtoriſche Luft. Dieſe Stätte hat durch den fürchter-

lich großen Mann ihre Weihe erhalten. So etwas giebt es nirgends wieder. Die Alhambra in Andaluſien am Fuße der Sierra Nevada und Escorial in der wilden Oede der rauhen Guadarama ſind Ziele, allein eine Reiſe nach Spanien werth.

Es war ſpät geworden, zu ſpät, um noch die Kirche ſelbſt, die Königsgruft und die Sakriſtei zu ſehen. Ich hatte ja Zeit bis morgen, war froh, als der Touriſtenſtrom ſich den Berg hinab zum Bahnhof wälzte. Zuerſt warf ich noch einen Blick in die Gärten, die ſich von dem Kloſterſchloſſe den Abhang hinunter ausdehnen. Sie ſind verwildert wie alle derartigen Anlagen in Spanien, ſchlecht gehalten, aber auch in ihrem Plane troſtlos einförmig, ſteif, traurig, wie das Ganze. Das Wetter hatte ſich etwas aufgeklärt. Es hing zwar noch ſchweres Gewölk am Himmel, aber der Dunſtſchleier war verſchwunden, ein mildes, kühles Licht ließ die Landſchaft weniger ernſt erſcheinen. Eine Wanderung ins nahe Gebirge beſchloß den Tag. Der Charakter bleibt immer derſelbe. Rauhes Geſtein bildet den Grund, auf dem mächtige Blöcke umherliegen. Büſchel von Ginſter, wildem Rosmarin, Dornengeſtrüpp, ab und zu der verkümmerte Stamm einer immergrünen Eiche iſt der einzige Pflanzenwuchs, der außer ſpärlichem Kraute in dem Geſtein wurzelt. Schafheerden, gehütet von zerlumpten, abenteuerlich wild ausſehenden Hirten, ſuchen an den Abhängen ihre ſpärliche Nahrung. Eine Schlucht ſpaltet oberhalb des Kloſters die Wände der Guadarama. In ihr führt ein Kletterſteig aufwärts. Das kleine Bächlein, das da hinunterkommt, von ſeinem kühlen Waſſer einen Theil dem Orte abgiebt, mag manchmal wild und gefährlich werden. Zweimal hat man mit gewaltigen Granitblöcken in dem Grunde ein Wehr aufgeführt, den Lauf eingedämmt, der Flut nur eine kleine Oeffnung, ein Thor gelaſſen, durch das ſie hinabſtrömen kann. Das Uebrige wird zurückgehalten, um Ueberflutung zu verhüten. Wäre das munter rieſelnde Waſſer nicht geweſen, ſo hätte die ſchaurige Wildniß dieſer Gebirgsöde den Wanderer melancholiſch ſtimmen müſſen. Immer unbegreiflicher erſcheint es, wie ſolche Stätte ein Menſch, ein Herrſcher zum Wohnſitz hat auswählen

können. Ein Glücklicher baut nicht hier, nicht so, das fühlen wir auf jedem Schritte. Nur ein zerrissenes Gemüth, ein mächtiger Geist auf Irrwegen konnte auf den Gedanken kommen, Escorial zu seiner Residenz zu machen. Beim Hinabsteigen gewinnt man der Situation einige malerische Momente ab. Die jäh abfallenden Wände der Bergschlucht verschließen den weiteren Umblick. Sie bilden einen engen, dunklen Rahmen um das rostförmige Kloster mit den vier gleichmäßigen Thürmen auf den Ecken und der Kirchenkuppel in der Mitte, das uns zu Füßen liegt, einförmig, grau, kalt.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Die Züge von Madrid langten erst spät am Vormittage an, der Morgen war still, friedlich, einsam. Es deutete Alles auf gutes Wetter. Nur an den Bergspitzen hafteten Wolkenfetzen, Frühnebel kämpften gegen die Sonne, die zuletzt siegreich durchbrach. Die Kirche stand offen, man brauchte zunächst keinen geschwätzigen Führer und Erklärer. Nur wenige Andächtige, Frauen mit schwarzen Mantillas und Schleiern gingen lautlos über die Granitplatten der Höfe, in denen nur das Wasser der Brunnen mit leisem Gemurmel die Todtenstille brach. Aus einer halbdunkeln Vorhalle unter dem Chor, auf welchem ehemals die Mönche gesungen haben, blickt man zuerst in die Kirche durch ein vergoldetes Gitter von massivem Schmiedeeisen. Auch diese Kirche ist grauer Granit, ein griechisches Kreuz mit ausgefüllten Ecken, so daß sie ein Quadrat bildet. Die vier mächtigen Pfeiler, welche die Kuppel tragen, die Wände, der Fußboden, Alles ist grauer, harter, kalter Stein. Nur die Nischen der Altäre, die den Innenraum rings umgeben, die Wölbungen, die Kuppel treten aus diesem starren Rahmen glänzend hervor. Goldene Gitter schließen jene Altarkapellen ab, von hellem Marmor, Porphyr, Jaspis sind die Altäre errichtet, Fresken bedecken die Wölbungen; Gemälde, goldene Kreuze, blinkendes Geräth schmückt jeden einzelnen Altar. Harte Contraste überall in diesem wunderbaren Bau. In der Mitte hängt eine brennende Ampel herab, wie ein einsamer Stern am Himmel. Einzelne Andächtige, in schwarzen Mänteln

die Männer, in Schleier verhüllt die Frauen, knien ſtumm auf den Matten, die vor den Altären den Stein bedecken. Kein Prieſter lieſt Meſſe, kein Geſang erſchallt, nur einige Beichtſtühle ſcheinen beſetzt zu ſein; das Flüſtern der frommen Reuigen vernimmt man in der abſoluten Stille. So muß die Kirche des Escorial geſehen werden, nicht mit dem Touriſtenführer, der den heiligen Raum erklärt wie ein Muſeum. Auch wir gingen von einem der Nebenaltäre zum anderen. Auf jedem der Gemälde in dieſen 48 Niſchen, die verſchiedenen Heiligen geweiht ſind, wird das Martyrium und die Extaſe des chriſtlichen Dulders mit dem ganzen Realismus dargeſtellt, der der neapolitaniſch-ſpaniſchen Schule eigen iſt. Philipp II. hat dieſe Ausſchmückung nicht vollendet. Erſt unter ſeinen Nachfolgern ſind die meiſten der Gemälde entſtanden, von unbedeutenderen Künſtlern viele, einige von Velasquez und von Luca Giordano. Dieſer Neapolitaner iſt der eigentliche Maler des Escorial. Unter Karl II. erſt hat der Künſtler die Wölbungen der Kirche mit lebensvollen, natürlich ſtark naturaliſtiſchen Fresken geſchmückt, einer Verkündigung und Empfängniß der Jungfrau, einer Geburt Chriſti, einer Anbetung der Könige, einem jüngſten Gericht und mehreren Allegorien. Unter jedem der Altäre ſind Reliquien beſtattet, dem Heiligen angehörend, dem der Altar geweiht iſt. Viel giebt es zu ſehen in der Kloſterkirche des Escorial, auch Kunſtwerke von Bedeutung. Was bedeutet hier aber alle Kunſt? Sie vermag weder zu erheben noch aufzuheitern, auf dem Geiſt laſtet ſtets ein Druck, als ob alle dieſe Granitmaſſen ihn beſchwerten.

Schließlich müſſen wir doch noch die Hilfe des Sakriſtans in Anſpruch nehmen. Er gleitet uns hinab in die Königsgruft, öffnet die Sakriſtei. In dieſer zeigt er uns die Schränke, gefüllt mit den Schätzen des Gotteshauſes, den Leuchtern, Kelchen, Monſtranzen, Crucifixen, den Weihgeſchenken, welche ſpaniſche Königskinder hier geſtiftet haben. Kryſtallſpiegel, ſeltſamer Schmuck für ſo heiligen Raum, ſtammen von der ſchönen Anna von Oeſterreich, der ſpaniſchen Gemahlin Ludwigs XIII. Die koſtbaren Gemälde, die hier und an andern Orten den Escorial ſchmückten,

hat Isabella II. alle nach Madrid bringen und im Museum aufhängen lassen. Als ganz besondere Kostbarkeit zeigt uns der Meßner den Altar der santa forma, ein Kunstwerk aus Marmor, Bronze, Jaspis, das die heilige Hostie, der diese Stätte geweiht ist, umschließt. Die Reliquie soll von Ungläubigen beschimpft, mit Füßen getreten sein, dann Wunder gewirkt haben und ward vom deutsch-römischen Kaiser Rudolph II. an Philipp II. geschenkt, der ihr hier den kostbaren Schrein hat erbauen lassen. Das Altargemälde verdeckt die Reliquie. Nur selten senkt es sich an heiligen Tagen herab und läßt das goldene Tabernakel, in dem die santa forma ruht, die Andächtigen sehen. Der Führer macht uns auf die Chorstühle aufmerksam, zeigt uns den Sitz, auf dem der König mitten unter den Mönchen sich an den Andachts- und Bußübungen betheiligt hat, schließt eine kleine Seitenkapelle auf, um einen wunderbar ausdrucksvollen Christus am Kreuz, von weißem Marmor der Körper, das Kreuz von schwarzem, anstaunen zu lassen, ein Werk Benvenuto Cellinis, wie die Inschrift sagt. Die berühmte Bibliothek des Escorial wollten wir nicht besehen, dazu war die Zeit zu kurz.

Zu der Grabstätte der spanischen Könige folgten wir dem Manne aber hinab. Farbiger Marmor und Goldbronze bilden die Pforte, die zu dem Grabgewölbe führt. Ein düsteres Vorgemach dient als Zwischenstation für den Leichnam, als eine Art Reinigungsort, ein Wartezimmer, aus dem die Bestattung erfolgt. Das königliche Grabgewölbe, eine achteckige, etwas gedrückte Halle, verschwenderisch mit kostbarem Gestein, mit Goldbronze geschmückt, erscheint wie ein großes Columbarium. Gegenüber der Eingangspforte erhebt sich der Altar mit einem goldenen Christus; in die anderen sechs Seiten der achteckigen Gewölbehalle sind je vier Reihen Nischen getieft, in denen schwarze Marmorsarkophage, stark mit Goldbronze montirt, die Ueberreste der Könige bergen. Zwei solcher Nischen füllen den Raum über der Eingangspforte. Von Karl V. ab liegen alle Könige Spaniens bis auf Ferdinand VIII. hier bestattet und zwar auf der einen Seite. Die Nischen zur Linken enthalten die Marmorsärge solcher Königinnen,

deren Nachkommen den ſpaniſchen Thron beſtiegen haben, und ebenfalls beginnt Iſabella, die Gemahlin Karls V., die Mutter Philipps, die Reihe. Ein anderes, einfacheres Gewölbe, ebenfalls mit Niſchen verſehen, enthält die Särge der Infanten und der Königsfrauen, die ohne Nachkommen geſtorben ſind. Die Königsgruft iſt eine der erhebendſten Stätten des Escorial. Hier geht die ernſte Stimmung nicht in düſtere Melancholie über, hier contraſtirt nicht greller Pomp mit ascetiſcher Rauhheit. Solide würdige Pracht ſchmückt dieſe Stätte des Todes, die einzige, an der Philipp ſich eine wahrhaft königliche Wohnung geſchaffen hat. Ein gewiſſes klöſterliches Raffinement beherrſcht auch hier das Sinnen und Schaffen des mönchiſchen Monarchen. Er hat die Gruft ſeines Geſchlechtes ſo angelegt, daß der Prieſter am Hochaltare beim heiligen Amte auf dem Schlußſtein des Gewölbes ſteht, der Segen eines jeden Meßopfers alſo auf die königlichen Leichname herniederſtrömt. Heute freilich iſt der Hochaltar meiſt verwaiſt, nur ſelten füllt die Kloſterkirche ſich mit Andächtigen. Escorial iſt nur noch ein Denkmal vergangener Zeiten, ein hiſtoriſches Monument.

Burgos.

(1880.)

Burgos.

Erſt nördlich von der Guadarama betreten wir den eigentlichen altſpaniſchen Boden, das altcaſtiliſche Land, aus deſſen Boden die Herrſcher- und Rittergeſchlechter, die Geiſtlichkeit und die Mönchsorden hervorgegangen ſind. Caſtilien, das Land der Caſtelle, der Ritterburgen und Feſtungen, bildete im Mittelalter das breite Bollwerk vor den Königreichen von Leon, von Navarra, von Aſturien, in denen der Islam nur kurze Zeit feſten Fuß zu ſetzen vermocht hat. Zuerſt in halber Abhängigkeit von Leon, haben die Grafen von Burgos ſich bald zu der führenden Macht des katholiſchen Spanien aufzuſchwingen gewußt. Sie, die Stammväter der caſtiliſchen Könige, die ſpäter die Herrſcher über ganz Spanien geworden ſind, können auf ein ſtolzes, ruhmreiches Geſchlecht hinabblicken. Ferdinand der Heilige, Peter der Grauſame, Iſabella die Katholiſche heben aus der langen Reihe altcaſtiliſcher Herrſchernamen ſich hervor. Die energiſche Iſabella, die kampfesmuthige Beſiegerin von Granada, die Glaubensſtreiterin, die die letzten Araber übers Meer getrieben, die Halbinſel vollſtändig katholiſch gemacht, hat bei ihrer Verheirathung mit Ferdinand von Aragonien nicht dieſem, dem Manne, die Namenführung des Herrſchergeſchlechtes überlaſſen. Nicht Aragonier nannten ſich die Könige, ſondern Caſtilianer, nach den Ahnen der Mutter, und im Munde des Volkes blieben die Könige Caſtilianer, auch als der Stamm der Habsburger das reiche Erbe angetreten hatte.

Die beiden Hauptzüge des ſpaniſchen Charakters, der Phyſiognomie von Land und Volk, wie Geſchichte, Cultur, Anſchau-

ungen ſie feſtgeſtellt haben, laſſen ſich zurückführen auf zwei Gauen, in denen ihre Heimath liegt, auf Andaluſien und Altcaſtilien. Dort finden wir noch heute die Spuren hoher Schönheit, heiterer Anmuth, reicher Talente. Alle Kunſtübung wurzelt allein in andaluſiſchem Boden; das maleriſche, paradieſiſch ſchöne, üppige, in phantaſtiſchen Formen ſchwelgende Spanien liegt allein in Andaluſien, deſſen Landes- und Volksart bis auf den heutigen Tag von mauriſchen Traditionen und Einflüſſen beſtimmt wird. Aber es giebt noch ein anderes Spanien, ritterſtolz und bettelarm, glaubensſtark und verwildert, ohne Kunſt und Cultur, voll Unwiſſenheit, Aberglauben, der Prieſterherrſchaft unbedingt ergeben, ein armes, trauriges Land, deſſen verkommene Ritterſchaft ſich kaum noch mit wenigen übrig gebliebenen Fetzen der alten Würde, des früheren Anſehens zu drapiren vermag. Unverfälſcht hat dieſes Spanien ſich nur noch in Altcaſtilien erhalten: die beſte Illuſtration, die Titelvignette dazu giebt ſeine alte Hauptſtadt Burgos. Der geſammte übrige Boden der Halbinſel trägt nur an wenigen iſolirten Punkten den ſpaniſchen Charakter ſo entſchieden zur Schau, wie dieſe beiden Hauptſitze des Islamismus und des ſtrengſten katholiſchen Glaubens, der intelligenten Coloniſten und der beſitzloſen Ritter, die wohl zu erobern, aber niemals zu cultiviren vermocht haben.

Dafür liefert das Land, das wir nordwärts der Guadarama im Dampfzuge durcheilen, den beſten, aber einen traurigen Belag. Verwüſtete, mittelalterliche Schlöſſer, in denen einſt die im Lande umherziehenden Herrſcher reſidirt haben, Kirchen und Klöſter, alte Gothik, hervorragend und einzig erhalten in der Oede, ärmliche, nachläſſige Bodencultur auf der weiten, kalten, von wenigen Hügelzügen durchſetzten Hochfläche, ernſte Romantik ohne großen poetiſchen Reiz, ſtarres Mittelalter inmitten der neuen Zeit, und ein Volk, häßlich, zerlumpt, armſelig, herabgekommen, in Müßiggang, Elend, Bigotterie verwildert, ſcheu und mißtrauiſch, dabei aber mit einem Zuge angeborenen Adels, mit natürlicher Gravität ausgeſtattet, die ſogar die Lumpen und Fetzen mit gewiſſem Anſtande zu tragen weiß: das iſt Caſtilien

und die Caſtilianer. Der Reiſetag iſt lang. Wir wollen in Valladolid übernachten, um nicht in tiefer Dunkelheit nach Burgos zu kommen. Dieſes Valladolid hat die alte hiſtoriſche Hauptſtadt entthront. Es hebt ſich, iſt Verwaltungsmittelpunkt geworden, während Burgos verfällt, verarmt, verkümmert. Valladolid beſitzt eine ſtark beſuchte Univerſität, ein bedeutendes Muſeum voll guter Gemälde, eine Kathedrale aus ſpäter Zeit, ſeine Einwohnerzahl iſt auf 60,000 geſtiegen, während das zuſammengeſchmolzene Burgos, die alte Hauptſtadt Caſtiliens, nur noch 14,000 zählt. Dafür trägt dieſe gothiſche Stadt aber noch rein und deutlich den hiſtoriſchen Charakter des caſtilianiſchen Landes und Volkes zur Schau, ſo ſcharf ausgeprägt, daß kaum ein fremder Zug das Bild ſtört. Altchriſtlich, ſtreng katholiſch, als ehemaliger Sitz zu Grunde gegangener Adelsgeſchlechter, ärmlich und verfallen erſcheint Burgos, ſelbſt verglichen mit allen alten Städten, die wir in Spanien kennen gelernt haben. Die Vegetation wird einfacher, ſie trägt den nordeuropäiſchen Charakter, je näher wir der alten Landeshauptſtadt kommen. Getreide auf den Ebenen, ſtarke Hölzer und ſaftige Weiden in den Bergen, das bietet die caſtilianiſche Landſchaft. Die ſchwache Bevölkerung vermag ihr Getreide nicht ſelbſt aufzuzehren, man giebt noch an die Hochgebirgsdiſtricte der Nachbar-Provinzen ab. Wein wächſt an wärmeren Abhängen in Fülle, die Trauben ſind auch von feinem Geſchmack und würden edlen Wein liefern, wenn Sorgfalt und Intelligenz der trägen Bevölkerung größer wären. Alles geht zurück. Ehedem züchtete Caſtilien bekanntlich die edelſten Wollenſchafe. Die feinen ſpaniſchen Wollen kamen meiſtentheils aus dieſen Gegenden. Die Heerden wurden ſpäter zum Theil nach Schleſien verkauft, andererſeits hat auſtraliſche Concurrenz dem Ertrage Abbruch gethan; heute iſt auch die Schafzucht tief geſunken.

Am frühen Vormittage langt der Zug in Burgos an. Es trägt durchaus den Charakter einer gothiſchen Stadt. Nicht nur die berühmte Kathedrale, ein Wunderwerk ſpaniſcher Gothik, beſtimmt dieſen, ſondern Thore, altes Gemäuer, die verſchiedenen

am Bergabhange verſtreuten Kirchen, die Burgen alter Geſchlechter tragen dazu bei, das alte Burgos ehrwürdig, intereſſant, maleriſch zu machen. Die Altſtadt, heute nur noch in wenigen engen, ſteilen Gaſſen vorhanden, klimmt den Berg hinan, deſſen äußerſte Spitze einſt die Burg der Grafen von Burgos, ſpäter die Schlöſſer der Könige gekrönt hat. Eine Neuſtadt, beſcheiden und ſtill, ſetzt ſich an jene obern und dehnt ſich aus bis zu den Promenaden an den Ufern des Arlanzon, der in weiter Biegung Stadt und Burgberg umfließt. In dieſer Neuſtadt liegen die Gaſthöfe, von denen uns die Fonda del Norte einigen Comfort und genügende Verpflegung bietet, da haben die Verwaltungen des modernen Staates ihre Gebäude errichtet, da ſehen wir Märkte, Läden, allerlei provinzielles Geſchäft in breiten, graden Straßen. Aber dieſer neue Theil von Burgos iſt ſehr wenig intereſſant. Wir ſuchen die alte Hauptſtadt Caſtiliens auf, die Schlöſſer, Kirchen, Denkmale einer untergegangenen Macht und Herrlichkeit. Nur die Macht und das Anſehen der Kirche und ihrer Prieſter ſteht noch in voller Blüthe und demgemäß ſind auch die Kirchen das einzig Erhaltene und Gepflegte in dieſer Welt voll hiſtoriſcher Trümmer, voll Denkſtätten untergegangener Ritter und Adelsgeſchlechter. Aus dieſer gothiſchen Welt ragt majeſtätiſch die Kathedrale hervor. Dieſer Wunderbau entſtammt in ſeinem Plane und ſeinen Anfängen dem Zeitalter des heiligen Ferdinand, dem 13. Jahrhundert alſo, der Periode höchſter Entwickelung und Blüthe des gothiſchen Stils. Er gehört zu deſſen vornehmſten Denkmalen auf ſpaniſchem Boden. Auf einer Vorſtufe des Stadtberges, auf der einſt ein Schloß der Grafen von Burgos geſtanden hat, erhebt ſich die Kathedrale majeſtätiſch über die Unterſtadt. Wie die meiſten der alten Hauptkirchen Spaniens verdankt auch dieſe dem Herrſcherwillen der Könige ihr Entſtehen. Niemals hat hier eine Gemeinde ſelbſt ſolche Kathedrale errichtet, ſelten hört man als Schöpfer und Erbauer die geiſtige Macht nennen, faſt immer ſind dieſe gothiſchen Gotteshäuſer Werke der glaubensſtarken Monarchie.

Schlanke, durchbrochene Pyramidenthürme weiſen uns den Weg zur Kathedrale. Ein Wald zierlich gezahnter Fialen, das hohe Dach einer Kapelle, die ſich faſt als ſelbſtſtändige Kirche an die Apſis des Hauptbaues lehnt, wachſen mächtig aus der umgebenden Häuſermaſſe empor; ſie bereiten uns auf den Anblick vor. Dennoch wird jede Erwartung übertroffen. Stände der Dom frei, ringsum überſchaubar, ſo wäre die Wirkung eine unbeſchreibliche. Aber wir müſſen uns jetzt aus den einzelnen Theilen das Ganze der Außenfaçaden zuſammenleſen. Hier ein Seitenportal von fein profilirten Spitzbogen, faſt gänzlich überkleidet mit einer ganzen Welt von Heiligen, Märtyrern, mittelalterlichen Sculpturen, dort eine andere Pforte, in der die ſpaniſche Renaiſſance ſich müht, der Gothik an Geſtaltenfülle, phantaſtiſcher Pracht, Reichthum der Ornamente nachzueifern. Oft leidet die Würde und Majeſtät des Gotteshauſes unter der Virtuoſität der bauenden und ſchmückenden Künſtler, die keine Grenze finden können, mauriſche, altſpaniſche, neuere Kunſtformen und Kunſtübungen zuſammenhäufen, um nur ſtark zu wirken. Dadurch herrſcht denn auch hier wieder, wie faſt bei allen ſpaniſchen Kirchenbauten, das Maleriſche vor; auch die Sculptur erſtrebt überall maleriſche Effekte. Das läßt ſich ebenfalls in Betreff der Hauptfaçade ſagen, zu der wir zuletzt kommen. Man überſieht faſt die beinahe plumpe Häßlichkeit des unteren Stockwerks über der wundervollen Roſette, der Fülle ſchlanker Streben, kühn emporſchießender Fialen, über der Bildnerarbeit, den Bildſäulen, Baldachinen, Kragſteinen, Bogenfenſtern, welche dieſe Front beleben. Alle dieſe Einzelheiten bilden aber kein Ganzes. Ringsum ſind Häuſer, Stiftsgebäude mit halbgothiſchen Prätenſionen, an die Kathedrale geklebt. Dieſe ſelbſt ſteckt mit der einen Langſeite tief in dem bergigen Boden, ſo daß man zu dem einen Seitenportale hinabſteigen muß, während zu dem entgegengeſetzten eine hohe Steintreppe hinaufführt. Auch die Vorderanſicht leidet durch dieſe abſchüſſige Situation. Zur einen Seite hebt, zur anderen ſenkt ſich die Terraſſe, auf deren Mittelſtufe die Kirche ſteht; das macht den Anblick unruhig,

hindert uns, einen richtigen Standpunkt zu nehmen, von dem aus wir den ſtolzeſten Bau des glaubensmächtigen ſpaniſchen Mittelalters betrachten können. Aus der tiefen Barbarei, der grauſigen Unwiſſenheit, dem dunklen Aberglauben, in welche die auf den äußerſten Oſten zurückgedrängten ſpaniſchen Chriſten während der Maurenherrſchaft im Weſten und Süden verfallen waren, ragen Monumente wie dieſe Kathedrale als wunderbare, ſtaunenswerthe Wahrzeichen hervor. Deshalb läßt ſich die Annahme, trotzdem ſie heute ernſthaft bekämpft wird, kaum abweiſen, daß arabiſches Kunſtgeſchick, arabiſche Technik, arabiſche Bildung hier mitgewirkt haben müſſen, um ſolche Denkmale zu vollenden. Und wenn wir genau zuſchauen, das Ueberwiegen des Ornamentalen, Maleriſchen, die mannichfachen Abweichungen dieſer ſpaniſchen Gothik von der franzöſiſchen und deutſchen betrachten, ſo glauben wir überall die Einflüſſe mauriſcher Kunſt, mauriſchen Geſchmacks in dem chriſtlichen Gotteshauſe zu erkennen.

Deutlicher wird dies noch im Innern, das trotzdem ſich einheitlicher zeigt. Wenigſtens in dem architektoniſchen Aufbau. Eine dreiſchiffige Lang-Halle in reiner, majeſtätiſch emporſtrebender Gothik, zwei kurze, ſtumpfe Kreuzarme und in der Vierung beider eine leichte, in phantaſtiſcher Stilloſigkeit aufgeführte ſchlanke Kuppel, eine Laterne eigentlich nur, ein Meiſterwerk an kühner Conſtruction wie an ſtaunenswerther Kunſtfertigkeit. Die Kirche iſt mit vielen, zum Theil werthvollen Gemälden ausgeſtattet. Aber die Sculptur überwiegt dennoch jedes andere Ornament. Ein reiches Formenleben quillt in verſchwenderiſcher Fülle überall hervor. Die Altäre ſchmücken ſtatt der Bilder ſich mit Relieftafeln, der ganze Chor iſt mit lebhaften Marmorreliefs überzogen, die Pfeiler umkleiden Sculpturen, die Luſt an plaſtiſchen Formen, üppig und freudig geſtaltende Phantaſie umgiebt uns allenthalben; alle Flächen erſcheinen aufgelöſt in bewegten Sculpturengruppen. Das paßt gut zur Gothik, auch wenn es ſich nicht immer der Stilregel fügt. Denn dieſe liebt es ja, alle Flächen aufzulöſen. Ueber dieſer bunt bewegten Welt

von Geſtalten und Ornamenten ſchwingt ſich die klare Gliederung des ſchlanken, leichten Spitzbogenbaues zu majeſtätiſcher Höhe auf. Der erſte, allgemeine Eindruck, den das Innere des Domes von Burgos auf den Eintretenden hervorbringt, iſt mächtig, faſt überwältigend. Er wird etwas abgeſchwächt, wenn wir, geleitet von dem Sakriſtan, die einzelnen Kapellen betreten. Sie ſind ohne Syſtem und Regel äußerlich an die Kathedrale geklebt, durch die Oeffnungen zwiſchen den Pfeilern mit ihrem Inneren verbunden, ſonſt eigentlich kleine Kirchen für ſich. Als ſolche will beſonders die Capilla del Conſtable betrachtet ſein, eine hohe Gewölbehalle, die ſich loſe an die Apſis der Kathedrale anſetzt. Es iſt die Grabkirche des altcaſtiliſchen Grafengeſchlechts Velasco, erſt zur Zeit der Frührenaiſſance erbaut. Ein Gitter von vergoldeten Eiſenſtäben ſchrankt dieſe Nebenkirche in ihrer ganzen Breite ein. Die Kapelle iſt ausgeſtattet wie ein Muſeum mit Kunſtwerken und Koſtbarkeiten aller Art. Da zeigt man uns einen mächtigen Block von Jaspis, da bewundern wir das Gemälde einer Magdalena, da erregen die Bildhauerwerke aus carrariſchem Marmor, die Reliefs, die Heiligen, die das Grabmal der Stifter umgeben, ſelbſtſtändiges Intereſſe. Eine andächtige Stimmung läßt die Ausſtattung dieſer vornehmen Kapelle nicht aufkommen und darauf ſcheint es auch gar nicht abgeſehen zu ſein; ſie will nur ein Monument der Größe und Prachtliebe des berühmten caſtiliſchen Geſchlechts ſein. Aehnlich iſt der Eindruck, den die meiſten anderen Kapellen machen, die ſich gleich Schmarotzerbauten an die Kathedrale lehnen. Alle faſt ſperren zierliche Gitter, Kunſtwerke von Schmiedeeiſen ab, mit Ranken, Verſchlingungen, Pflanzen- und Thiermotiven verſchwenderiſch überzogen. Vor einigen der Spitzbogenniſchen hängen Marmorſculpturen von oben herab, fein, durchſichtig, wunderſam wie Spitzenſchleier, aus Stein gewebt. Alle ſpäteren Zeiten haben geſchmückt und ergänzt an der gothiſchen Kathedrale und ihren Nebenbauten. Daher ſehen wir reine Renaiſſance, kräftiges Barock allenthalben. Die Chorſtühle danken ihr künſtleriſches Entſtehen der Renaiſſancezeit, ihre Holzſculpturen, Darſtellungen

aus der Geschichte Castiliens, wirken malerisch wie alle Reliefs dieser Straßenseite. Auch die Kuppelarchitektur, die die Vierung des Kreuzes krönt, das am meisten angestaunte Kunstwerk der Kathedrale, erhebt sich nicht steil und schlank, sondern strebt nicht ohne einige Schwerfälligkeit nach maurischer Wirkung. Diese wird in reichem Maße erreicht. Kühn in der Construction, üppig in den Einzelheiten baut die Kuppel von Fächern und Sternen sich auf. Sie scheint ganz aus Spitzbogen gewoben und geformt. Von fast jeder Seite aus Bogen, Verschlingungen, Rundes Ornament greifen den zwei übereinander geordneten Reihen schmaler Spitzbogenfenster, die das gewölbte Vieleck und den Tambour der Kuppel umziehen. Hier hängt die Fahne heran, welche die Pilgerscharen zum Kampfe wider die Ungläubigen geführt hat. Alles drängt uns eigentlich hier anbetend und andächtig. Aber erst Staunen, Bewunderung, blendet und überwältigt den Sinn. In solchem Raume wird jede Kunst, jeder Stil als Hilfe erscheinen. Die Fenster der Kathedrale von Burgos ist erstaunlich, sie wirken wie Fächer unendlicher, als daß der weiten Räume Schimmer. Alle Jahrhunderte haben hier gebaut, das Ihre und das Fremde mitgewirkt zu haben, um das Wunderwerk zu schaffen, zu schmücken, zu erweitern. Die alten Bilder der kastilischen Könige sind in Spanien sämmtlich verschwunden, in Trümmer gefallen oder unbekannt geblieben. Die Prachtsäle, die Burgen und Schlösser meide jene ihrem Glauben treuen haben, stehen noch in voller Herrlichkeit da, auf sie werden alle Reichthümer, alle Gaben der Kunst gehäuft.

Diesen Gegensatz zwischen der Vergänglichkeit weltlicher Herrlichkeit und Macht und der ungebrochenen Größe der geistlichen lehrt uns kein Ort Spaniens besser kennen als Burgos, die Hauptstadt Castiliens. Wir füllen die Nachmittagsstunden mit Wanderungen aus. Die erste führt uns aufwärts, den Hügel hinan, der steil über Burgos hinausragt. Oben liegt die Königsburg in Trümmern, eine alte verfallene Mauer deutet noch die ehemalige Größe der Stadt an, die Straßen und Palastreihen,

die einſt die Anhöhe bedeckt haben mögen, ſind verſchwunden. Daß dort ehemals die Wohnungen der Großen geſtanden haben müſſen, erzählt uns ein Denkmal, jetzt völlig im Freien, am Anſtiege des Berges ſtehend. Es bezeichnet die Stätte, welche einſt das Haus des Cid, des berühmteſten caſtilianiſchen Ritters, eingenommen hat. Die Wappenſchilder ſeines Geſchlechtes, der Stadt Burgos und der Stätte, wo der Held begraben, ſind aus Stein gemeißelt, an der Denkſtätte befeſtigt. Ins Rathhaus ſeiner Vaterſtadt Burgos hat man erſt vor wenigen Jahren die Reſte dieſes größten Bürgers der caſtiliſchen Hauptſtadt übergeſiedelt.

Erſt tiefer abwärts iſt die Altſtadt noch erhalten geblieben; traurige Reſte einer großen Vergangenheit. Hier, am Fuße des Burgberges liegt das alte hiſtoriſche, das eigentlich intereſſante Burgos. Da ſtehen verwitterte Steinpaläſte, aus deren Mauerfugen wilder Goldlack ſprießt, da öffnen ſich gothiſche Portale auf öde Höfe, da ſchmücken die Façaden vorſpringende, mit Moos bedeckte Balkone, doriſche und korinthiſche Säulen, kräftige Pilaſter. Die Prachtliebe der Ritter und Granden, die dieſe Schlöſſer einſt erbaut, verräth ſich in den Arabesken von Stein, den ſculpirten Bändern, Blumengewinden, Ranken, Engelchen, die um Pforten, Balkone, Säulen der Renaiſſancebauten aus der Zeit Kaiſer Karls geſchlungen ſind. Embleme, Wappenſchilder, Trophäen von Stein künden das Geſchlecht des ritterlichen Erbauers. Löwen, Adler, Kronen, heraldiſche Zeichen aller Art, gehauen aus dem ſchönen weißen, von der Zeit gebräunten Steine der nahen Berge, zieren die Façaden. Alle dieſe Pracht iſt indeſſen längſt fadenſcheinig geworden. Jetzt wohnen Schuhflicker in den hohen Hallen, Wäſcherinnen laſſen ihr Linnen um Balkone und Fenſter flattern, kleine Buden, oft zwei und drei neben einander, haben ſich in den vornehmen Portalen eingeniſtet. Der von Säulen umgebene Renoiſſancehof eines Palaſtes dient Maulthieren, Gäulen, Karren zu bequemer Unterkunft. In einem anderen der altcaſtiliſchen Ritterſchlöſſer hat eine Poſada ſich eingerichtet. Da wird gewirthet, da ſammeln ſich die Landleute,

da lärmt der kleine Verkehr des armen, zerlumpten Volkes. Einige der Paläſte ſind zu Soldatenquartieren benutzt. Kaum einen finden wir auf unſerer Wanderung durch die alte Stadt, der noch von dem Geſchlechte ſeines vornehmen Erbauers bewohnt oder von dem Beſitznachfolger modern eingerichtet iſt. Die Geſchichte des altcaſtiliſchen Landes und ſeiner Hauptſtadt ſteht mit deutlichen Zügen in dieſen Steinen geſchrieben. Die des geiſtlichen Lebens verkünden die zahlreichen Kirchen von Burgos. Stehen ſie auch alle an großartiger Herrlichkeit der Kathedrale nach, ſo ſind die meiſten doch intereſſante Architekturen von hiſtoriſchem und künſtleriſchem Werthe. Es ſind alte Bauten romantiſchen und gothiſchen Stils, nur Weniges entſtammt der Renaiſſancezeit. Intereſſante Façaden in Rundbogenſtil oder ſchlankem Spitzbogenwerk, verwittertes Gemäuer, ehrwürdig nicht nur durch das Alter, ſondern durch die große Vergangenheit, von der alle dieſe Kirchen zu erzählen wiſſen, das zieht uns an. Manche Sculptur, manches Gemälde in dem halbdunkeln Innern ebenfalls. Vermag auch die zuſammengeſchmolzene Stadt dieſe Gotteshäuſer nicht mehr alle zu füllen, liegen manche von ihnen in faſt gänzlich entvölkerten Bezirken, ſo ſind ſie doch nicht wie die Paläſte der Ritter entweiht, niedriger Ausnutzung preisgegeben worden. Die geiſtliche Macht des alten Burgos iſt eine große, ſtolze geweſen. Weit draußen in der Landſchaft, auf ſtarken, aber ſehr lohnenden Spaziergängen erreichbar, liegen heute noch reiche Klöſter und Conventе, die große Schätze von alterthümlichem und künſtleriſchem Werthe enthalten. Die Karthauſe von Miraflores ward einſt zur Grabſtätte der caſtilianiſchen Könige beſtimmt und iſt es geblieben bis zu jener Zeit, da dieſe ihre Herrſchaft bis in den fernen Südweſten von Spanien erweiterten, die Dome von Sevilla, Granada, die Granitgewölbe des Escorial zu Ruheſtätten weihten. Das Kloſter Las Huelgas wurde von dem Sieger über die Mauren bei Las Navas de Toloſa, Alphons VIII., auf dem Grunde königlicher Luſtgärten geſtiftet. Es liegt kaum eine Viertelmeile von der Stadt. Hier ſehen wir deutlicher, als an den Architekturen von Burgos ſelbſt,

den Einfluß arabiſcher Conſtructions- und Ornamentirungskunſt. Das Phantaſtiſche, die Luſt an heiterer Formenfülle, an ſpieleriſchem Ornamente, die Vorliebe für kühne, gewagte Probleme und deren überraſchende Löſung, Eigenſchaften, welche alle mauriſchen Architekturen beſitzen, ſehen wir an dieſem Bau des reichen Gartenkloſters, im Dienſte des Chriſtenthums thätig. Haben die Chriſten jener Zeit des thatkräftigen, aber culturloſen ſpaniſchen Mittelalters von den feindlichen Nachbarn gelernt, haben ſie deren Talente und Kräfte in ihren Dienſt gezwungen, haben beide Völker ſich friedlich gemiſcht und verbunden? Das iſt ſchwer zu ergründen. Jedenfalls reicht mauriſcher Einfluß ſchon im 11. Jahrhundert hinauf bis in dieſes altcaſtiliſche, dem Chriſtenthume nur vorübergehend verloren gegangene Land.

Wir kehren zur Stadt zurück. Das Stephansthor überwölbt ein einziger, graziös geſchwungener Hufeiſenbogen, der nicht eine Nachahmung des mauriſchen Stils ſein kann, der einſt von den Arabern ſelbſt errichtet worden ſein muß. Er iſt dort ſtehen geblieben als Marke, daß die Muhamedaner auf ihrem erſten ſchnellen Eroberungszuge, der ihnen in drei kurzen Jahren ganz Spanien unterworfen hat, bis hierher vorgedrungen ſind, daß ſie Zeit gefunden haben, hier zu ſchaffen und zu bauen. Etwas befremdlich nimmt dieſer mauriſche Thorbogen ſich aus in der alten Burg der ſpaniſchen Ritter und Prieſter, in dem verfallenen Burgos. Zum letzten Male ſehen wir hier Maurenthum, ſpaniſche Gothik, verkommenes Ritterthum bei einander. Der Nachtzug bringt uns am nächſten Frühmorgen in die Thäler der Pyrenäen, an den biscayiſchen Meerbuſen zu dem maleriſchen, modernen San Sebaſtian, über die franzöſiſche Grenze nach Bayonne und Biarritz.

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Urtheile der Presse

über den ersten und zweiten Band von F. Wernick's „Städtebildern."

Fritz Wernick zählt nicht zu jenen bedauernswerthen Menschen, die das bleiche „Nil admirari" sich als Motto und Richtschnur vorhalten. Seine touristischen Aufzeichnungen ruhen vielmehr auf dem Grunde jener unbefangenen Hingabe an Moment und Gegenstand, jener frischen Empfänglichkeit und warmen Begeisterungsfähigkeit, die so wohlthuend berühren und uns fesseln würden, selbst wenn die getroffene Wahl der Materien nicht so interessant und die Formgebung nicht eine so gelungene und fascinirende wäre.

„Städtebilder" hat der Autor diese literarische Spende genannt und insofern Recht mit solchem Titel, als er in der That charakteristische Bildergruppen aus Rom, aus Paris und London unserer Betrachtung darbietet; indeß wie plastisch die Conturen der Zeichnung auch hervortreten, wie saftig und leuchtend das Colorit ist, über welches sein Pinsel zu rechter Zeit gebietet, nicht sowohl „Reisebilder", mit rascher Hand festgehaltene Eindrücke des Augenblickes, leicht hingeworfene Tagebuchsskizzen sind es, was wir von ihm empfangen, sondern wohldurchdachte und sorgfältigst ausgearbeitete „Reisestudien", die Quintessenz aus jener reichen Wanderungsernte, die er auf den Blättern seiner Mappe nach Hause getragen und sich und anderen zu Nutz und Frommen gesammelt hat. Das aber giebt dem Werke seine Bedeutung, leiht den abgerundeten Darstellungen desselben ihren bleibenden Werth, obgleich viele der geschilderten Erscheinungen und Persönlichkeiten, Zustände und Lebensäußerungen nur noch in der Erinnerung der Menschen existiren. Oder dürfen nicht gerade diese „Eindrücke einer halbvergangenen Zeit" den Anspruch auf unsere besondere Beachtung und Theilnahme erheben? Gereichen uns die Vergleichungen, die der Verfasser zwischen dem Jetzt und einem mit seinen Einwirkungen sich noch tief in unsere Gegenwart erstreckenden Sonst zu ziehen weiß, wenn sie so scharfer und gründlicher Beobachtung und Kenntniß entspringen, uns nicht zur dankenswerthesten Belehrung, zu hochwillkommener Illustration der Tagesgeschichte und des Völkerlebens?

Vor Allem beziehen wir diese Bemerkung auf Rom. Weder Paris noch London hat ja im Laufe eines Decenniums ihre Physiognomie so total verändert wie die alte Metropole der Christenheit, seit sie die neue Capitale des Königreichs Italien geworden ist. Das Rom des „Concilswinters" (1869—70), mit dessen Zeichnung Wernick die Reihe seiner Studien eröffnet, unterscheidet sich so wesentlich von dem Rom von 1877, dessen Erscheinung am Schlusse des ersten Halbbandes in einer vortrefflich orientirenden Gesammtübersicht veranschaulicht wird, daß man fast meinen sollte, der eine und der andere seien nicht auf dem nämlichen Boden und unter dem nämlichen Volke erwachsen. Freuen wir uns dieser „modernen Wandelungen" auch von Herzen, so können wir unseren Augen doch nicht wehren, daß sie mit einer gewissen sehnsüchtigen Wehmuth auf das nun versunkene, unvergleichliche, einzige päpstliche Rom zurückblicken. Darum wandern wir auch mit intensivem Interesse im Geleite unseres unterrichteten und geistvollen Cicerone durch dieses wunderbare Rom des Priesterkönigs, wie es im Concilwinter zum letzten Male das Staunen der gläubigen und ungläubigen Welt hervorrief. Die Charakteristik Pius des Neunten; die Beschreibung des Allerheiligenfestes mit seinem in der Sixtina entfalteten halbweltlich-höfischen Pompe wie der in ihrem Ensemble überwältigenden Feierlichkeiten, die das im Riesendome von St. Peter tagende Concil inaugurirten; die farben- und stimmungsvollen Schilderungen der römischen Weihnachten, das sind Abschnitte aus dem Studiencyklus, an die wir unsere Leser vorzugsweise erinnern möchten. Ein reizender Spaziergang endet Wernick's römische Wanderungen, ein Gang durch die meist alterthümlichen, vielfach kunstgeschmückten Villen von unsäglich malerischer und ergreifender Schönheit. Diese Villen sind eines der eigenthümlichsten Merkmale Roms. Als solches hat sie der Verfasser mit eingehender Ausführlichkeit behandelt, wodurch er sich den Leser um so mehr verpflichten wird, als wir uns keiner zweiten Darstellung entsinnen, die über dies merkwürdige Stück Rom einen so bequemen und lichtvollen Ueberblick gewährte.

Skizzen und Studien über Paris und London füllen den zweiten Halbband des Werkes. Sie stehen an Gediegenheit den römischen Bildern in keiner Weise nach; gleich diesen haften auch Wernick's Beobachtungen auf französischem und englischem Boden nicht blos an der Oberfläche der Dinge, sondern dringen in Kern und Wesen von Land und Leuten ein und bereichern namentlich die „Völkerpsychologie", wie der jetzt modische Ausdruck lautet, mit manchem feinen Aperçu. Besonders zutreffend däucht uns Wernick's Zeichnung des britischen Nationalcharakters.

So sehen wir den bereits angekündigten weiteren „Städtebildern" mit freudiger Spannung entgegen.

Schlesische Zeitung.

Von demſelben Verfaſſer erſchienen im gleichen Verlage, und ſind in allen Buchhandlungen zu haben:

Städtebilder

von

Fritz Wernick

Band I|II, III und IV.

(Recenſionen darüber befinden ſich auf dem letzten Blatte dieſes Buches.)

Inhalt des erſten nnd zweiten Bandes:
Neu-Rom, Rom im Concilswinter, Paris, London.
2 Halbände in einem Bande.
Preis 5 Mark, eleg. gebunden 6 Mark.

Inhalt des dritten Bandes
(Neue Folge I. Band):
Conſtantinopel, Athen, St. Petersburg, Moskau, Warſchau.
Preis 3 Mark, eleg. gebunden 4 Mark.

Inhalt des vierten Bandes
(Neue Folge II. Band):
Florenz, Bologna, Orvieto, Rom, New-York, Chicago, Mailand, Antwerpen, Gent, Brügge, Brüſſel, Rotterdam, Delft, Der Haag, Leiden, Haarlem, Amſterdam.
Preis 4 Mark, eleg. gebunden 5 Mark.

Olympia.

Eine Oſterfahrt in den Peloponnes.

Mit einer Anſicht des Zeustempels und einem Ueberſichtsplan des Ausgrabungsfeldes und ſeiner Umgebungen.

Preis eleg. broſch. 2 Mark, eleg. gebunden 2 Mark 50 Pfg.

Mit reger Theilnahme folgt die gebildete Welt ſeit mehreren Jahren den Arbeiten der deutſchen Colonie, welche mit dem kosmopolitiſchen Rechte der Intelligenz von dem claſſiſchen Boden Olympia's Beſitz ergriffen hat. Es iſt eine für die Prinzipien der deutſchen Regierung höchſt bezeichnende Thatſache, daß dieſe Colonie gegenwärtig zum größten Theile aus Officieren des großen Generalſtabs beſteht, die von Moltke zu Aufnahmen und Studien nach Olympia und Athen kommandirt wurden. Der Hingebung und dem Fleiße dieſer militäriſchen Pionniere der Wiſſenſchaft iſt es zu danken, daß die epochemachenden Pläne Curtius' ihrer Verwirklichung entgegengegeben, daß ſchon nach kurzer Zeit der Forſchung das werthvollſte Material erſchloſſen ward. Uns mit dieſen Reſultaten, mit den Männern, welche dieſelben erzielt haben, dem Treiben, das heute auf jenen Stätten herrſcht, bekannt zu machen, iſt die Aufgabe des vorliegenden Buches, die in der feſſelndſten und anregendſten Weiſe darin durchgeführt erſcheint. Das glückliche Erzählertalent des Verfaſſers ermöglicht es, daß er in den anmuthigen Rahmen ſeiner Reiſeſkizze für eine Fülle hiſtoriſcher und culturgeſchichtlicher Daten den Raum findet, welche theils die Bedeutung des ſchönen Unternehmens, theils das ſchon Erreichte illuſtriren. Ueberdies giebt uns Wernick Schilderungen des herrlichen landſchaftlichen Hintergrundes, wie ſie nur offener Sinn für die Reize der Natur und eine geübte Feder mit ſolcher Vollkommenheit zu ſchaffen vermag. Wer im Geiſte dieſe, voll friſcher Laune anmuthig erzählte Oſterfahrt mitmacht, wird nur bedauern, daß dieſelbe ſobald zu Ende.

Neue Freie Preſſe.

Druck von Emil Herrmann ſen., Leipzig



